



Arg. 6077.

Arg. 7786.

Oberptische Beiträge

für

Freunde der Philosophie,
Literatur und Kunst.

In drei Bänden.

Verlag von 1815 1816 1817

herausgegeben

von

Karl Morgenstern

viertes Band



Verlag

gedruckt auf Kosten der Herausgeber.

1817

in Commission bei P. G. Neuber, 1817

1807
1808
1809
1810
1811
1812
1813
1814
1815
1816
1817
1818
1819
1820
1821
1822
1823
1824
1825
1826
1827
1828
1829
1830
1831
1832
1833
1834
1835
1836
1837
1838
1839
1840
1841
1842
1843
1844
1845
1846
1847
1848
1849
1850
1851
1852
1853
1854
1855
1856
1857
1858
1859
1860
1861
1862
1863
1864
1865
1866
1867
1868
1869
1870
1871
1872
1873
1874
1875
1876
1877
1878
1879
1880
1881
1882
1883
1884
1885
1886
1887
1888
1889
1890
1891
1892
1893
1894
1895
1896
1897
1898
1899
1900

Dorptische Beyträge

für

Freunde der Philosophie,
Litteratur und Kunst.

In drey Bänden.

Jahrgang 1813. 1814. 1816.

Herausgegeben

von

Karl Morgenstern.

Zweyter Band.



Dorpat,
gedruckt auf Kosten des Herausgebers,

Leipzig,

in Commission bey P. G. Kummer, 1815.

Dorptische Beyträge

1814

Für die Freunde der Philosophie,
Litteratur und Kunst.

In drei Bänden.

Leipzig bey C. Neumann, Neuberger Buchhändler, 1814.

Verlegt bey C. Neumann, Neuberger Buchhändler.

1814

Karl Morgenstern



10080

Zweiter Band

Dorpat

gedruckt auf Kosten des Herausgebers

Leipzig

in Commission bey P. G. Kummer, 1815.

Dorptische Beyträge

für

Freunde der Philosophie,
Litteratur und Kunst.

Herausgegeben

von

Karl Morgenstern.

Jahrgang 1814.

Erste Hälfte.

Dorpat,

auf Kosten des Herausgebers gedruckt bey J. E. Schönmann,

Leipzig,

in Commission bey P. G. Kummer, 1815.

Z u s c h r i f t
an den Hochwohlgebornen Herrn
G. Theodor Faber,

Russl. Kaiserl. Hofrath und Ritter, angestellt im Ministerium der
auswärtigen Angelegenheiten zu St. Petersburg.

Indem ich der so eben abgedruckten größern Hälfte
des zweyten Jahrgangs der Dörptischen Beyträge
eine Rechenschaft über den Inhalt vorsezen will, und
dabey in die dem ersten Jahrgange voranstehende
Zuschrift an unsern, auch in seinem achtzigsten Jahre
uns viel zu früh vorangegangenen Funck zu blicken
mir nicht versagen kann, fühl ich um mich her eine
Leere und Dede: im Begriff, das Wenige, was ich
dieß Mal zu sagen habe, dem Leser überhaupt zu
sagen, keinem mir seit lange befreundeten Geist und
Gemüthe. Ich richte also diese Zeilen an Sie, lieber
Faber, da Sie mir erst neulich in Ihrem Briefe vom
9. Dec. dankten, daß ich Sie zu Funck's Jüngern
zählte. „D wer sollte nicht“, schrieben Sie, „zu die-
sen gehören wollen! Ich möchte ihm in vielem recht
ähnlich seyn, und freue mich, ihn mit andern Augen
einst wieder zu sehen. Je eher, je besser!“ Und:
„Es wäre mir lieb gewesen, wenn Sie mir einige

Umstände von dem Tode des Berechten und von den vorhergegangenen Augenblicken gemeldet hätten. Ich habe sein Bild, welches er mir bey meiner Durchreise durch Magdeburg schenkte, in meinem Zimmer hängen; es zierte auch meine Zelle auf Karlsberg.“ Zwar kann ich für jetzt, aus Mangel bestimmter Nachrichten aus meiner Vaterstadt, wo wir einst auf der Domschule gemeinschaftlich seinen Unterricht genossen, und wo ich in Ihnen, dem wenige Jahre ältern Livländer, früh genug einen Freund aus dem entfernten Lande fand, wohin die Vorsehung in einer viel spätern Lebensperiode mich selbst führte, Ihren Wunsch nicht befriedigen. Aber ich verknüpfe den Erinnerungen an den verehrtesten Jugendlehrer gern Erinnerungen an den lieben Jugendgefährten, und so erhalten Sie die Zueignung dieses Jahrgangs der Dörptischen Beyträge, wenn gleich für Sie nur ein Theil des Inhalts näheres Interesse haben mag.

In der Fortsetzung von Köhler's viel umfassender Abhandlung, worin er die Belohnungen des Verdienstes in Griechenland aus einander zu setzen beginnt, werden Sie mit mir die tiefgeschöpfte Gelehrsamkeit dieses gleich umsichtigen als scharfsehenden Alterthumsforschers bewundernd anerkennen. Da die Materie noch so gut als gar nicht besonders bearbeitet ist, so wird diese Abhandlung, welche der berühmte Verfasser eigens für die Dörpt. Beyträge zu schreiben die Güte hat, und welche

wenigstens vor ihrer gänzlichen Vollendung nirgends besonders zu haben seyn wird, eine nicht unbedeutende Lücke in der bisherigen Bearbeitung der Antiquitäten würdig auszufüllen dienen.

Die zehn Briefe von Fichte gebe ich aus seiner Handschrift. Es sind sämmtliche, die sich in Kant's Nachlaß der an ihn geschriebenen Briefe, welcher gegenwärtig vollständig in meinen Händen ist, vorgefunden haben. Nun aber scheint aus jenem hervorzugehn, daß der Königsberger Philosoph alle des Aufbewahrens nur irgend werthe Briefe sorgfältig aufhob; es möchte hier also von Fichte's an Kant jemals gerichteten Briefen wol nichts fehlen. Unstreitig wird Ihnen, theurer Freund, die Lesung nicht weniger Freude machen, als mir die Bekanntmachung, weil sie ein nicht ganz unerheblicher Beytrag zur Charakteristik des energischen Denkers und echtdeutschen Mannes sind, bey welchem dem Worte die That, der Lehre das Leben entsprach. Hätte doch der Verfasser der Reden an die deutsche Nation, in der Fülle seiner Kraft ihr so unerwartet (29. Jan. 1814) durch den Tod entrückt, den vollständigen Triumph der gerechten Sache auch jenseit des Rheins erlebt! Und lebte er noch jetzt, um, wie er in der vom übermüthigen Herrschervolk besetzten Hauptstadt Preußens durch jene Reden zum Kampf für Wahrheit, Recht und Nationalfreyheit mit heldenmüthiger Unererschrockenheit aufrief, jetzt in den Tagen der Wiedergeburt

Deutschlands und Europens, deren entscheidender Vollendung wir sehnsuchtsvoll entgegen harren, die männliche Stimme von neuem, und ebenso wie früher, mit nichtem fruchtlos zu erheben!

Die Ansichten des Pantheismus von meinem, Ihnen persönlich nicht unbekanntem, scharfsinnigen Collegen Jäsche, werden erst, wenn er den anderen Abschnitt hinzugefügt hat, welches er bald thun will, sich genügend übersehn und beurtheilen lassen. Ich bemerke nur, daß er bey diesem interessanten Beytrag zur Geschichte der Philosophie Buchle's gelehrte Abhandlung: *Commentatio de ortu et progressu Pantheismi inde a Xenophane Colophonio, primo eius auctore, usque ad Spinozam*, die in den Abhandlungen der Göttingischen Gesellschaft der Wissenschaften, und auch, doch nur in wenigen Exemplaren, einzeln (1791 in 4.) erschien, nicht gekannt hat, und daß ich, in ihrem Besitz, ihm dieselbe mitzutheilen vergaß; welches mir jedoch nicht leid ist, weil wir um so unvermischter hier seine, mit nicht alltäglicher Präcision gefaßten Ansichten gewinnen.

Unter die wenigen Naturscenen, welche die kühnste Erwartung einer von Jugend auf ziemlich hoch gespannten Phantasie übertrafen, gehörte das Chamounythal mit seiner wundervollen Umgebung. Eignen, innigen Genuß gewährten mir weiterhin manche Thäler der Schweiz: so neue, große Bilder,

so unbergeliche, in den Hauptumrissen wenigstens unauslöschliche Erinnerungen keins, als einige, vom fleißigen, gefälligen Savoyarden, so weit die majestätische Natur ihr zu nahen erlaubt, bewohnte Gegenden am Fuß des höchsten der bekannten Gebirge der alten Welt. Sie wissen, lieber Faber, daß ich weder Geognost bin, noch Mineralog noch Botaniker, weder Statistiker noch Oekonom noch Landschaftsmaler, letzteres weder mit Farben noch mit Worten. Dennoch werden Sie die, zunächst nur für mich beschriebenen, Blätter meiner Reise von Genf ins Chamounythal gewiß nicht verschmähen. Zwar haben auch Sie in manchen gedruckten Reisetagebüchern längst schon davon mit Vergnügen gelesen. Vielleicht ist mir's jedoch nicht ganz mißlungen, obgleich ich alle eben erwähnten Qualitäten mir leider selbst absprechen mußte, dadurch, daß ich mit einer Genauigkeit und Treue, wie Sie in nicht allzu vielen ähnlichen Versuchen finden werden, Schritt für Schritt an Ort und Stelle jeden Wechsel der Erscheinungen festzuhalten suchte, auch meine zufälligen Begleiter, wo sie zur Sache dienliches wußten, zu hören nicht versäumte, außerdem manche sich ungesucht anbietende Vergleichung mit mir sonst bekannten Gegenständen, noch öfter manche nicht entfernt liegende Analogie des Moralischen mit dem Physischen einzuweben mir vergönnte, — dadurch also meiner Erzählung trotz ihrer so sehr ins Einzelne gehenden

Ausführlichkeit, die auch anscheinend Unbedeutendes mitnahm, in sofern es zum Eindruck des Ganzen mitwirkte, Einiges zu verleihen, was jener auch in ihrer schmucklosen Weise neben den glänzenden Schilderungen mit Recht gepriesener Vorgänger ihr Plätzchen anweisen mag. Dieß würde ich dann nicht bloß hoffen, sondern glauben, wenn sie selbst dem um die Pilger nach Helvezien so verdienstlichen Verfasser der Anleitung die Schweiz zu bereisen, dem auch als Menschen hochachtungswürdigen D. Ebel in Frankfurt am Main, der alles hieher Gehörige am besten kennt, noch einige Unterhaltung gewähren könnte. Sehn Sie übrigens dieß Bruchstück als Probe eines vielleicht künftig noch erscheinenden Tagebuchs der, für mich wenigstens genußvoll gewesenen, Schweizerreise an. Ein anderes findet sich schon im Taschenbuche Livona auf 1812: „Fahrt von Lausanne nach Vevey.“

Von den Briefen und Brieffragmenten gilt auch dieß Mal das schon in der Zuschrift an unsern Funk Gesagte. Der ältere Brief des ehrwürdigen Litterators Morelli in Venedig, wie das Fragment eines neuern von Groddeck in Wilna, wird den Philologen nicht unwillkommen seyn; die Briefe von Böttiger in Dresden und Frähn in Kasan, enthalten für Freunde des archäologischen Studiums und der morgenländischen Litteratur einiges Kennenswerthe. Der Brief von Ihrem Lands-

mann Grass wird Ihnen, wie allen seinen Freunden unser Provinz, das Bild des innig fühlenden Menschen, des edel strebenden Künstlers und Dichters erneuern, dessen vor wenigen Monaten zu Rom erfolgter Tod den Seinigen höchst unerwartet, und gerade jetzt, wo er uns auf's Frühjahr einen Besuch aus Italien in Riga und Dorpat versprochen hatte, doppelt schmerzlich war. Seinen Werth als Schriftsteller würde, außer seiner bey Cotta seit Jahren in der Handschrift druckfertig liegenden und hoffentlich nun endlich bald, samt den dazu gehörigen Landschaftsumrissen, herauskommenden Reise durch Sicilien, eine Auswahl seiner kleinern prosaischen und poetischen Schriften, darunter auch seiner herzigen Briefe an seine zwey Schwestern und an einige Freunde, in ein helleres Licht stellen. In einem der folgenden Theile der Dörpt. Beyträge werde ich zunächst noch seinen letzten, an mich nicht lange vor seinem Tode geschriebenen Brief mittheilen.

In den litterarischen Nachrichten am Schluß dieser ersten Hälfte des Jahrgangs 1814 werden Ihnen lauter wohlbekannte Namen begegnen. Da jene bogentreich genua geworden ist, so wird die zweyte, die bald nachfolgen soll, desto kürzer ausfallen, weil ich wenig über ein Alphabet geben kann, bey der bis jetzt so kleinen Zahl der Subscribenten auf den zweyten Jahrgang. Doch wundre ich mich über die Kleinheit dieser Zahl nicht, noch weniger

Klage ich darüber. Gaud sich doch neulich unser für das Gemeinwohl in seinem Kreise so rasilos thätiger Generalsuperintendent Sonntag veranlaßt, in den Rigaischen Stadtblättern, 1814 No. 50, zu rügen, daß aus dem Verkauf zwey gemeinnütziger Schriften des verdienstvollen Oberpastors v. Bergmann in Ihrer Vaterstadt, der „Erinnerungen an das unter dem Scepter des Russischen Kaiserthums verlebte Jahrhundert“, und seiner „Beschreibung der Grundlegung zum Siegsmonument in Riga“, obwohl beyde Schriften bekanntlich zu wohlthätigen Zwecken erschienen, nicht einmal die Druckkosten herausgekommen. Unser verehrter Freund schließt mit den Worten: „So war es vormals in unserm Riga nicht!“ — Die Namen der Subscribenten auf den zweyten Jahrgang der Dörpischen Beyträge sollen am Schluß der zweyten Hälfte angezeigt werden.

Leben Sie wohl, lieber Faber. *Vivite felices, memores et vivite nostri, Sive erimus, seu nos fata fuisse volent* — sage ich mit dem Dichter zu den Freunden, oder noch lieber auch zu Ihnen besonders: *Sis licet felix ubicumque mavis, Et memor nostri . . . vivas!* Denn freylich denk' ich zuweilen: Möchten Sie einst, was damals nur von Ihnen abhing, in Dorpat der Unsrige geworden seyn! Dann aber gön'n' ich Ihnen, der Eigenthümlichkeiten Ihres Geistes und Sinnes gedenkend, Ihren

selbstgewählten, in frühern Zeiten oft so labyrinthisch verschlungenen, freyern Lebensweg, auf welchem Sie freylich manche Früchte seltner Lebenserfahrungen, im nähern Anschauen großer Auftritte der Geschichte unsers Zeitalters, in die Seele sammeln konnten und gesammelt haben. Möchten Sie nur in Mittheilung derselben an die Zeitgenossen freygebiger seyn! Wie viel Neues Sie mit Ihrem Blick, mit Ihrem Gemüth, von Ihrem weltbürgerlichen Standpunct aus geben könnten, haben besonders Ihre „*Notices sur l'Intérieur de la France*“ und Ihre „*Observations sur l'Armée Française*“ den Freunden der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Selbständigkeit der Nationen, auch in traurigen Zeiten verfälschten öffentlichen Urtheils, zur Genüge gezeigt. Gut, daß Sie zunächst in unsrer deutschen Sprache, die ja Ihre Muttersprache ist, wenn Sie gleich einst Bürger des unter schönen (getäuschten) Hoffnungen für die Welt neu aufblühenden Gemeinwesens der Neufranken waren, einen Theil Ihrer Ansichten der verhängnißvollen Schöpfungen und Zerstörungen auf dem Felde der Verfassung und Verwaltung des vor kurzen noch so übermächtigen Westreichs, uns hoffen lassen.

Sie erinnern sich noch, wie wir ehemals, ich Ihnen dem reifern Jüngling gegenüber fast noch Knaube, in den Zwischenviertelstunden der Schulclassen, auf Spaziergängen und — auf dem großen Steine

vor dem Hause Ihres Heims in Magdeburg, unsere damals freylich noch jugendlich beschränkten, doch sich gegenseitig ahndenden und ergänzenden Wahrnehmungen über Menschen und Dinge uns traulich mittheilten, und wie Sie damals mir (so schien mir's wol mit Recht) viel mehr waren als ich Ihnen. Dann verloren wir uns, bey ganz verschiedenen Lebensbahnen, in weitgetrennten Ländern auf zwanzig Jahre aus den Augen, ohne daß einer den Andern jemals ganz vergessen hatte. Denn im Jahre 1807 fand ich Sie wieder, und sagte mir damals schon von Ihnen den zweyten der beyden Verse, die der wackere Seume in einem Gedicht, überschrieben den Manen Gleim's, zu diesem sprach:

Einst such ich dich auf deinem Stralensterne,

Und finde mehr als ich verlor.

Mögen wir uns, auch wo unsre Lebensbahnen sich wieder trennen sollten, immer so wieder finden: nicht nur diesseits, auch jenseits!

Dorpat, den $\frac{1}{2}$. December 1814.

Morgenstern.

E t w a s

zur

Beantwortung der Frage:

gab es bei den Alten Belohnungen des Verdienstes um den Staat, welche den Ritterorden neuer Zeit ähnlich waren?

Faint, illegible text visible through the paper from the reverse side.

Belohnungen des Verdienstes in Griechenland.

Bei den Griechen, in den Freistaaten sowohl als bei den Königen von Macedonien, waren Belohnungen des Verdienstes der Art wie wir hier abhandeln, äußerst selten, und Ehrenzeichen welche jemand zu weilen, oder gar für immer an sich hätte tragen sollen, gänzlich außer Gebrauch. Hiervon war die Ursache theils die geringe Achtung, in welcher Perser und alle morgenländische Völker bei ihnen standen, welche sie als ungebildete Menschen zu sehr verachteten, um eine solche Sitte von ihnen anzunehmen; theils widerstrebte diese Sitte ihrem Sinne, und dem in allen ihren Staaten mehr oder minder waltenden demokratischen Geiste. Der Mann der dem Staate, von dem er selbst ein Theil war, wesentliche Dienste geleistet, glaubte sich durch die Achtung seiner Mitbürger, und durch das bei ihnen fortdauernde An-

denken seiner Verdienste, mehr belohnt ¹⁾, als er es durch äußerliche Abzeichen hätte sein können, welche überdem der gemeine Bürger, der den Anführer der Heere oder Flotten der Republik, sobald er sich außerhalb des Dienstes befand, für seines Gleichen ansah, nie gelassen oder billigend würde ertragen haben. Es zeigte sich in dem Aeußern ihrer Bewohner, Athen, eben so wie jetzt London, als die Stadt eines hochcultivirten Volkes. Seit sie durch Theseus ihre Verfassung bekommen, hatten ihre Bewohner aufgehört, bewafnet, wie die Barbaren des Orients ²⁾, einher zu gehen, und es war durch ausdrückliche Gesetze verboten, weder innerhalb der Stadt ³⁾, noch

1) Aeschin. Or. adv. Ctesiph. p. 572. l. 45. Ed. Reisk. Plut. Praec. Ger. Reip. c. XXVIII. p. 289. Ed. Wyt.: *ἐπεὶ τὴν γε ἀληθινὴν τιμὴν καὶ χάριν ἰδρυμένην ἐν εὐνοίᾳ καὶ διαφύσει τῶν μεμνημένων οὐχ ὑπερόφεται πολιτικὸς ἀνὴρ, οὐδὲ γε δόξαν ἀτιμάσει, „φύγων τοῖς πέλας ἀνδάνειν,“ ὡς ἠζίου Δημόκριτος. Oder wie von dem Labeo auf einer alten Aufschrift von der Stadt Cyne in Aeolis aus den letzten Jahren des Kaisers August (Cayl. Rec. d'Ant. To. II. pl. 56. l. 17) gesagt wird: **ΑΡΚΗΝ ΝΟΜΙΖΩΝ ΤΑΝ ΚΡΙΣΙΝ ΤΩ ΠΛΑΘΕΟΣ ΚΑΙ ΤΑΝ ΕΤΝΟΑΝ ΕΠΙΤΘΕΩΡΗΚΗΝ ΤΑΙΣΔΕ ΤΟΙΣ ΑΓΑΘΟΙΣΙ ΤΩΝ ΑΝΑΡΩΝ ΠΡΕΠΟΙΣΑΙΣ ΑΣ ΜΕΝΙΖΟΙΣ Α ΧΑΡΑ ΣΤΗΝΕΠΕΝΕΤΣΕ ΤΕΙΜΑΙΣ***

2) Thueyd. L. I. c. 6. p. 16. Ed. Bau.

3) Lucian. Anachars. c. XXXIV. p. 915. Ed. Reitz.: *τὰ μέντοι ὄπλοφορεῖν ἀεὶ, καὶ ἀκινάκην παρεζῶσθαι,*

in den öffentlichen Versammlungen des Volkes ¹⁾, wie die rohen Gallier und Germanier ²⁾, bewafnet zu erscheinen. Man sah also, nicht auf den Straßen, noch in gesellschaftlichen Versammlungen, oder im Schauspiel, weder Leute mit prunkenden Auszeichnungen, als Andeutungen hoher Würde und Standes, wie man sie in Persien, und in andern Staaten des Morgenlandes fand, noch Bewafnete oder Leute im Kriegskleide; diejenigen vielleicht ausgenommen, die eben von einem Feldzuge zurückkamen. Auch hatten die so selten von ihnen dem Verdienst ertheilten Ehrengeschenke das Eigene, daß in der Hochschätzung des Verdienstes nicht der geringste Unterschied statt fand, es mochte dasselbe sich in Kriegsthaten, in Verwaltung des Staats, oder durch Fortschritte in Weisheit, Wissenschaft und Kunst bemerkbar gemacht haben, und für keine dieser dreierlei Arten von Verdienst war irgend eine Gattung von Ehrengeschenken ausschließend bestimmt. Diese ganze gleiche Würdigung des Verdienstes in der athenischen Republik, so wie, mit Ausnahme Sparta's in den meisten übrigen griechischen Staaten, erzeugt von einer Ursache, welcher am Ende dieser Abhandlung

περιττόν ἐν εἰρήνῃ οἰόμεθα εἶναι. καὶ πρόστιμόν ἔστιν, ὅστις ἐν ἄστει σιδηροφοροῖν μηδὲν δεόν, ἢ ὄπλα ἐξενέγκαι εἰς τὸ δημόσιον. Eustath. ad. II. A. p. 83.

1) Diod. Sic. L. XII. c. 19. p. 490. Ed. Wess.

2) Bau. ad Thueyd. l. c. p. 17.

gedacht werden wird, brachte von dieser Seite, ein herrliches Gleichgewicht in den ganzen Staatskörper, ein Gleichgewicht der Kräfte, das nur in solchen Verfassungen bestehen kann, welchen wenigstens etwas von der demokratischen Form zugesetzt ist, denen aber die nichts davon besitzen, immer fremd bleiben wird. Die Folge dieses Einklanges war der höchste Wohlstand des Staates, aus welchem vortreffliche Staatsmänner, Feldherren, Philosophen, Dichter und Künstler, wie sie noch nie ein Staat hervorbrachte, hervorgingen.

Es ist hier noch zu erinnern, daß die gänzliche Abneigung oder der Widerwille der Griechen gegen die im Morgenland üblichen Auszeichnungen derer die den König umgaben, und die ersten Würden und Ämter bekleideten, durchaus nicht aus ihrem richtigen Gefühl für die Einfachheit des männlichen Anzugs, welches wir auch mit einem mäßigen Zusatz von Zierlichkeit in der Kleidung ihrer Frauen und Töchter finden, abzuleiten ist. Wir wissen bestimmt, daß die Sitten der Griechen und vornehmlich der Athener, nachdem sie aufgehört hatten, bewafnet einherzugehen, sich merklich auf die Seite der Weichlichkeit, Ueppigkeit und Prachtliebe neigten; und Thucydides *) bemerkt ausdrücklich, daß erst seit nicht gar langer Zeit die Athener die Untergewänder aus Leinen, so wie die goldenen Cicaden, womit sie

*) L. I. c. 6. p. 18.

die Haare auf dem Scheitel befestigten, abgelegt hatten, und daß die Spartaner zuerst den übrigen Griechen mit gutem Beispiel in einfacher Kleidung, durch welche die reichsten sich den ärmern gleich stellten, vorausgegangen waren. Die Liebhaberei für die Gymnastik, die sich zuerst bei ihnen zeigte, und welche sich bald über ganz Griechenland verbreitete, trug nicht wenig bei, alle überflüssige Weichlichkeit im Anzuge und in der Lebensart zu verbannen. Aber aller, vor den Zeiten der schönen Einfachheit der Sitten in Griechenland herrschenden Ueppigkeit ungeachtet, trugen hier die Männer niemals Halsketten, Armbänder, andern Schmuck oder Purpurgewänder, weder als Pug noch als Unterscheidungszeichen des Standes, oder Beweis des Verdienstes.

Ein flüchtiger Blick auf unsere Sittengeschichte zeigt uns im Kleiderwesen eine ähnliche Erscheinung. Kaum waren nach den Kreuzzügen Handel und Gewerbe in Europa belebt worden, als nach und nach die Liebhaberei für bunte reiche seidene Gewänder, Stickerei, Treffen und Geschmeide überhand nahm. Dieses dauerte bis ins vergangene Jahrhundert, wo, zum Glück für den guten Geschmack, England die französische Modetyrannin mit ihrem Tand aus unserm Welttheile vertrieb. Die geschmackloseste aller Moden, der preussische Haarzopf, fand erst am Ende jenes Jahrhunderts seinen Untergang.

Der leichtern Uebersicht wegen, sollen erst die

verschiedenen Belohnungen des Verdienstes bei den Griechen aufgezählt werden; dann werden über diese Geschenke, Vorrechte und Vorzüge, und über die vorzüglichsten Männer denen sie ertheilt worden, einige Anmerkungen folgen. Was von Athen gesagt werden wird, ist, wie die Folge lehrt, beinahe von allen übrigen griechischen Staaten zu verstehen. Zu diesen Belohnungen gehören:

- 1) ein Kranz oder Krone vom heiligen Delbaume der Minerva, oder von anderm Laube.
- 2) ein goldener Kranz. Meistens mit Inschrift.
- 3) Gemälde an öffentlichen Orten ausgestellt, auf welchen der zu Ehrende seine Thaten verrichtend, gebildet; oder öffentliche Aufstellung des gemalten Bildnisses.
- 4) Bildsäulen an öffentlichen Orten errichtet, mit Inschriften.
- 5) Inschriften auf Marmor, auf denen die Thaten eines, zuweilen mehrerer, verzeichnet, ohne die Namen der zu Ehrenden.
- 6) Belobungs- Decrete, welche auf Marmor- Tafeln gegraben, und eben so wie die eben genannten Inschriften, an öffentlichen besuchten Orten aufgestellt wurden.
- 7) Der Titel eines Wohlthäters des Volks.
- 8) Das Bürgerrecht, wenn in einem Staate Männer die nicht Bürger waren, oder Fremde, geehrt werden sollten.

- 9) Befreiung von öffentlichen Steuern und von Abgaben.
- 10) Einladung zu einem Gastmal auf dem Prytaneum.
- 11) Der Titel und das Amt eines Proxenos.
- 12) Ein vorzüglicher Platz bei den öffentlichen Spielen und im Theater.
- 13) Unterhalt im Prytaneum auf lebenslang.
- 14) Die tägliche Zahlung einer gewissen Summe zum Unterhalt.
- 15) Ein Geschenk an Ländereien.
- 16) Belohnungen an Geld.
- 17) Begräbniß auf Kosten des Staates; zuweilen mit einer feierlichen Grabrede, aber stets mit einer Inschrift auf dem Grabmale.
- 18) Erziehung der nachgebliebenen Kinder, und
- 19) Ausstattung der Töchter; beides auf Kosten des Staats.
- 20) Besondere Vergünstigungen oder Gewährungen, welche der Staat nur einmal ertheilte.

Schon aus dieser Uebersicht ergiebt sich, wie wenig die griechischen Belohnungen den Ehrengeschenken der Morgenländer oder unsern Ritterzeichen ähneln. Die beiden letztern sind bloß auf Ausschmückung der Person des zu Ehrenden berechnet, nicht so die der Griechen. Daß selbst nicht einmal die beiden ersten Stücke, die Kränze oder Kronen,

zum persönlichen Schmuck der Eitelkeit zu zählen, wird der Verfolg unsres Auffages darthun. Wie sehr ist die Ehre durch Bildsäulen, durch Inschriften und öffentlich aufgestellte Belobungsdecrete, seinen Mitbürgern, als ein nützlicher und edler, als ein großer Mann, empfohlen und genannt zu werden, verschieden vom Anlegen eines Ehrenzeichens, das zwar manches hohe Verdienst schon geschmückt hat, wobei aber gewiß, außer dem Geber in den meisten Fällen nur wenige wissen, worin das Verdienst des Geschmückten eigentlich besteht, und dieses ist gerade der Grund, weshalb dem letztern nicht immer die Achtung gezollt werden kann, die er verdient. Die Belohnungen des Verdienstes bei den Griechen beförderten in einem uns beinahe ungläublichen Grade, Gemeinsinn, Liebe des Vaterlandes, und Aufopferung für dasselbe: die Auszeichnungen der Morgenländer hingegen und unsere Ritterorden sind, ihrem Wesen nach, nichts als Nahrung des größten und verderblichsten Egoismus. Nur auf Männer von seltener Weisheit werden sie keinen schädlichen Einfluß haben, desto mehr aber auf solche die dieses nicht sind. Jene Belohnungen begeisterten den Mann, um nach außen hin nach Kräften zu wirken: diese treiben das etwanige Streben in die Persönlichkeit zurück. Was die Speisung im Prytaneum, das Erziehen und Auskatten der Kinder betrifft, so werden viele dieses für nichts weiter als bloße Un-

terstützung des Würdigen und seiner Angehörigen halten, manche vielleicht sogar an Hospitälern und Erziehungshäuser armer Kinder denken: aber beiderlei Voraussetzungen würden falsch sein, weil Theilnahme dieser Art am Schicksal des nicht Begüterten, von Seiten des Staats, bei den Hellenen nicht allein einen großen Werth hatte, sondern noch überdies im höchsten Grade ehrenvoll war, wie sich aus der Folge unsrer Untersuchung ergeben wird.

Erster Abschnitt.

SAUBERLANGE.

Die Ertheilung des Kranzes, von dem der Minerva geheiligten Delbaume, war eine große Ehre zu Athen. Dem hochverdienten Miltiades, der, wegen seiner Siege über die Perser, seine Landsteuere um Ertheilung des Olivenkranzes bat, ward sein Gesuch abgeschlagen ¹⁾. Weder er, noch der um sein Vaterland unsterblich verdiente Themistokles, oder Aristides, erhielten zu Athen ein solches Ehrenzeichen. In der Blüthe Athens mußten die größten Männer dasjenige entbehren, oder es ward ihnen sogar versagt, was in den Zeiten des sich nähernden Verfalles dem Unbedeutenden gereicht wurde ²⁾. Gerechter

1) Plut. Cim. c. VIII. p. 187. R.

2) Aeschin. Or. adv. Ctesiph. p. 569—571. R. Demosth. Or. de Rep. Ord. p. 172. l. 14. R. Sehr schön, aber als Redner, vertheidigt Aeschines das Benehmen der Athener gegen ihre großen Männer (l. c. p. 435):

waren gegen die Verdienste welche sich Themistokles um die Griechen, in der Schlacht bei Salamis, erworben hatte, die Lacedämonier. Themistokles der sich nach Sparta begeben hatte, erhielt hier, eben so wie der lacedämonische Oberanführer Eurybiades, den Olivenkranz. Außerdem verehrten sie ihm einen schönen Wagen, ertheilten ihm die größten Lobeshhebungen, und dreihundert ausgesuchte Reiter begleiteten ihn, bei seiner Rückkehr, bis an die Gränze von Tegea; eine Ehre welche die Lacedämonier nie jemand erzeigt hatten ¹⁾. Thrasybulus der sein Vaterland von der Herrschaft der Tyrannen befreit hatte, der trefflichste von allen, wie Pausanias ²⁾ sagt, die theils vor, theils nach ihm, der Republik Athen vorzügliche Dienste geleistet haben, erhielt ihn ³⁾, so wie die Krieger, welche die vertriebenen Athener aus Phyle zurückgeführt hatten ⁴⁾. Gesandte in fremde Staaten bekamen bei ihrer Rück-

ἀχάριστος ἄρ' ἦν ὁ δῆμος; οὐκ, ἀλλὰ μεγαλόφρων, καὶ κείνοι γε οἱ μὴ οὕτω τετιμημένοι, τῆς πόλεως ἄξιοι. οὐ γὰρ ᾤοντο δεῖν ἐν τοῖς γράμμασι (nämlich durch Decrete welche ihnen Lob und Ehrengeschenke ertheilten) τιμᾶσθαι, ἀλλ' ἐν τῇ μνήμῃ τῶν εὖ πεπονθότων, ἢ ἀπ' ἐκείνου τοῦ χρόνου μέχρι τῆδε τῆς ἡμέρας ἀδύνατος οὔσα διαμένει.

1) Herod. L. VIII. c. 124. p. 677—678.

2) Paus. Att. c. XXIX. p. 3. p. 112. Ed. Fac.

3) Corn. Nep. in Thrasyb. c. IV. p. 270—271.

4) Aeschin. adv. Ctesiph. p. 576. l. 32.

kunft, wenn sie ihren Auftrag nach Wunsch vollbracht, den zu Athen sehr hochgeachteten Olivenkranz ¹⁾. Derselbe Olivenkranz soll auch dem Perikles ²⁾, und dem Aristophanes, letzterem mehr wegen seiner dem Volke schmeichelhaften politischen Aeußerungen, als wegen seiner trefflichen Komödien, verehrt worden sein ³⁾. Kränze waren überhaupt die Belohnung der Sieger ⁴⁾, und derer die sich um das Vaterland verdient gemacht hatten ⁵⁾. Den Agesilaus bekränzte, selbst während der Schlacht, bei Koronea ein Theil seiner Hülfsstruppen ⁶⁾. Athen soll Kränze zuerst verliehen haben ⁷⁾.

Wie sehr die Kronen vom Delbaume der Minerva geachtet waren, bestätigt die Erzählung vom Epimenides aus Kreta. Als dieser Weise, nicht lange vor Solons Gesetzgebung, nach Athen berufen wurde, um die Stadt zu entzündigen, schlug er das ihm zur Belohnung angebotene Talent Silber (1350 Rub. S. M.) aus, und bat nur um einen Zweig des heiligen Delbaumes, den er auch empfing ⁸⁾.

1) Aeschin. Or. de Fals. Legat. p. 228—229. l. 14. R.

2) Valer. Max. L. II. c. 6. §. 5. p. 170. Ed. Torren.

3) Aristophan. Vit. p. XIV. A. Ed. Kust.

4) Poll. Onom. L. III. c. 30. Sect. 152. p. 346. Ed. Hemst.

5) Xenoph. Hier. c. VII. §. 9. p. 265. Ed. Zeun.

6) Xenoph. Agesil. c. II. §. 11. p. 295. Ed. Zeun. Hellen. L. IV. c. 3. §. 11. p. 184. Ed. Mor.

7) Valer. Max. l. c.

8) Diog. Laert. L. I. c. CX. p. 70—71. Plut. Sol. c. XII. p. 337.

Beweise uns auch nicht der Verfolg unsrer Untersuchungen, daß alle oben aufgezählten Belohnungen des Verdienstes, eben so in den griechischen Städten Asiens, als zu Athen selbst üblich waren; so würde uns eine zu Smyrna gefundene Inschrift wenigstens über den Gebrauch der Laubkränze nicht in Ungewißheit lassen. Aus diesem Denkmale lernt man, daß das Volk einer dieser Städte, vielleicht die Smyrnäer, dem Trauerspiel-Dichter Klitus, Sohn des Kallisthenes, einen Lorberkranz durch einen Beschluß verehrt hatte ¹⁾.

Um die Wiederholungen zu vermeiden, und die abzuhandelnden Gegenstände nicht zu vereinzeln, hat noch einiges, die Vertheilung der Laubkränze betreffende, seinen Platz im folgenden Abschnitte erhalten.

1) Chandel. Inscr. Ant. P. I. t. XXV. p. 10. et p. III—IV.

Zweiter Abschnitt.

Goldene Kränze.

Spättern Ursprunges waren die Kränze von Gold. Brasidas der Feldherr der Spartaner, ward im peloponnesischen Kriege von den Bewohnern von Scione öffentlich mit einem goldnen Kranze oder Krone beschenkt, außerdem aber sein Haupt, wie das eines glücklichen Athleten in den Spielen, mit einer Binde umwunden. Das letztere geschah nur von einem Theil der Bewohner, und nicht öffentlich ¹⁾. Eben so hatte Lysander im Verfolg des Krieges von mehreren Städten goldene Kränze erhalten ²⁾. Beweise gränzenloser Verehrung waren die goldenen Kronen, welche die Bürger Athens dem zurückkehrenden Alcibiades, nachdem er den Stolz der Lacedämonier gedemüthigt hatte, darbrachten ³⁾. Vorzüglich ward

1) Thucyd. L. IV. c. 121. p. 308. Ed. Duk.

2) Xenoph. Hellen. L. II. c. 3. §. 6. p. 72.

3) Corn. Nep. Alcib. c. VI. p. 227 — 228.

Alcibiades bei dieser Gelegenheit von den Athenern, durch Hinzufügung der, eigentlich nur den Siegern in den olympischen Spielen gebührenden, Binde geehrt ¹⁾. Jedoch, eben so wenig als Brasidas, vom Staate, sondern, aus augenblicklichem Eifer, von mehreren einzelnen. Dem Dio, der Syrakus von der Tyrannei des Dionysius befreiet hatte, verehrten die fremden Krieger die er anführte, eine goldene Krone ²⁾. Die Großmuth des ältern Dionysius gegen seine Kriegsgefangenen, die er frei gab, ward von ihnen mit goldenen Kränzen erwidert ³⁾. Eine goldene Krone verspricht der jüngere Cyrus, jedem der ihm zu Hilfe gekommenen Griechen nach glücklich errungenem Siege zu geben ⁴⁾. In diesen Fällen wird der goldenen Krone als Belohnung für Kriegsdienste erwähnt: der oberste Anführer der Truppen erhielt selbige eben so gut wie der gemeine Krieger der sich auf eine seltene Art ausgezeichnet hatte.

Es sind hier nun einige Beispiele zu bemerken, wo dasselbe Ehrenzeichen für andere Verdienste ertheilt wurde. In den Zeiten vom peloponnesischen Kriege bis zum Könige Philipp von Macedonien, war man weit freigebiger mit Ertheilung goldener Kronen, als man es vormals in Hinsicht des Olym-

1) Muret. Var. Lect. L. XV. c. 7. p. 402. Ed. Plant.

2) Plut. Dion. c. XXXI. p. 306.

3) Diod. L. XIV. c. 105. p. 722. Ed. Wessel.

4) Xenoph. Anab. L. I. c. 7. §. 55.

franzes gewesen war, und nach Philipp, bis in die Zeiten wo die Römer sich Griechenland unterwarfen, hatte diese Freigebigkeit noch mehr zugenommen. Der Redner Lykurg war mehrermale, wegen seiner Verdienste um den Staat, vom athenischen Volke mit Kränzen beehrt worden ¹⁾. Einemales als die Athener einer Anzahl Kriegsschiffe benöthigt waren, hatten sie durch ein Decret demjenigen der athenischen Schiffsbefehlshaber, der zuerst das seinige (es geschah stets auf eigne Kosten) völlig in Stand gesetzt und nachher bemannt haben würde, einen Kranz bestimmt. Apollodorus, Pasion's Sohn, erhielt diesen Preis. Die Republik setzte darauf einen neuen Preis demjenigen aus, dessen Schiff am vollkommensten ausgerüstet befunden werden würde. Auch um diesen Ehrentranz bewarb sich Apollodorus, mittelst einer von Demosthenes abgefaßten Rede ²⁾. Einige Zeit vorher hatte Naukles, als Anführer der Hopliten, oder des schwerbewaffneten Fußvolkes der Athener, zu Imbrus, als wegen widriger Winde der Sold nicht eintraf, ihn aus seinen eignen Mitteln gezahlt, aber vom Staate nicht wiederverlangt: er erhielt eine Krone dafür ³⁾. Ein anderes Beispiel giebt Charidemus welcher als Anführer der Hopliten nach Salamis geschickt worden war; Diotimus führte da

1) Plut. Vit. X. Rhet. p. 416. W.

2) Or. de Cor. hierarch. p. 1228. R.

3) Demosth. Or. de Cor. p. 265. l. 8.

bei die Reiterei an. Beide hatten die Truppen auf's neue mit Waffen, auf ihre Kosten, versehen und erhielten dafür jeder eine goldene Krone ¹⁾. Diese Kränze wurden zu Athen, nach vorhergegangenem Antrage des Senats, welcher die Belohnung demnach schon gebilligt hatte, von der Versammlung des Volkes durch ein förmliches Decret ertheilt. Andere wurden bloß vom Senat verschenkt. Die drei zuletzt erwähnten Kronen aber waren durch, für die Empfänger vorzüglich ehrenvolle, Decrete gegeben worden. Auf dieselbe Weise erhielt, zur Belohnung seines Eifers im Dienste des Staats, Demosthenes eine goldene Krone, weil er, beim Ausbessern der Mauern Athens, wozu er von der Stadt 10 Talente (12,500 Rub. S. M.) erhalten hatte ²⁾, noch drei (4050 Rub. S. M.) von seinem Vermögen verwendet, sie dem Staate geschenkt, außerdem aber noch als Aufseher des Theater-Schatzes, denselben durch einen Beitrag für die Opfer von 100 Minen (2,250 Rub. S. M.) vermehrt ³⁾, und überhaupt dem Volke mit Rath und That beigefanden hatte ⁴⁾. Das ihn betreffende Decret sollte während der großen Bacchanalien im Theater ausgerufen werden ⁵⁾. Uebrigens

1) Id. ib. p. 265 — 266.

2) Aeschin. Or. adv. Ctesiph. p. 415. l. 10.

3) Demosth. Or. de Cor. p. 266. l. 22.

4) Aeschin. Or. adv. Ctesiph. p. 438 — 439. Demosth. Or. de Cor. p. 243. l. 21.

5) Demosth. Or. de Cor. p. 243. l. 10. et p. 266. l. 19.

hatte Demosthenes noch einigemal goldene Kronen für mancherlei wichtige dem Staate geleistete Dienste bekommen 1). Unter den zu Athen lebenden Ausländern erhielt der Philosoph Zeno aus Citium, in einem für ihn äußerst schmeichelhaften Decrete, wenn man dasselbe für acht annehmen will, nebst andern Vorrechten, vom athenischen Volke eine goldene Krone zum Zeichen seiner Erkenntlichkeit 2).

Was die Verkündigung des Decretes, durch welches diese goldenen Kränze ertheilt waren, betrifft, so gab es zwar ein Gesetz, nach dem die Kronen welche das Volk jemand ertheilte, nirgends als in der Volksversammlung; die Kronen welche der Senat, nirgends als im Senate ausgerufen werden konnten 3). Sogar wenn eine Phyle oder ein Demus *) eins ihrer Mitglieder mit einer Krone beehren wollten, mußte dieses in den besondern Versammlungen der Phyle oder des Demus geschehen 4). Allein ob-

1) Plut. Vit. X. Rhet. p. 411 — 413. Ed. Wyt. Plut. in Demosth.

2) Diog. Laert. L. VII. sect. 6 — 11. p. 369 — 372. Ed. Menag.

3) Aeschin. Or. adv. Ctesiph. p. 427. l. 22. p. 434. l. 41. Demosth. de Corona. p. 243 — 244.

*) Die Athener waren in zehn Stämme oder Phylen getheilt. Unter Demus wurden Städte, Flecken und Dörfer des athenischen Gebietes verstanden.

4) Demosth. Or. de Coron. p. 267. lin. 23. Aeschin. Orat. cit. p. 434. l. 43. Cic. de Opt. Gen. Orat. c. VII. §. 19. p. 733. Ed. Ern.

gleich es zu Athen ein solches Gesetz gegeben haben muß, da sich der auf Demosthenes eifersüchtige Aeschines förmlich und öffentlich darauf beruft, so scheint es doch damals außer Gebrauch gekommen zu sein, wenn es auch vormalz beobachtet sein sollte; erstlich: weil sich in des Demosthenes Kranzrede mehrere andere Decrete finden, in welchen bestimmt wird, die vom athenischen Volke dem Naukiles, dem Charidemus und Diotimus ertheilten Kränze im Theater während der Dionysien auszurufen 1), und Demosthenes ausdrücklich bemerkt, daß dasselbst unzählige andere Kränze verkündet worden 2); zweitens: weil ein unten zu erwähnendes Decret des Demus Piræus gleichfalls im Theater dieses Demus an einem ähnlichen Feste ausgerufen wurde, da es doch dem Gesetze gemäß nur in der Versammlung dieses Demus hätte geschehen sollen; drittens: weil Demosthenes sich auf ein anderes Gesetz stützt, durch welches ausdrücklich bestimmt war: daß die von einem athenischen Demus ertheilten Kränze, nur in der Zusammenkunft jedes Demus verkündet werden sollten; die Kränze aber welche das athenische Volk oder der Senat verehrt hatte, im Theater während der Dionysien auszurufen erlaubte 3). Aeschines der voraus wußte daß Demosthenes sich in seiner

1) Demosth. ib. p. 265. l. 14. et 25.

2) Ib. p. 267. l. 10.

3) Orat. de Cor. p. 267. l. 23.

Verteidigung auf dieses Gesetz berufen würde, wollte ihm in seiner Anklage des Ctesiphon zuvorkommen 1); er bemerkte daher, dieses Gesetz handle bloß von solchen Kränzen, welche von Fremden nach Athen gesendet worden wären 2). Allein das was wir oben hierüber gesagt haben, beweiset die Richtigkeit dieser Auslegung. Da nun ferner in andern griechischen Staaten die Verkündung solcher Ehrengeschenke, wie wir in der Folge bemerken werden, im Theater an ähnlichen Festen geschah, so wird es um so zweifelhafter, ob das von den beiden Rednern angezogene Gesetz zu Athen jemals in Ausübung gebracht worden ist. Es stand dem Gelehrten frei, das ihn betreffende Decret, wenn es vom athenischen Volke erteilt war, in der Volksversammlung, wenn es vom Senat herrührte, im Senate, oder statt dieser beiden Orte, im Theater während der großen Bacchanalien durch den Herold ausrufen zu lassen; auch hatte er, wie es scheint, auf diese oder jene Kundthuung, in dem, dem Decrete vorhergehenden Antrage Rücksicht nehmen lassen. Die Folge von dieser gesetzlichen Erlaubniß würde gewesen sein, daß jeder Athener die letztere Art der Bekanntmachung jeder andern vorgezogen hätte, wäre nicht durch ein anderes Gesetz, welches eine besondere Verfügung mit den Kränzen traf,

1) Aeschin. Or. adv. Ctesiph. p. 429. l. 41.

2) Id. ib. p. 437. l. 25.

den weniger glänzenden Verkündungen ein besonderer Vorzug eingeräumt worden, von denen unten die Rede sein wird. Die vom Senat oder dem Volke der Athener jemand bestimmten Kronen, konnten übrigens nur dann gesetzlich, dem mit einem öffentlichen Amte oder Auftrag versehenen, erteilt werden, wenn dieser vorher Rechenschaft von seinem Amte oder Geschäfte abgelegt hatte 1). Selbst der Senat der Fünfhundert zu Athen erhielt laut einem Gesetze eine Krone zum Geschenk, wenn das athenische Volk dafür hielt, daß er ein ihm übergebenes Geschäft, wie es sich gehörte, vollbracht hatte 2), so wie, im entgegengesetzten Falle, ein anderes Gesetz ihn dessen für unwürdig erklärte 3). Hiermit muß man vergleichen, wenn in unsern Zeiten ein Collegium vom obersten Machthaber im Staate Dankfagungen oder erhöhte Vorrechte erhält.

Es ward oben der Verfügung eines attischen Gesetzes über die Kränze, welche ein Demus erteilen würde, gedacht. Die alten Schriftsteller haben uns gar nichts hinterlassen über diese Art von Kranzertheilung, und ohne ein paar Urkunden aus dem Archive des Demus Piräeus, würden wir völlig, was

1) Aesch. adv. Ctesiphont. p. 397. l. 25. — 402. p. 426. l. 16. p. 592. l. 4. Cic. de Opt. Gen. Orat. l. c.

2) Demosth. Or. adv. Androt. p. 594. lin. 24. Ulpian. in h. l. p. 202. B. C. Ed. Bas. 1572.

3) Demosth. ib. p. 595. l. 25.

diesen Gegenstand angehet, in Ungewißheit geblieben sein. Die erstere der erwähnten Urkunden 1) betrifft einen gewissen Kallidamas, Sohn des Kallimedon, aus dem Demus Chollida, dem die Piräeer, wegen seiner Verdienste um ihren Demus, einen Olivenkranz verehren, welcher in dem ihn betreffenden Decrete im Theater ausgerufen werden sollte. Außer den verdienten Lobeserhebungen geben sie ihm ferner das Recht, an den gemeinschaftlichen Opfern des Demus Theil zu nehmen, das heißt, er bekam hier wie jedes Mitglied des Demus seinen Antheil am Opferfleisch: sie geben ihm das Recht, Genosse aller ihrer feierlichen Mahlzeiten zu sein, mit Ausnahme der Feste zu welchen einzig und allein nur den Piräeern der Zutritt zukommt. Sie stellen es in sein Belieben sich, zu welcher Triakas ihres Demus er wolle, zuschreiben zu lassen, und ertheilen ihm noch andere Beweise des Wohlwollens. Merkwürdig ist in diesem Decrete des Demus, daß er, bei jeder Gelegenheit, die Ehrfurcht gegen das gesammte athenische Volk an den Tag legt, und es stets zuerst nennt. Im Anfange heißt es, zum Beispiel: „weil Kallidamas ein rechtschaffener Mann ist gegen das athenische Volk und gegen den Demus Piräeus.“ Ferner: „die Piräeer beschließen, den Kallidamas mit Oliven zu bekränzen, wegen seiner Rechtschaffenheit und Billigkeit

1) Chandl. Inscr. Gr. P. II. t. CVIII. p. 72.

gegen das athenische Volk und den Demus Piräeus.“ Auf gleiche Art wird das athenische Volk noch einmal gegen das Ende des Decretes erwähnt. Um so sonderbarer ist es, daß in der zweiten Urkunde 1), welche das Verpachten des Theaters im Piräeus zum Gegenstande hat, das athenische Volk auf dem Bruchstücke, das sich davon erhalten hat, gar nicht erwähnt wird. Hier sind die Zeilen auf die es ankommt; aus ihnen wird sich sowohl jene Weglassung als auch die Ursache der Kranzertheilung ergeben. Es wird daselbst gesagt: „Die Piräeer haben beschloffen: weil sich Theaeus, theils vorher, theils jetzt, durch seinen Eifer für das Beste des Demus auszeichnet und bewirkt hat, das aus dem Theater dreihundert Drachmen (67½ Kub. S. M.) mehr einkommen; so soll er mit einem Olivenkranze bekränzt werden, wegen seiner Rechtschaffenheit und Billigkeit gegen den Demus: also sollen auch bekränzt werden diejenigen welche das Theater gepachtet haben, Aristophanes, Melesias, Denophontes und Arethusius.“ Auf einer andern alten Inschrift hat sich ein Beispiel von der Kranzschenkung einer Phyle Athens erhalten. In diesem Decrete ertheilt die Phyle Pandionis dem Nicias, Sohn des Epigenes, aus dem Demus Cydathenaeus der zu dieser Phyle gehörte, nach vorhergehendem Lobe, weil er auf seine Kosten die Ehre

1) Chandl. Inscr. Gr. P. II. t. CLX. p. 74.

der Knaben gefeßt, und in den Dionysien und Thargelten durch Ehre erwachsener Künstler den Preis davon getragen hatte, einen Kranz 1).

Goldene Kränze waren auch im Alterthume ehrenvolle diplomatische Geschenke; Republiken und Städte gaben dadurch ihr Wohlwollen gegen einander, und ihre Dankbarkeit zu erkennen. „Vormals war das Theater voll von goldenen Kronen, welche dem athenischen Volke von fremden Staaten verehrt, und dort ausgerufen wurden,“ sagt Aeschines 2): „seitdem sich aber Demosthenes in die Staats-Geschäfte mengt, sehen wir keine neuen ausländischen Beweise von Freundschaft bei uns eintreffen.“ Ihren Landsleuten, welche sich zu Delos niedergelassen, hatten die Athener vielleicht wegen guter Aufnahme der attischen Theorien, eine goldene Krone geschenkt, welche während der Panathenäen, im Theater innerhalb der Stadt, ausgerufen ward 3). Aus Dankbarkeit für sein edles wohlwollendes Benehmen beschenkten die Athener den Spartokus, Sohn des Cumelus, König des Bosphorus, eines Staates mit welchem Athen immer in enger Verbindung stand, mit einer goldenen Krone, wobei sie ihm noch andere Beweise ihrer Ergebenheit gaben 4). Die Bewohner von Byzanz und Perin-

1) Chandl. Inscr. Ant. P. II. t. VI. p. 48.

2) Or. adv. Ctesiph. p. 625. lin. 34.

3) Grut. Corp. Inscr. p. CCCCXV. Montfauc. Diar. Ital. c. III. p. 43.

4) Chandl. Inscr. Ant. P. II. t. XII. p. 51.

thus verehrten, durch ein schmeichelhaftes Decret, der Republik Athen, wegen des ihnen gegen Philipp geleisteten Schutzes, außer einer Menge großer Vorzüge, eine Krone. Sie bestimmten, daß dieses Decret in den festlichen Versammlungen der Hellenen, während der istsmischen, nemeischen, olympischen und pythischen Spiele sollte ausgerufen werden. Um die Dankbarkeit der beiden Städte zu verewigen, sollten im Bosphorus drei Bildsäulen, sechzehn Ellen hoch errichtet werden, die Byzanz und Perinth vorstellten, welche die Stadt Athen bekränzen 1). Um dieselbe Zeit bekränzten, wie sie in ihrem Decret sagten, die Bewohner der Städte auf dem thracischen Chersones, Gessus, Eleus, Madytus, Mopekonnesus den Senat und das Volk der Athener mit einer goldenen Krone sechzig Talente schwer 2), und errichteten den Altar der Charis und des athenischen Volkes, weil dieses den Chersoniten Ursache des Besitzes der größten Güter ward, indem es sie aus der Gewalt Philipp's erlöste, und ihnen Vaterland, Gesetze, Freiheit und

1) Demosth. Or. de Cor. p. 255—256.

2) Wenn unter diesen Worten goldene Talente zu verstehen sind, beträgt der Werth dieses Kränzes 810,000 Rub. S. M. Da nun diese Summe für Städte die lange nicht zu den reichsten und mächtigsten gehörten, etwas beträchtlich zu sein scheint, so ist es wahrscheinlicher daß hier der Werth des Goldes in Silbermünze angegeben ist, und in diesem Falle betrug die Summe 81,000 Rub. S. M., oder daß hier ein besonderes kleineres Gewicht als das gewöhnliche zu verstehen.

Verehrung der Götter, wiedergab 1). Alexander von Macedonien erhielt, von den zu den istsmischen Spielen versammelten Griechen, eine goldene Krone zugeschiedt; ein Siegesgeschenk zur Belohnung des für die Wohlfahrt und Unabhängigkeit Griechenlandes unternommenen Feldzuges 2).

Daß diese goldenen Kränze oder Kronen mit Inschriften versehen wurden, damit desto sicherer das Andenken der Geber, die Erinnerung der obwaltenden Gelegenheit, und der Name des damit beehrten Volkes oder Bürgers, der Vergessenheit entzogen würde, sehen wir aus einer sehr merkwürdigen Erzählung von den Gold-Kronen, welche sich auf der Akropolis zu Athen in der öffentlichen Schatzkammer befanden, und welche der Republik von ihren Bundesgenossen verehrt worden waren. Am Keif, (Koriz) auf dem die aus Golde gearbeiteten Zweige befestigt waren, befand sich unten die Inschrift. Man las unter andern auf einer dieser Gold-Kronen:

Die Bundesgenossen (bekränzen) das (athenische) Volk wegen seiner Tapferkeit und Gerechtigkeit;

auf einer andern:

Die Bundesgenossen (weihen) ein Ehrengeschenk der Minerva;

1) Demosth. Or. de Cor. p. 255. l. 22.

2) Curt. L. IV. c. 5. §. 11. p. 164.

oder es waren die Namen der Städte, welche den Kranz verehrt hatten zu lesen, z. B.:

Die Bewohner von * * umkränzen das (athenische) Volk, welches sie befreiet hat.

Die befreieten Eubder bekranzen das Volk.

Auf einem andern las man:

Konon (weihet diesen Kranz) nach der See-schlacht mit den Lacedämoniern.

Diese bewunderten und kostbaren Denkmäler der alten Zeit, hatte, unter dem Vorgeben, daß die Blätter sich nach und nach abbläteten, Androtion, als Schatzmeister einschmelzen, und daraus flache Schalen mit der Aufschrift: „unter der Aufsicht des Androtion gearbeitet“, machen lassen. Ueber diese beinahe ungläubliche Dummheit, hat ihm Demosthenes verdiente Vorwürfe gemacht 1). Da die goldenen, Bürgern ertheilten Kronen erst späterhin gewöhnlich wurden, als die Athener weniger geizig mit der Namens-Aufschrift des Beehrten waren, wovon in einem der folgenden Abschnitte die Rede sein wird, so glauben wir, daß goldene Kronen, nie ohne Aufschrift, weder einem Bürger noch einem Staate ertheilt wurden; um so mehr, wenn man sich erinnert, wie sehr es bei den Griechen Gebrauch war, alles mit Aufschrift zu versehen.

1) Orat. adv. Androt. p. 615 — 615. sequ. Orat. adv. Timarch. p. 755. l. 8.

Wenn einer der griechischen Staaten einen athenischen Bürger mit einer goldenen Krone beschenken wollte, so mußte vorher vom athenischen Volke durch Gesandte um Erlaubniß angefragt werden ¹⁾. Dem zu Ehren lag dann ob, so lauteten die Gesetze, Beweise seiner ihm von dem fremden Staat beigelegten Verdienste, und daß er dieser ihm zugedachten Ehre durch ein anständiges weißes Leben werth sei, vorzulegen. Konnte er alles dieses nicht gehörig beweisen, so versagte ihm das Volk die Erlaubniß, die ihm bestimmte Auszeichnung annehmen zu dürfen, und die Gesandten erhielten eine abschlägliche Antwort ²⁾. Hatte er aber alles Vorgeschiedene erwiesen und durch Zeugen begründet, so ward durch einen Volksbeschuß den fremden Gesandten eine bejahende Antwort auf ihren Antrag ertheilt ³⁾. Das Decret des fremden Staates ward darauf im Theater, nicht während einer Volksversammlung ⁴⁾, sondern während der großen Bacchanalien, im Wettstreite der Trauerspieldichter, das ist, vor Aufführung der neuen

1) Aesch. adv. Ctesiph. p. 437. l. 20.

2) Id. ib. p. 641. l. 19.

3) Aesch. adv. Ctesiph. p. 437. l. 20.

4) Id. ib. p. 593. l. 11. et p. 428. l. 30: ἀνακηρύττειν τὸν ὑπὸ τοῦ δήμου στεφανούμενον — ἐν τῷ θεάτρῳ, — οὐδὲ ἐκκλησιαζόντων Ἀθηναίων, ἀλλὰ τραγῳδῶν ἀγωνιζομένων καινῶν, οὐδ' ἐναντίον τοῦ δήμου, ἀλλ' ἐναντίον τῶν Ἑλλήνων.

Trauerspiele, durch den Herold ausgerufen. Die Verkündigung geschah zuweilen auch an zweierlei verschiedenen Orten. Diese Ehre erhielten die oben erwähnten Charidemus und Diotimus; das athenische Volk hatte beschlossen, daß das ihnen den goldenen Kranz zuerkennende Decret bei der Feier der großen Panathenäen, während der gymnischen Spiele, und in den Dionysien, vor Aufführung der neuen Trauerspiele, sollte ausgerufen werden ¹⁾. Späterhin wird in einem dem Oberpriester und Ethnarch Hyrcan zu Ehren abgefaßten Beschlusse der Athener, wodurch sie ihm eine goldene Krone ertheilten gesagt, es solle dieses Decret in den Dionysien, in den Panathenäen, und Eleusiniern verlesen werden ²⁾. Weil nun bei diesen Festen, vorzüglich während der großen Dionysien, sich zu Athen eine der glänzendsten Versammlungen aus ganz Griechenland befand, die Wertherkennung folglich bekannter wurde ³⁾; so folgt daß Kronen im Theater ausgerufen, mehr Ruhm brachten, als die in den Volksversammlungen ertheilten und kund gethanen ⁴⁾, und daß aus Eitelkeit man auch die vom Volk und Senat gegebenen Kronen lie-

1) Demosth. de Coron. p. 265. l. 25.

2) Joseph. Ant. Jud. L. XIV. c. 8. p. 699. Daß dieses Decret nichts für die Ausrufung solcher Beschlüsse während der Eleusiniern beweisen kann, wird am Ende des vierten Abschnittes gesagt werden.

3) Aesch. in Ctesiph. p. 428. l. 31.

4) Id. ib. p. 433. l. 34.

ber auf jene Weise verkündigen ließ. Mehrere Bürger Athens hatten, durch die Proxenen, sich von Chios, Rhodus und andern Inseln und auswärtigen Staaten, dergleichen Kränze die mit einer so ausgezeichneten Verkündung verbunden waren, zu verschaffen gesucht ¹⁾. Um diesen Mißbrauch zu verhindern, waren durch Gesetze die erwähnten Anfragen und Untersuchungen vorgeschrieben, und die durch ein Decret der Volksversammlung zu gebende Erlaubniß für unumgänglich nöthig erklärt worden. Letzterer Umstand auch aus dem Grunde, damit der zu Ehrende den Athenern, wegen der erteilten Erlaubniß, noch mehr Dank wisse, als dem Staate der ihm den Kranz bestimmt hatte ²⁾. Sehr schlaue hatten aber die Athener ein Mittel ausgedacht, theils um die ihren Mitbürgern von fremden Staaten erzeugte und in der Versammlung von ganz Griechenland verkündete Ehre, etwas zu mäßigen, theils um das Ausrufen der von der Republik Athen erteilten Ehrengeschenke, in der Volksversammlung oder im Senate, bei Ansehen zu erhalten ³⁾. Denn es befahl ein Gesetz, daß die goldenen innerhalb der Stadt Athen im Theater verkündeten Kronen, nicht dem damit Beschenken überlassen, sondern der Minerva geweiht sein sollten: und zwar, in Rücksicht der von ausländ-

1) Aeschin. adv. Ctesiph. p. 432. l. 26. p. 427. l. 25.

2) Id. ib. p. 437. l. 21.

3) Id. ib. p. 427. l. 25.

dischen Staaten verliehenen Kränze, aus dem Grunde, damit niemand die Gunst des fremden Staates höher achte, als das Vaterland. Alle andere, von dem athenischen Volke erteilte, in seiner Versammlung, im Senate oder sonst irgendwo, nur nicht in den festlichen Versammlungen von Hellas im Theater zu Athen ausgerufene, gehörten dem damit Beehrten, um für ihn und seine Kinder ein Andenken des Wohlwollens des Volkes, und eine Aufmunterung zu sein, sich dessen nicht unwerth zu zeigen ¹⁾. Einen Beweis für die lange Fortdauer dieser Gewohnheit zu Athen, wenn ein Bürger von einem fremden Staate einen Kranz bekommen sollte, gibt uns ein zu Delos, zur Zeit als die Römer ihre Macht schon bis nach Griechenland ausgedehnt hatten, geschriebenes Decret ²⁾, welches die, auf dieser durch ihre vortheilhafte Lage zwischen Europa und Asien, und wegen der auf ihr gefeierten berühmten Feste, so sehr besuchten, und so vorzüglich für den Handel gelegenen Insel, dem ersten Handelsplatze und Freihafen von

1) Aeschin. adv. Ctesiph. p. 432. l. 26. p. 427. l. 25.

2) Tournefort Voy. du Levant; To. I. Lettre VII. p. 118. h. Grut. Corp. Inser. p. CCCC. Montfauc. Diar. Ital. c. III. p. 43. Biagi Tract. de Decret. Athen. c. XXXI. §. 2. p. 430. Man muß sich wundern, daß Biagi dieses Decret, dessen Ueberschrift sich doch zu Venedig befand, so mangelhaft hat abdrucken lassen, und daß er weder von Gruter's fehlervollem Abdrucke, noch von Montfaucon's viel richtigerer Abschrift und Verbesserung des gruter'schen Textes, etwas bemerkt hat.

ganz Griechenland, und eine zeitlang der Schatzkammer der verbündeten Hellenen, lebenden Athener ¹⁾, zu Ehren des Eubulus aus Marathon, gegeben. Eubulus wird darin gelobt, daß er die obrigkeitlichen Aemter, für die man ihn gewählt, rechtschaffen und mit Ruhm bekleidet habe: daß er, als er zum Architheorus erwählt, mit seinem Sohne und seinen Gehülften, alles schön, und nach Gebühr angeordnet, und was das vorzüglichste ist, daß Er der erste gewesen, welcher dem zu Delos lebenden athenischen Volke die Ehre verschafft, von Athen eine goldene Krone zu erhalten, die während der Panathenäeen daselbst ausgerufen wurde. Er wird weiter gerühmt, wegen übernommener Gesandtschaften, und vieler den Athenern zu Delos verschafften Vortheile, wegen Uebernahme des Priestertums der großen Gottheiten, ferner daß er, als Priester des Aesculap und des Bacchus, aus seinen Mitteln allen Aufwand zu den Aufzügen und Opfern für die dasigen Athener und Römer bestritten. Damit es nun bekannt werde, daß das Volk dankbar sei gegen diejenigen, die ihm Gutes erzeigt, so beschliesse nun der athenische Senat zu Delos: daß durch das

¹⁾ Strab. L. X. p. 743. B. L. XIV. p. 985. A. Ed. Alm. Paus. Arcad. c. XXXIII. §. 1. p. 454. Polyb. Rel. L. XXXI. c. 7. §. 10. p. 505. Plut. Pericl. c. XII. p. 614.

Die merkwürdigen Staatsveränderungen auf dieser Insel findet man in den Miscellan. Observ. Crit. in auct. vet. Vol. VII. p. 1—124. abgehandelt, und über die Inschrift zu Ehren des Eubulus einiges p. 47—48.

Loos zu bestimmende Vorsteher in der nächsten Volksversammlung verathschlagen, und die Meinung des Senates dem Volke vortragen, daß derselbe dafür halte: Eubulus, Sohn des Demetrius, aus Marathon, sei wegen seiner Rechtschaffenheit und seiner guten Gesinnungen gegen das Volk mit des Gottes heiligem Lorberkranze zu beehren: die Versammlung habe ferner drei Gesandten zu wählen, welche sich an den Senat und das Volk zu Athen wenden, und das Volk ersuchen sollten, dem Eubulus zu erlauben die ihm decretirten Beweise von Freundschaft anzunehmen. Die Namen der dazu erwählten Gesandten werden in dem Decrete genannt, welches mit den merkwürdigen Worten schließt: „Bestätigt von der Volksversammlung zu Athen.“

Aehnliche, obgleich geringere Schwierigkeiten verursacht es auch jetzt noch, wenn dem Diener eines Staats von einem ausländischen Fürsten eine Auszeichnung ertheilt wird.

So wie aber die von Fremden der Republik Athen, oder ihren Bürgern, dargebrachten Kränze im Theater ausgerufen wurden, eben so ward es mit denjenigen Kronen gehalten, die Athen fremden Staaten, Bürgern und Königen, welche letztere, so wie unter andern Hiero König von Syrakus ¹⁾, gar sehr nach dieser strebten, ertheilte, wie man unter andern

¹⁾ Polyb. Histor. L. I. c. 16. §. 10. p. 38.

aus jenem Decrete siehet, durch das Spartokus eine goldene Krone erhielt. Es wird hier gesagt, sie solle im Theater während der großen Dionysien, bei Auf- führung der Trauerspiele im Theater ausgerufen werden ¹⁾, und an demselben Orte machten die Athener das Decret bekannt, durch welches sie dem athenisch- delischen Volke eine goldene Krone zuerkannten ²⁾.

Ein nicht sehr von den zu Athen üblichen For- malitäten, wenn ein Bürger von einem fremden Staate einen Kranz erhalten sollte, verschiedenes Verfahren, fand in den griechischen Städten Asiens statt. Ein Decret der Stadt Iasus in Karien ³⁾ gibt uns hierüber Aufschluß. Kalymna, eine andere Stadt Kariens, hatte jene ersucht, ihr fünf Männer zu senden, welche Streitigkeiten zwischen den Bür- gern von Kalymna beilegen, und wenn dieses nicht thunlich wäre, darüber durch die Mehrheit der Stim- men entscheiden sollten. Die Stadt Iasus hatte diese verlangten Richter nach Kalymna gesandt, wel- che hier allen Fleiß anwandten die Uneinigkeiten zu schlichten und die Ruhe unter den Bürgern wieder herzustellen, viele Handel auch wirklich gültlich bei- legten, damit die Entscheidung durch Mehrheit der

1) Chandl. Inscr. Ant. P. II. t. XII. p. 51. Chandler er- gänzt hier eine Lücke durch ΠΑΝΑΘΗΝΑΙΩΝ, wo of- fenbar ΔΙΟΝΤΣΙΩΝ stehen muß.

2) Montfauc. Diar. Ital. c. III. p. 43.

3) Chandl. Inscr. Ant. P. I. t. LVIII. p. 20.

Stimmen die Spaltungen unter den Bürgern nicht vermehren möchte. Einige Streitsachen hatten sie sogar zum Vortheil beider Theile entschieden, zehn Sachen aber waren von ihnen durch Stimmgeben wobei aller Meinungen übereinstimmend waren, nach den Gesetzen abgeurtheilt worden. Die Kalymnier die nun ihren Wohlthätern, den Iasiern, ihre Dank- barkeit bezeigen, und dadurch andere aufmuntern wollten, das Beste ihrer Stadt zu befördern, mach- ten einen Beschluß des Senats und des Volks be- kannt, welcher bestimmte: das Volk der Iasier we- gen seiner Biederkeit und seines Wohlwollens gegen die Bewohner von Kalymna zu loben, und sie wegen dieser fünf Männer mit einem goldenen Kranze zu be- kränzen: ferner diese fünf gesandten Richter, wegen ihrer Rechtschaffenheit zu loben, auch sie mit einem goldenen Kranze zu beschenken, und ihnen mehrere Vor- züge zuzugesehen, deren wir in den folgenden Abschnit- ten Erwähnung thun werden. Das Ende der Auf- schrift fehlt auf dem Marmor; man siehet aber aus dem Decrete das die Iasier, über diesen von den in ihre Vaterstadt zurückgekehrten Richtern mitgebrach- ten Beschluß, abfaßten, daß Kalymna am Ende des Decretes der Stadt Iasus empfohlen hatte, die zwei von Kalymna ertheilten Kränze, im Theater während der Dionysien ausrufen zu lassen. Iasus decretirte nun: daß diese Ausrufung am ersten Tage des Fes- tes der Chöre Statt haben solle: daß die abgesandte

gewesenen Richter gelobt werden sollten, weil sie, würdig des Vertrauens ihres Volkes, der Stadt eine ehrenvolle Auszeichnung verschafft hatten: und daß dieses ihr Decret in Marmor gegraben gehdrig aufgestellt werden solle. Eigentlich hätte nun wohl Kalymina ihr Decret durch dazu ernannte Gesandte an Iasus absenden sollen, so wie solches, nicht bloß zu Athen, sondern auch in den Städten Asiens gewöhnlich war, und welches die Parier bei einer ähnlichen Veranlassung thaten. Denn auf einem Decrete der Bewohner von Cyzikus ¹⁾ lesen wir: „daß, da die Einwohner von Parium, stets gegen Cyzikus wohl gesinnt, an sie die drei Gesandten, den Cydias, Amiantus und Archephylus abgesendet haben: Leontius nun das Volk ersuche, die dem Apollodorus, des Apollonius Sohn, dem Nestarch von Cyzikus, der in vielen und wichtigen Dingen dem Volke der Parier große Dienste geleistet, vom letztern ertheilten Ehrenbezeugungen im Senate und in der Volksversammlung der Bewohner von Cyzikus ablesen, ihn während der Dionysien im Theater bekränzen, und die ihm erzeugte Ehre ausrufen zu lassen.“ Die dem Apollodorus noch überdieß von den Pariern zuge dachte Ehre übergehen wir hier, weil ihrer in der Folge wird gedacht werden. Auf diesen Antrag der Parier beschließt nun der Senat und das Volk der

¹⁾ Montfauc. Diar. Italic. c. III. p. 33.

Cyzicener: „die Parier wegen ihres Wohlwollens und ihrer Freundschaft gegen Cyzikus zu loben: ferner gleichfalls zu loben den Apollodorus, des Apollonius Sohn, wegen seiner Großmuth und seines Wohlwollens gegen das Volk der Parier: den Apollodorus von den Prytancen, während der Anthestherien bekränzen, und die ihm verliehenen Ehrenbezeugungen im Theater ausrufen zu lassen.“

Nachdem wir der zu Athen üblichen verschiedenen Weisen der Bekanntmachung von Kränze ertheilenden Decreten erwähnt, ist noch einiges zu bemerken über die Art, wie dieses in den übrigen griechisch redenden Staaten geschah. Die Laubkronen und die goldenen Kränze wurden zu Athen im Senat, in der Volksversammlung, in den Versammlungen einer Phyle oder eines Demus, oder im Theater ausgerufen. Daß es bei den Kränzen, welche ein Demus der Athener ertheilte, eben so wenig nach dem oben erwähnten Gesetze ging, als bei denen welche die Volksversammlung gab, und dieselben, statt in der Volksversammlung des Demus, im Theater wie es zu Athen aus oben bemerkten Ursachen geschah, ausgerufen wurden, beweist eine alte Inschrift des Demus Piræus. Hier solle es, sagt das Decret, im Wettstreite der Trauerspieldichter geschehen ¹⁾, welche Worte mit denen auf attischen Decreten, *ἐν τοῖς*

¹⁾ Chandl. Inscr. Ant. P. II. t. CVIII. p. 73.

ἀγῶσι¹⁾), oder mit den gewöhnlichsten Ausdrucke, im Wettstreite der Trauerspieldichter, das ist während der neuen Trauerspiele, gleichbedeutend sind. Daß durch diese Worte gemeint war, diese Verkündigungen sollen kurz vor Anfange der Trauerspiele ausgerufen werden, ließ sich errathen, wenn auch Aeschines uns nicht die Zeit genauer angäbe²⁾), wo er sagt, „kurz vorher ehe die tragischen Schauspieler auftreten“ (*μελλόντων τραγῶδων εἰσιέναι*). Dieselbe Verkündigung war auch auf den griechischen Inseln, und in den andern griechischen Städten des festen Landes beliebt, wie wir aus einem kürzlich entdeckten sehr merkwürdigen Decrete des Senates und des Volkes der Stadt Salamis, auf der Insel gleiches Namens, aus einem andern von Astypaläa³⁾), und aus dem Volksbeschlusse der Byzantier bei dem Demosthenes, aus dem von Cyzikus zu Gunsten der Parier und des Apollodoros, aus dem der Jasier zum Besten der aus Kalymna wieder zurückkehrenden Schiedsrichter, und aus mehreren andern erschen. Es dürfte daher nicht leicht sein, Beispiele außerattischer Verkündigungen in den Volksversammlungen aufzufinden. Zu Athen rufte der Herold die Decrete aus: eben so auf Astypaläa; zu Salamis einer der

1) Aeschin. Or. adv. Ctesiph. p. 395. l. 15.

2) Adv. Ctesiph. p. 593. l. 13. R. Cf. Tayl. Not. ad Aeschin. et Demosth. Or. de Cor. p. 596. Ed. Cantabr.

3) Villosion Praef. in Hom. Iliad. p. LV.

tragischen Schauspieler; auf dem genannten Decrete von Jasus wird es dem Agonothet aufgetragen. Zu Athen wählte man dazu die großen Dionysien, wegen der vielen während dieses Festes anwesenden Fremden. Ein Decret der Stadt Salamis verfügt, daß die dem Theodotus erzeigte Kranz-Schenkung an den zunächst folgenden Dionysien, und am Feste der Ajax während der gymnischen Spiele solle ausgerufen werden (*ΚΑΙ ΑΝΕΙΠΕΙΝ ΤΟΝ ΣΤΕΦΑΝΟΝ ΤΟΤΟΝ ΔΙΟΝΥΣΙΩΝ ΤΩΝ ΕΝ ΣΑΛΑΜΙΝΙ ΤΡΑΓΩΔΟΥΣ ΟΤΑΝ ΠΡΩΤΟΝ ΓΕΝΗΤΑΙ ΚΑΙ ΑΙΑΝΤΕΙΟΙΣ ΤΩΙ ΓΥΜΝΙΚΩΙ ΑΓΩΝΙ*¹⁾). In einem unten nochmals zu erwähnenden Decrete von Astypaläa wird bestimmt, daß der Kranz dem zu Belohnenden während der Lenaöbacchien oder Dionysien ertheilt und ausgerufen werden solle²⁾). Feste wurden eben so in andern griechischen Städten zu diesen Ausrufungen gewählt: zu Cyzikus während der Anthesterien; zu Jasus, während der Dionysien am ersten Tage der Ehre; *κυκλίων τῆ πρώτῃ*³⁾); zu Lebedus, während der Leukathcen⁴⁾), zu Delos, am Opferfeste des Neptun⁴⁾).

Wir haben schon einigemal einer vortreflichen,

1) Vers. 50 — 52.

2) Villosion. l. c.

3) Dieser Decrete ist oben gedacht worden.

4) Chandl. Inscr. Ant. P. I. t. XXII. p. 8.

4) Biagi Decr. Athen. c. XXXI. p. 428.

an merkwürdigen Umständen reichen Inschrift gedacht, welche wir der Gefälligkeit eines ausgezeichneten Reisenden, des Herrn von Stakelberg, verdanken, der sie zu Salamis entdeckte und aufzeichnete *). Sie betrifft einen Theodorus, Sohn des Eustrophus, aus dem Demus Piræus. Für das Jahr in dem Ergokles Archon war, war er zu Salamis zum Gymnasiarch erwählt worden. Während desselben hatte er die Stieropfer an den eintretenden Festen besorgt, sämtliche Athleten seines Gymnasiums bewirthet; ferner die Besorgung des Festes des Hermes über sich genommen, und jenen wieder ein Mahl gegeben, worauf er nicht wenig verwandte. Außer der

*) Hr. von Stakelberg ist einer der gelehrten Reisenden, welche die Bildsäulen von dem Giebel eines Tempels zu Megina, und den Fries eines Tempels zu Phigalia entdeckt haben. Diese mit so viel Umsicht unternommene Reise, wird eines der wichtigsten und lehrreichsten Werke liefern, die wir über das alte Griechenland besitzen. Unter einer großen Anzahl meisterhafter Zeichnungen von der Hand des Herrn von Stakelberg befand sich auch eine Zeichnung von einer zu Athen gefundenen Lampe von Thon, die jetzt dem Lord Eligo gehört, auf welcher eine freie Scene aus der Geschichte der Tochter des Archon Hippomanes, von welcher in Description d'un Vase de Bronze, à Petersbourg, 1810. p. 31 — 33. die Rede ist, zu sehen. Die mit Klammern eingeschlossenen großen Buchstaben in den hier mitgetheilten Zeilen der Inschrift sind von uns ergänzt, fehlten auf der Abschrift und wahrscheinlich auch auf dem Marmor: die auf dem Marmor verwichenen Stellen sind durch die kleinen Buchstaben ergänzt.

für das Del bestimmten und zugetheilten Summe, hatte er noch welches aus seinen Mitteln angeschafft, auch eine Keule geweiht, auf welcher er die Namen derer die im Wetlauf siegten, verzeichnet hatte, [ΑΝΑΛΩΣΑΣ ΕΙΣ ΤΑΤΤΑ ΟΥΚ ΟΛΙ(Γ)ΟΝ ΠΡΟΣΕΔΑΠΑΝΗΣΕ ΔΕ ΚΑΙ ΠΡΟΣ ΤΟ Ν(Ι.Μ)ΕΡΙΣΘΕΝ ΑΤΤΩΙ ΕΙΣ ΤΟ ΕΛΑΙΟΝ Εκ ΤΩΝ ΙΔΙΩΝ ΑΝΕΘΗΚΕΝ ΔΕ ΚΑΙ (Ρ)ΟΠΑΛΟΝ ΤΩΙ ΚΑΙ ΑΝΕΓΡΑΨΕΝ ΤΟΥΣ ΝΕΝΙΚΗΚΟΤΑΣ ΤΟΥΣ ΔΡΟΜΟΤΕ 1)] Für alles dieses, und noch andere dort angegebene Verdienste, beschließt der Senat, damit andere zu ähnlicher Großmuth aufgemuntert werden mögen, daß die durchs Loos erwählten Vorsteher in der nächsten Volksversammlung einen Vortrag machen und dem Volke die Meinung des Senates mittheilen sollen: daß Theodorus zu loben, und mit einem goldenen Kranze, nach dem Gesetze, zu belohnen sei, wegen seiner Großmuth gegen das salaminische Volk. Die letzte abgesetzte Zeile, Ο ΔΗΜΟΣ ΣΑΛΑΜΙΝΙΩΝ, bezeugt, daß das Volk von der Stadt Salamis das Decret ihres Senates gebilligt hatte. Manches andere auf diesem schönen Denkmale, so wie die Zeit in der es geschrieben wurde, werden die gelehrten Herren Herausgeber erörtern, daher wir es übergeben. Durch ihren Inhalt sind mit dieser Inschrift verwandt zwei Decrete der Insel Astypaläa. Auf dem

einen beschließt der Senat und das Volk der Asypaläer, dem Gutachten der Prytanen gemäß, den Agoranom oder Aufseher der Lebensmittel, Demoteles, Kalippus Sohn, weil er sein Amt mit allem Eifer verwaltet, gesorgt hatte, daß alles auf dem Markte außß wohlfeilste und gerechteste verkauft werde, auch für das Volk Korn bei Zeiten aufgekauft hatte, zu loben und mit einem Kranze des wilden Delbaumes zu umkränzen. Auf dem zweiten Decrete von Asypaläa erhält der Agoranom Arcesilaus, Sohn des Mdragenes, außer derselben Ehre, noch die Erlaubniß zugetheilt, auf dem Marktplatze, wo es ihm nur gefallen solle, ein Denkmal errichten zu dürfen ¹⁾.

Bei allen diesen Verkündigungen war der Geber und der Empfänger zufrieden, wenn die Freigebigkeit und Dankbarkeit des ersten, so wie das anerkannte Verdienst und die ihm ertheilte Belohnung und Ehre des letztern, seinen Zeitgenossen an einem feierlichen Tage bekannt gemacht wurde. Weniger genügsam waren hierin einige der unten genauer zu erwähnenden Gesellschaften, Innungen und Verbrüderungen in Asien und Afrika, deren Kranzspendungen sich hierdurch sehr bemerkbar machen. Das einermal hatte, von den Attalisten, die Truppe

1) Villois. Praefat. in Hom. Iliad. p. LV. Memoir. sur quelqu. Inscript. inconn. voy. Mem. de Literat. To. XLVII. p. 289.

des Echinus vier ihrer Vorsteher jeden mit einem Olivenkranz bekränzt und bestimmt, das Ausrufen solle jedes Jahr nach den festlichen Libationen bei der Opfermahlzeit geschehen ¹⁾. In einem andern Decrete derselben Künstler-Truppe, bei ganz ähnlicher Veranlassung, wird zum Verkünden des Olivenkranzes das Fest der Leukatheen, nach den Libationen, an welchem Tage nur sich die Truppe versammelte ²⁾, verordnet; daß heißt, wie aus der Folge des Decretes erhellt, jedes Jahr, wo am genannten Feste die Versammlung Statt fand. Reichthum von der einen Seite, größere Verdienste von der andern, machten daß Lucius Vaccius Labeo, einer der Prytanen der äolischen Stadt Cyme, von letzterer noch glänzender belohnt wurde. Aus einer um das Ende der Regierung des August verfaßten Aufschrift, einem der trefflichsten Denkmäler dieser Art, lernen wir, daß der Senat und das Volk der genannten Stadt beschlossen: den Labeo, weil er der Stelle eines Gymnasiarchen mit Ruhm und großen Aufopferungen aus seinem Vermögen vorgestanden, und nachdem er die höchsten Beweise der Verehrung, welche Cyme ihm zuertheilt, abgelehnt hatte, zu loben, und ihn in allen öffentlichen Wettspielen, welche die Stadt feiern würde, am Tage des Gebets

1) Chish. Ant. Asiat. p. 144.

2) Chandl. l. c.

an die Götter, nach den Libationen, mit einem goldenen Kranze zu beschenken ¹⁾. Nicht weniger freigebig war die Innung der tyrischen Kaufleute und Schiffeigenthümer zu Delos; sie beschloß einen von ihnen, den Patro, Sohn des Dorotheus, wegen seiner Verdienste um die Innung alljährlich mit einem goldenen Kranze am Opferfeste des Neptun zu beschenken ²⁾. Einzig aber sind die Beweise der Freigebigkeit der Einwohner der Stadt Berenice in der Landschaft Cyrene, und der daselbst lebenden Judenschaft. Durch ein Decret dieser Stadt vom Jahre 26 unsrer Zeitrechnung ertheilen sie dem M. Tittius, des Sertus Sohn, der, als Proconsul oder Präfect, dieser Gegend vorgestanden hatte, nach vielen Lobeserhebungen, und Erwähnung seiner Verdienste um die Stadt, die Belohnung namentlich an jedem Neumonde und in jeder Versammlung mit einem Olivenkranz und einer Hauptbinde beschenkt zu werden ³⁾.

1) Cayl. Rec. d'Ant. To. II. pl. 57. l. 29. et 35. Diese Stelle, so wie mehrere andere dieser äußerst merkwürdigen Inschrift, hat Peyssonnel und Caylus, (letzterer hat nichts bei Erklärungen von dergleichen Denkmälern gethan, als die Bemerkungen des ersten benutzen), völlig mißverstanden (p. 180).

2) Spon. Miscell. Sect. X. t. 70. p. 343—344. Biagi de Decret. Athen. l. c. Observ. in quasd. Inscr. a Whell et Spon. public.; v. Miscell. Obs. crit. in Auct. Vet. To. III. p. 189—200.

3) Maffei Mus. Veron. p. CCCXXV—CCCXXVI. Id. Gall. Ant. Sel. p. 6. Ueber das Alter dieser Inschrift

Zur Zeit als dieses Decret gegeben ward, waren die Goldkronen schon längst im Gebrauch, und die Laubkränze hatten unendlich viel von ihrem vormaligen Ansehen verloren. M. Tittius ward von der einen Seite durch das öftere Bekränzen mehr belohnt, als irgend jemand, dessen Andenken die Geschichte aufhalten hat: von der andern aber erhielt er nichts als verweckliches Laub. Sollte man in diesem Decrete

von Berenice giebt es verschiedene Meinungen. Sie selbst sagt, sie sei geschrieben im 56 Jahre, am 25 des Monats Paophi, während des Laubhütten-Festes. Bouhier (Explicat. de quelqu. Marbr. ant.) und Maffei glaubten, die Zeitrechnung, nach welcher hier das Jahr bestimmt sei, fange mit Augusts Eroberung von Aegypten an, und setzten daher die Inschrift ins Jahr 25 nach Chr. Geburt. Freret (Mem. de Liter. To. XXI. p. 225. sequ.) nimmt an, die hier zu Grunde liegende Zeitrechnung fange vom Ende des Jahrs 88 oder von 87 vor Chr. an, wo Lucullus von Cylla nach Cyrene gesandt wurde, und die Ruhe daselbst wieder herstellte. Hierdurch fällt die Zeit der Inschrift ins Jahr 33 vor Chr. De la Nauze (Mem. de Liter. To. XXI. p. 248.) läßt die Zeitrechnung von Cyrene von der Zeit anfangen, wo diese Provinz von Ptolemäus Apion den Römern vermachet, und vom Senate für frei erklärt wurde. Er setzt daher die Inschrift ins Jahr 41 vor Chr. Geburt. Gibert (Hist. de l'Acad. des Inscr. To. XXI. p. 36.) läßt die Zeitrechnung von da anfangen, wo die Landschaft Cyrene eine römische Provinz wurde, nach ihm im 67 Jahre vor Chr. Demnach gehört die Inschrift ins Jahr 13 vor Chr.

Es würde überflüssig sein, hier diese Streitfrage, die eine eigene Abhandlung erfordert, von neuem zu erörtern.

nicht unverkennbar den Einfluß der Juden, dieser stets kleinlich rechnenden und eigennützigen Nation bemerken müssen?

Wir haben gesehen, daß zu Athen der Senat vom Volke goldene Kränze zum Zeichen seiner Zufriedenheit erhielt. Eine alte Inschrift von der Stadt Kalchedon in Bithynien zeugt von einer dort üblichen, von der athenischen nicht sehr verschiedenen, Gewohnheit. Auf derselben liest man daß der Priester, der hier, wie zu Athen einer der Archonten, den Titel Basileus führte, der Hieromnamon, der Prophet, (alles geistliche Würden und Aemter), und die Bewahrer der Gesetze, den Dionysius den Vorsteher des Senats mit einem Kranze beschenkt haben ¹⁾.

Es ist ferner oben erinnert worden, daß auch kleine Theile der Republik Athen, welche man unter dem Namen Demus verstand, und von denen manche unsern kleinen Städten gleich, andere aber weit bedeutender waren, Kränze ertheilt haben. Auf gleiche Art belohnten in andern griechischen Staaten einige Gesellschaften oder Verbrüderungen und kleinere Vereine, die Dienste und Gefälligkeiten die ihnen erzeigt worden waren. Merkwürdig ist die oben genannte Gesellschaft der Attalisten, welche unter dem Schutze der Könige von Pergamus standen und von

¹⁾ Corsini Fast. Attici. To. II. p. 469. Cayl. Rec. d'Ant. To. II. pl. LV.

diesen eben so ihren Namen erhalten hatten, als wie die Athleten eines Gymnasiums im Pontus, den der Eupatoristen vom Könige Mithridates Eupator ¹⁾. Die Attalisten waren, wie es die Griechen nannten, dionysische Künstler, das ist, komische und tragische Schauspieler und Flötenspieler, welche in Jonien bis an den Hellespont herauf zerstreuet lebten. Ihr Sitz war abwechselnd in verschiedenen Zeiten bald Lebedus, bald Ephesus und Myonesus gewesen ²⁾. Sie hatten ihre Vorsteher und Priester. Auf den von ihnen verfaßten Decreten, welche in das Jahr hundert zwei und funfzig vor unsrer Zeitrechnung gehören, werden zweierlei ihrer Verbrüderungen erwähnt, die Gesamtheit der Attalisten, und die Symmorie oder Truppe des Echinus. In einem der Beschlüsse dieser Symmorie ³⁾ werden erst die Verdienste ihrer vier Vorsteher gerühmt, ihre Sorge für die Opfer, welche sie gut und prächtig besorgt; ferner wird gepriesen, daß sie die Symmorie großmüthig und so gut es möglich war bewirthe, indem sie zu allem diesen die Kosten aus ihren eignen Mitteln gegeben. Damit die Gesamtheit der Symmorie ihre Dankbarkeit nun an den Tag lege, ertheilen sie diesen vier Vorstehern das

¹⁾ Corsini de Crat. ahen. Mithrid. ; in Gori Symb. Lit. Vol. VI. p. 51—79. Barthelemy Mem. sur les anc. Monum. de Rome; voy. Mem. de Liter. To. XXVIII. p. 604—605. pl. IV.

²⁾ Strab. L. XIV. p. 952—953. Ed. Cas.

³⁾ Chishull. Ant. Asiat. p. 143—144.

verdiente Lob, und jedem einen Olivenkranz. In einem zweiten Beschlusse derselben Symmorie ¹⁾ werden vier andere Vorsteher geehrt, und ihre Sorgfalt für die Opfer und in andern die Gesellschaft angehenden Dingen gerühmt, indem sie ihr nicht den geringsten Aufwand verursacht hätten, sondern alles mit freigebiger Hand aus ihrem Vermögen bestritten; daß sie alles angeschafft und gereicht, was zur anständigen Bewirthung der Gesellschaft verwendet worden. Dankbar werden nun diese vier Vorsteher dafür gelobt, und jeder mit einem Olivenkranze beehrt. Ein drittes Decret derselben Symmorie des Echinus ²⁾ erwähnt der Verdienste bloß eines Vorstehers, des Apollodor; er hatte als erwählter Agonothet an dem Feste das zu Ehren der göttlich verehrten Könige von Pergamus gefeiert ward, die anwesenden Theorien und die hinzugekommenen Fremden bewirthe, und vorher als Strateg der Stadt sich wie es sich gebührt benommen; auch sich anheischig gemacht, zwei Schalen, jede von hundert alexandrinishen Drachmen ($82\frac{2}{3}$ Solotn. oder $18\frac{1}{2}$ Rub. S. M.) zu weihen. Die Symmorie beschließt daher, den Apollodor zu loben, und mit einem goldenen Kranze zu beschenken. Ein andres merkwürdiges Beispiel ist das Decret von der Innung der tyrischen Kaufleute und Schiff-

1) Chandl. Inscr. Gr. P. I. t. XXII. p. 8.

2) Chishull. Ant. Asiatic. p. 146—147.

eigenthümer zu Delos, die ihren eigenen Vorsteher oder Archithiasites hatte, welcher bei einer Versammlung im Tempel des Apollo darauf antrug, einem von ihrer Innung, dem Patro, Dorotheus Sohn, einen goldenen Kranz auf die oben erwähnte vorzügliche Art zu ertheilen ¹⁾. Seine Verdienste bestanden, wie es daselbst heißt, in seiner vormals bewiesenen und noch fortdauernden Thätigkeit zum Besten der Innung; ferner darin, daß er sie aufgefordert hatte, eine Gesandtschaft an das athenische Volk zu senden, damit ihr von demselben ein Platz eingeräumt würde, um darauf den Tempel des tyrischen Hercules zu erbauen. Als Abgesandter an den Senat und das Volk von Athen, hatte er den Aufwand aus seinen Mitteln bestritten, und durch seine Klugheit die Absicht seiner Sendung und der Gesellschaft, zur Ehre der Götter erreicht. Hernach waren von ihm, als Sachwalter und Redner, die Rechte der Gesellschaft in dringenden Fällen mit allem Fleiße und Eifer vertheidiget worden. Zwei Tage lang hatte er die Gesellschaft bewirthe, und zu jeder Zeit sich in allem untadelhaft benommen. Damit nun die Innung beweise, setzt sie hinzu, daß sie gegen ihre Wohlthäter und die gegen sie wohlgesinnten Männer dank-

1) Spon. Miscellan. erud. Ant. Sect. X. p. 343—344. Biagi de Decret. Athen. c. XXXI. p. 426—428. Die Abschrift dieses Decretes ist so unrichtig abgefaßt worden, daß vieles darin durchaus unverständlich ist.

bar sei, solle er auf die oben erwähnte Art belohnt werden. Auch andere Synoden oder Gesellschaften und Vereine von mancherlei Art und Zweck ¹⁾, auch *Classe* genannt, von welchen letztern Van Dale ²⁾ vieles sehr lehrreiche gesagt hat, beschenkten ihre Mitglieder oder Thiasoten wegen ihrer Verdienste um die Gesellschaft. Eine von Chandler zu Salamin gefundene Inschrift hat uns die Namen einiger Thiasoten aufbehalten, von welchen zwei, wie es da heißt, von den Thiasoten, wahrscheinlich von einem Theile der Gesellschaft, zwölf aber von der Gesamtheit des Thiasos umkränzt worden waren ³⁾. Die Namen der zwei ersten sind nicht allein zuerst genannt, sondern auch von einem Kranze umgeben. Auch läßt uns die Inschrift nicht in Zweifel über die Ursache dieses Vorzugs; denn von jenen beiden sagt sie, daß sie bekränzt worden sind von den Thiasoten, wegen ihrer Großmuth oder Freigebigkeit, von diesen zwölf aber, daß sie die Ehre erhalten haben, wegen

¹⁾ Einzelne Mitglieder oder Synoditen solcher Gesellschaften werden auf alten Denkmälern erwähnt; als Apollinis Parasiti, Adlecti Scaenae und andere Einzelne. Man vergleiche hierüber: Fabretti Inscr. Cl. X. p. 704. t. 248. Passionei Inscr. Cl. XIV. t. 28. p. 143. Ausführlicher hierüber an einem andern Orte.

²⁾ Diss. Antiqu. et Marm. inserv. Diss. IX. p. 729.

³⁾ Chandl. P. II. t. CXXVII. p. 79. Denn sollten unter den zuerst genannten sämtliche Thiasoten zu verstehen sein, so ist nicht einzusehen, wodurch sie hätten von der Gesamtheit des Thiasos verschieden sein können.

ihrer Rechtschaffenheit und Billigkeit gegen die Gesamtheit. Kein gewöhnliches Beispiel, wenn man die athletischen Inschriften ausnimmt, auf alten Denkmälern, auf denen immer nur einer, selten mehr als vier auf einmal belohnt werden, welches uns aber an die Ordens-Vertheilungen neuer Zeit erinnert, bei welchen, wie wir im ersten Buche gesehen, sogleich bei Gründung des Ordens, viele hunderte zugleich und auf einmal zu Rittern ernannt wurden. Eine Freigebigkeit, welche in Griechenland und Rom bei Vergabung der Verdienstzeichen, und im Morgenlande bei Ertheilung der Gnaden-Geschenke, nie Statt gefunden hat.

Auf den Decreten, durch welche verdienten Männern Kronen ertheilt wurden, war nicht allein die Art, wie diese Belohnungen auszurufen immer angezeigt, sondern auch außerdem die Besorgung des Ausrufens zuweilen einer öffentlichen Person aufgetragen. Auf dem ausführlichen Decrete der Stadt Eyme zu Gunsten des Labeo, wird ausdrücklich bestimmt, mit welchen Worten der Herold den ihm ertheilten goldenen Kranz ausrufen solle: welcher Formel er sich bedienen solle, bei Bekanntmachung des ihm nach seinem erfolgten Ableben bestimmten Begräbniß-Kranzes: und welche Aufschrift die ihm zu setzende goldene Bildsäule erhalten solle ¹⁾. Auf

¹⁾ Cayl. Rec. d'Ant. To. II. pl. 57. l. 31. 37. pl. 58. l. 48.

dem astypaläischen Decrete zu Ehren des Demoteles sind gleichfalls dem Herolde die auszurufenden Worte vorgeschrieben, so wie sich dieser Umstand auch auf manchen andern Denkmälern findet. Zu Athen ward die Besorgung des Ausrufens den Thesmotheten, der Phyle, welche den Vorsitz hatte, und dem Agonothet aufgetragen ¹⁾. Zu Delos ernennt das Decret für Patro die Archithiasiten, die Schatzmeister und den Schreiber, um auf das vorgeschriebene Ausrufen Acht zu haben ²⁾. Das eben erwähnte Decret von Salamis verfügt, daß einige Männer sowohl über die Ausrufung des Kranzes, als über die Aufrichtung der Inschrift-Blöcke wachen sollen. Auf zwei Decreten der Altalisten ist befohlen, daß das Ausrufen der von ihnen ertheilten Kränze von den Vorstehern jedes Jahr besorgt werden solle ³⁾. Auf den meisten solcher Decrete wird bestimmt, Leute zu ernennen, welche für die Fertigung der Inschrift auf Stein (worunter stets Marmor zu verstehen; nur äußerst selten wird, wie auf der von Berenice, parischer dazu vorgeschrieben) ⁴⁾ sorgen sollten. Das Decret von Astypaläa zu Gunsten des Arcestaus

1) Demosth. Or. de Cor. p. 253 — 254. p. 265 — 266. p. 267. l. 2.

2) Biagi Decret. Athen. c. XXXI. p. 428.

3) Chishull. Ant. As. p. 144. Chandl. Inscr. Gr. P. I. t. XXII. p. 8.

4) Maffei Mus. Veron. p. CCCXXV — CCCXXVI.

verordnet, einen Mann zu erwählen zur Besorgung der Inschrift; jenes von Salamis, zum Besten des Theodotus, überträgt dieses Geschäft dem Schreiber des Volks. Zuweilen werden diese Besorger dabeinamentlich angeführt ¹⁾; auf einem Beschlusse der Stadt Berenice ²⁾ wird diese Sorge dem Archon, auf einem von Jasus ³⁾, dem Agonothet unter der Aufsicht der Tempelvorsteher, *προπολίται* ⁴⁾, übertragen.

Zuweilen ward in den Decreten auch der Ort angezeigt, an dem die über die Schenkung des Kranzes gefertigte Marmortafel aufzustellen war, wozu gewöhnlich ein sehr ins Auge fallender Platz gewählt wurde. Auf einem Kranz-Schenkungsdecete wird befohlen, Männer zu ernennen, welche von der Versammlung des Volkes um Anweisung eines Ortes, zur Aufstellung bitten sollten. Die dazu erwählten sind auf der Inschrift genannt ⁵⁾. Man sieht hieraus, daß die Alten auch die Kunst verstanden, Dinge die schnell beendigt werden können, weitläufig zu behandeln. Der athenische Volksbeschlus der dem Könige Spartokus, unter andern Ehrenbezeugungen, den Kranz ertheilte, solle, heißt es, in der Akropolis

1) Marmor. Oxon. Inscr. Gr. t. XXXII. p. 49. Chish. et Chandl. ll. cc.

2) Maffei l. c.

3) Chandl. Inscr. Gr. P. I. t. LVIII. p. 20.

4) Saxii Scholia in Murat. Thesaur. v. Act. Liter. Societ. Traject. Vol. III. p. 7.

5) Marm. Oxon. Inscr. Gr. t. XXXII. 49.

aufgestellt werden ¹⁾. Es ward bestimmt das Decret von Astypalaa für den Arcestilaus, an den Pfosten des Agoranomium zu befestigen. Andere dieser Kranzschenkung = Decrete erhielten im Gymnasium, wie das des Heraklides ²⁾, und des Vaccius Labeo ³⁾; im Amphitheater, wie das des Tittius ⁴⁾; in Säulengängen, wie das des Apollonius ⁵⁾; an Orten wo geopfert wurde, wie das für die Vorsteher der Altalisten ⁶⁾; andere im Tempel des Jupiter oder der Diana, wie das für die Richter aus Tasus ⁷⁾, oder der Vesta, wie das für den Kallidamas ⁸⁾, und des Hercules, wie das für den Eubulus ⁹⁾, ihre Bestimmung. Das Decret von Salamis zum Besten des Theodotus verordnet die Schenkungsacte auf

1) Chandl. P. II. t. XII. l. 40. p. 51.

2) Maff. Mus. Veron. p. XLV. et p. CCCXXX.

3) Cayl. Rec. d'Ant. To. II. pl. LXIII. l. 52.

4) Maff. Mus. Veron. p. CCCXXVI.

5) Chish. Ant. As. p. 146.

6) Chish. Ant. As. p. 144.

7) Chandl. Inscr. Gr. P. I. t. LVIII. p. 20.

8) Chandl. Inscr. Gr. P. II. t. CVIII. p. 73.

9) Montfauc. Diar. Ital. c. III. p. 44. Auch die Verträge der Völker wurden in den Tempeln verwahrt. So ward der Vertrag zwischen Megalopolis und den Achäern am Altar der Hestia im Haine des Jupiter Somarius bei Aegium (Polyb. Hist. L. V. c. 93. §. 10. p. 414); und der Vertrag der Römer mit Astypalaa, auf Tafeln von Erz gegraben, bei jenen auf dem Capitol im Tempel des Jupiters, bei diesen im Tempel der Minerva und des Aesculap aufgestellt (Villois. Praef. in Hom. Iliad. p. LIV.).

zwei Marmortafeln zu graben, und die eine im Gymnasium, die andere am besuchtesten Orte auf dem Markte aufzustellen. Wie genau die Alten in Abfassung ihrer Beschlüsse verfahren, davon gibt uns die schon oben angeführte Inschrift von der Stadt Gela ein seltenes Beispiel ¹⁾. Auf derselben stehet zum Schluß des ganzen weitläufigen Decretes, als Wiederholung in wenigen Zeilen zusammen gedrängt, der Zweck und die Absicht des ganzen Decretes, und darauf folgen die Unterschriften der Namen von eifrig jungen Leuten, deren Absicht schwer zu errathen ist. Vielleicht sind es die Namen der vorzüglichsten im Gymnasium des Heraklides gebildeten Jünglinge, von welchen der letzte der Sohn des Geehrten zu sein scheint. Merkwürdig ist ein anderes Kranzschenkung = Decret, weil es das einzige ist, auf dem sich die Unterschrift des Besorgers findet. Es stehet nämlich darauf, ganz unten: „das Aufzeichnen (auf Marmor) hat besorgt Ethrynes, Sohn des Philo, der Schagmeister ²⁾.“ Eine doppelte Unterschrift oder vielmehr Anfangsschrift findet sich auf dem Denkmale zweier mit den Altalisten verwandten Gesellschaften; links, in einem Olivenkranze, stehet: die Gesamtheit der Panathenaisken; rechts in einem

1) Maffei Mus. Veron. p. CCCXXIX.

2) Montfauc. Diar. Ital. c. III. p. 58. Murator. Thesaur. Inscript. p. DLXII. Salvini Adnot. et Emend. in Diar. Montfauc. v. Gor. Symb. Liter. To. VI. p. 45—46.

Epheukranze: die Gesamtheit der Dionysiasen ¹⁾. Eine Unterschrift von besonderer Art bezeichnet das Decret des Patro. Dasselbe war zu Delos von der Synode der tyrischen Kaufleute zur Belohnung eines aus ihrer Mitte, und wahrscheinlich eines Tyriers, des Patro, abgefaßt worden. Der Archon (des athenisch-delischen Volkes) wird gleich zu Anfang genannt; ihm als erster Magistratsperson und Eponym mußte die Innung der Kaufleute aus Tyrus unterworfen sein. Um diesem Decrete die volle Gültigkeit zu ertheilen, stehet neben der rechts befindlichen Unterschrift: „die Synode der tyrischen Kaufleute und Schiffeigenthümer“; zur linken Hand: „das Volk der Athener“ ²⁾. Einen eben so seltenen Umstand wird man auf dem Decrete der Stadt Berenice zu Gunsten des M. Zittius gewahr; denn auf der letzten Zeile desselben wird gesagt: „Lauter weisse“ (Steine): das ist, beim Stimmensammeln hatte man gefunden, daß alle Anwesende weisse Steine gegeben, oder bejahend für den Zittius gestimmt hatten.

Außer den hier beiläufig angeführten Decreten, auf denen Lorber- oder andere Kränze in der Inschrift oder an deren Ende eingegraben sind, findet sich diese Versinnlichung der Schenkung auf vielen

1) Chandl. Inscr. Gr. P. I. t. XXIII. p. 10.

2) Biagi Decret. Athen. c. XXXI. p. 423.

andern Denkmälern angebracht, bald mit, bald ohne Einschrift, innerhalb des Kranzes; bald in mehr, bald in weniger Worten. So ist auf der oben erwähnten kurzen, den Trauerspieldichter Klitus betreffenden, Inschrift, innerhalb des dafelbst vorgestellten Kranzes nichts mehr geschrieben als: „Das Volk“, nämlich, ertheilt diesen Kranz. Auf einer der attalischen Inschriften siehet man sogleich nach den ersten Zeilen des Anfanges vier Olivenkränze, innerhalb welcher bloß die Namen der damit Beehrten stehen, die dann nochmals, als solche, in den darauf folgenden Zeilen der Inschrift genannt werden ¹⁾. Auf andern Marmortafeln lieft man innerhalb des Kranzes; „Das Volk (umkränzt) den Nikophem“, oder: „Das Volk den Kallipides“, oder Ebulides ²⁾, und weiter ist keine Aufschrift darauf. Auf alle diese verschiedenen Weisen die Kränze selbst auf den Schenkungsbekunden abzubilden, beziehen sich vielleicht die Worte, die man auf einigen Aufschriften findet: „man solle das Decret und die Kränze auf eine Marmortafel graben“ ³⁾.

Nicht selten ist auf diesen Belohnungsdecreten angegeben, woher die Kosten zu der Aufschrift auf Marmor zu nehmen. Die athenische Inschrift zu

1) Chish. Ant. Asiat. p. 145.

2) Taylor in Demosth. Orat. de Cor. p. 595. Ed. Cantabr.

3) Chandl. Inscr. Gr. P. I. t. XXII. p. 3. Marm. Oxon. Inscr. Gr. t. XXXII. p. 49.

Ehren des Spartokus gesetzt, sagt, daß die Kosten von denen zu bestreiten, die die öffentlichen Gelder verwalten. Die mehreremals in unsern Bemerkungen erwähnte Inschrift von Gela befehlt, die nöthigen Kosten aus einer gewissen Abtheilung des öffentlichen Schatzes zu nehmen ¹⁾. Eine der Inschriften der Attalisten verweist in Hinsicht der Kosten auf den Schatzmeister der Stadt ²⁾. Daß den Arcesilaus betreffende Decret von Astypalaa befehlt den Schatzmeistern, die Kosten zu geben. Die salaminische Inschrift zum Besten des Theodotus verfügt: der Schatzmeister Philokles der Piräeer, solle den Aufwand bestreiten aus der Summe, welche für die Decrete des Volks bestimmt ist (ΜΕΡΙΣΤΑΙ ΔΕ ΤΟΝ ΤΑΜΙΑΝ ΦΙΛΟΚΗΝ ΠΕΙΡΑΙΕΑ ΕΚ ΤΩΝ ΕΙΣ ΤΑ ΚΑΤΑ ΨΗΦΙΣΜΑΤΑ ΑΝΑΛΙΣΚΟΜΕΝΩΝ ΤΩΙ ΔΗΜΩΙ ³⁾). Das tyrisch-delische Decret zu Ehren des Patro, verweist auf den Schatzmeister der Stadt und den Vorsteher der Synode der Kaufleute. Eine Ausnahme von allen diesen Decreten in Ansehung der Anweisung der Kosten macht das eine Decret der Symmorie des Echimus; auf diesem nehmen die vier geehrten Vorsteher, um der Gesamtheit nicht zur

1) Maffei Mus. Veron. p. CCCXXX. et Comm. Maff. p. CCCXXII.

2) Chish. An'. Asiat. p. 147.

3) Vers. 38 — 40.

Last zu fallen, die Ausgabe für die Marmortafel und Aufschrift auf eigne Kosten ¹⁾.

Wir beschließen diese Bemerkungen über die Art der Abfassung der Schenkungsbekunden der Kränze, indem wir auf einen der wesentlichen Punkte dieser Decrete aufmerksam machen. Wenn nämlich in denselben alle Verdienste der zu Beehrenden erwähnt und gerühmt sind, so wird, unmittelbar vor Kundthuung des Ehrengeschenktes, alles dieses Vorhergesagte in ein paar Worte zusammen gedrängt, indem die Tugenden oder Eigenschaften genannt werden, woraus jene Thaten und Handlungen geflossen; eine Formel welche man in allen Decreten findet, und die nur auf äußerst wenigen mangelt. Ihr Zweck scheint, wie man unter andern aus der Inschrift von der Stadt Cyme zu Ehren des Labeo lernt, gewesen zu sein, mittelst derselben den Kranz, und andere Ehrenbezeugungen, durch den Herold ausrufen zu lassen. So wie zum Beispiel von den Lacedaemoniern Eurybiades den Olivenkranz, als Preis der Tapferkeit *στέρφανον ἄριστας*, Themistokles aber denselben, als Preis der Weisheit und Geschicklichkeit *σοφίας καὶ δεξιότητος* ²⁾ erhielt; so bekam das athenische Volk von seinen Bundesgenossen eine goldene Krone „wegen männlichen Sinnes und Gerechtigkeit“

1) Chandl. Inscr. Gr. P. I. t. XXII. p. 8. l. 32.

2) Herod. L. VIII. c. 124. p. 677. l. 84. Plut. Themist. c. XVII. p. 41a.

ἀνδραγαθίας ἔνεκα καὶ δικαιοσύνης ¹⁾; und Demosthenes von den Athenern, „wegen seiner Rechtschaffenheit und seines Wohlwollens gegen die Athener und gegen die Griechen im allgemeinen“, ἀρετῆς ἔνεκα καὶ εὐνοίας κ. τ. λ. ²⁾. Mit denselben Worten wird den Jastern von der Stadt Kalymna, und dem Eubulus vom delisch-athenischen Volke eine goldene Krone verliehen. Den Olivenkranz erhielten vom Demus Piræus, Kallidamas und Theäus, so wie zwölf Mitglieder eines Thiasus zu Salamis von der Gesamtheit desselben, „ihrer Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit wegen“, ἀρετῆς ἔνεκα καὶ δικαιοσύνης. „Für Rechtschaffenheit und Mäßigkeit, ἀρετῆς ἔνεκα καὶ σωφροσύνης, erhielt der Philosoph Zeno zu Athen einen goldenen Kranz ³⁾, und Admet der Erb-Priester des Apollo Karneus, auf der Insel Ihera, öffentliches Lob ⁴⁾. Dem Patro wird seine jährliche goldene Krone „wegen Rechtschaffenheit und Edelsinn“, ἀρετῆς ἔνεκα καὶ καλοκαγαθίας ⁵⁾, und dem Labeo von den Cymeern „wegen Rechtschaffenheit und Liebe zum Guten“, ἀρετῆς ἔνεκα καὶ φιλαγαθίας ⁶⁾,

1) Demosth. adv. Androt. p. 616. l. 2. R.

2) Demosth. Or. de Cor. p. 243. l. 18. R. Eine der gewöhnlichsten Formeln, wie man auch aus des Aeschines Bemerkung (adv. Ctesiph. p. 452. l. 28.) sieht.

3) Diog. Laert. L. VII. segm. 10. p. 371.

4) Spon. Miscell. Sect. X. t. 67. p. 342.

5) l. c. cf. Demosth. Or. de Cor. p. 266. l. 26.

6) Cayl. Rec. d'Antiqu. To. II. pl. LVII. l. 33 — 34.

zuerkannt. Dem Theophrast aus Acharna ertheilt man „wegen Tugend, Edelsinn und Frömmigkeit gegen die Götter“, ἀρετῆς ἔνεκα καὶ καλοκαγαθίας καὶ τῆς πρὸς Θεοῦ εὐσεβείας ¹⁾, der Priesterin einer Kaiserin, „wegen ihres edeln Sinnes und ihres anständigen Lebenswandels“, εὐγενείας εἶνεκεν καὶ τῆς περὶ τὸν βίον σωφροσύνης ²⁾; so wie dem Redner Aristides, „wegen seines männlichen Sinnes und seiner Beredsamkeit“, ἐπὶ ἀνδραγαθίας καὶ λόγου ³⁾, den Tribut der Anerkennung. Acht Vorsteher der Gesellschaft der Altalisten erhalten, auf zwei Decreten, den Olivenkranz, „wegen ihrer Rechtschaffenheit und ihres Ehrgefühls“, ἀρετῆς ἔνεκα καὶ φιλοδοξίας; und zu Salamis zwei Thiasoten „wegen Großmuth“, φιλοτιμίας ἔνεκα. Die goldene Krone ertheilen die Parier dem Cyzicener Apollodor „wegen seiner Großmuth und seines Wohlwollens gegen sie“, φιλοτιμίας ἔνεκα καὶ εὐνοίας. Laubkränze und goldene Kronen bekam Bato von dem Gymnasium dem er vorstand, „wegen seiner Großmuth und seiner Sorgfalt für das Beste seiner Anstalt“, φιλοτιμίας ἔνεκα καὶ τῆς ἄλλης ἐπιμελείας κ. τ. λ. ⁴⁾, und der Senat und das Volk der Stadt Gela in Sicilien belohnen den Heraklides, den

1) Wren. Numism. Ant. Syll. a Pop. Gr. cus. tab. V.

2) Paciaudi Monum. Pelopon. Vol. I. p. 94.

3) Maffei Mus. Veron. p. XLI.

4) Van Dale Diss. Ant. et Marm. inserv. Diss. VIII. p. 590.

Maffei Mus. Veron. p. XLV.

Auffeher ihres Gymnasiums, mit dem Olivenkranz, „wegen seiner Sorgfalt und rastlosen Thätigkeit für dasselbe“, ἐπιμελέως ἐβίβεν καὶ φιλοπονοῦντας τὰς κατὰ τὸ γυμνάσιον ¹⁾.

Da die Schenkung des Kranzes oder der goldenen Krone ein Beweis von Verehrung und Anerkennung des Verdienstes war, so mußte, der damit Beehrte mochte nun ein Staat oder ein einzelner verdienter Mann sein, die Ehre um vieles erhöht werden, wenn diese Schenkung durch ein Werk der bildenden Kunst verewigt wurde. Dieses geschah nicht selten im Alterthume. Wir haben oben des Denkmals gedacht, das der Stadt Athen zu Ehren im Bosporus errichtet werden, und aus drei sechzehn Ellen hohen Bildsäulen bestehen sollte, die das Volk der Stadt Byzanz und der Stadt Perinthus abbildeten, welche das athenische Volk mit einer goldenen Krone bekränzten ²⁾. Zu Olympia, vor dem Eingange des Tempels des Jupiter, sahe man die Bildsäule des Iphitus, den eine weibliche Figur bekränzte ³⁾; zu Delphi die des Lysander, dem Neptun, wegen des Sieges bei Megos Potami einen Kranz aufsetzte ⁴⁾; und unter den vielen andern Kunstwer-

1) Bimardi Ep. I. ap. Maff. in Gall. Antiq. p. 9. Dorville Sic. To. II. p. 501. l. 19—21.

2) Demosth. Or. de Cor. p. 256. l. 11.

3) Pausan. Eliac. l. c. 10. §. 3. p. 37.

4) Paus. Phoc. c. IX. §. 4. p. 172.

ken zu Olympia wird auch erwähnt, eine Gruppe, Hellas welche mit der einen Hand dem jungen Könige von Macedonien Philipp, mit der andern aber seinem Vormunde Antigonus, einen Kranz aufsetzt. Daneben befand sich noch eine Gruppe, Elis vorstellend, welche den Demetrius, bekannt durch seinen Krieg gegen den Seleukus, bekränzt ¹⁾. Rhodus hatte durch Erdbeben viel gelitten; Syrakus unterstützte diese Stadt aufs freigebigste, und errichtete im Hafen von Rhodus zwei Bildsäulen, welche das Volk von Rhodus und Syrakus vorstellten, von welchen dieses jenes umkränzte ²⁾.

Zu unserer Zeit werden, wie schon oben bei Gelegenheit einer Inschrift von der Insel Delos erinnert wurde, die Auszeichnungen und Ritterorden die jemand besitzt, bei Titel- und Namensunterschriften, sogleich nach den Würden die jemand bekleidet geschrieben; es gehen sogar in einigen Ländern jene diesen voraus. Auch hiervon findet sich etwas ähnliches bei den Alten. Denn auf einer alten griechischen Inschrift finden wir nach dem Namen sogleich die Belohnungsdecrete und die goldene Krone die der Mann erhalten hatte, aufgeführt:

Publius Petronius Achaicus, geehrt durch Decrete, und bekränzt mit einer goldenen Krone vom Senat u. s. w.

1) Pausan. Eliac. II. c. 16. §. 3. p. 186.

2) Polyb. Hist. L. V. c. 88. §. 8. p. 495.

ΠΟ ΠΕΤΡΩΝΙΟΣ ΑΧΑΙΚΟΣ ΤΕΙΜΗΘΕΙΣ ΨΗΦΙ-
ΣΜΑΣΙ ΚΑΙ ΣΤΕΦΑΝΩΘΕΙΣ ΧΡΤΣΕΩ ΣΤΕΦΑΝΩ
ΠΠΟ ΓΕΡΟΤΣΙΑΣ κ. τ. λ. 1). Eine zu Ancyra ge-
fundene Inschrift nennt einen Zoticus, des Bassus
Sohn, rühmend: ΤΕΙΜΗΘΕΝΤΑ ΕΝ ΤΕ ΕΚΚΛΗ-
ΣΙΑΙΣ ΚΑΙ ΒΟΤΑΗ 2); eine andere den Tiberius
Claudius Philostorgus: ΚΑΤΑ ΑΝΑΓΟΡΕΤΣΙΝ ΒΟΤ-
ΛΗΣ ΚΑΙ ΔΗΜΟΤ ΤΕΙΜΗΘΕΝΤΑ ΠΟΛΛΑΚΙΣ ΕΝ
ΕΚΚΛΗΣΙΑΙΣ 3).

Selbst Verstorbene wurden durch goldene Kränze
geehrt. Pelopidas, der im Kampfe gegen den Ty-
rannen von Thessalien siegend fiel, ward von den
Thessaliern, denen er zu Hülfe gekommen war, mit
goldenen Kronen geehrt 4). Man erzählt, Alexan-
der von Macedonien habe das Grabmal des großen
Königs Cyrus mit einer goldenen Krone geschmückt 5).
Er selbst bekam diesen Beweis von Verehrung vom
Kaiser August 6). Philipp König von Macedonien,
einer der schlechtesten Menschen seiner Zeit, aber
nicht ohne Schein guter Eigenschaften, ward von

1) Oderici Dissert. et Adnot. Diss. II. p. 45.

2) Dousa de Itin. Copolit. Epist. p. 95. Voyage de
Paul Lucas en Grèce, l'Asie Min. etc. To. I. p. 306. no.
36. Cuper Lettres de Crit. Lettre XLVII. p. 156.

3) Dousa l. c. p. 99.

4) Cornel. Pelop. c. V. p. 462. Plut. Pelop. c. XXXIII.
p. 393. R.

5) Curt. L. X. c. 1. §. 22. p. 697.

6) Suet. in Octav. c. XVIII. p. 2. ib. Burm.

Pausanias getödtet: Olympias beehrte den Leich-
nam des Pausanias mit einer goldenen Krone 1).
Auch den uns sonst nicht bekannten Castricius be-
schenkten die Bewohner von Smyrna vor seinem
Begräbnisse mit demselben Ehrenzeichen 2). Das
Decret der Bewohner von Cyme kurz vor Au-
gusts Tode gegeben, bestimmt dem damals noch le-
benden Prytanis Labeo, den die Stadt aufs höchste
verehrte, bei seinem künftigen Begräbnisse einen vom
Herolde dabei zu verkündigenden goldenen Kranz 3).
Drei in Griechenland und seinen Inseln verfaßte
Grabschriften melden, daß einem Eurythmus, einem
Aurelius Charidemon, und einem Epaphroditus,
vom Senat und vom Volke ihrer Vaterstädte gol-
dene Kränze nach ihrem Hintritt verehrt worden
sind 4). Zu Messene wurden die Vornehmen bei ihrer
Beerdigung mit goldenen Kränzen geschmückt 5);
ein Kranz hieß daselbst Ciphos 6).

Auch das schöne Geschlecht war im Alterthume,
eben so wenig wie in unsern Zeiten, von dem Vor-
zuge ausgeschlossen, Ehrenzeichen und Belohnungen

1) Justin. L. IX. c. 7. p. 244. Ed. Gron.

2) Cic. Or. pro L. Flacc. c. XXXI. p. 179.

3) Cayl. Rec. d'Ant. To. II. pl. 58. l. 46.

4) Spon. Miscell. Sect. X. t. 42. 43. 44. p. 335. Cayl.
Rec. d'Ant. To. VI. pl. 64. f. 3. Gor. Inscr. per Hetr.
Vrb. To. I. t. 82. p. 45.

5) Pausan. Messen. c. XIII. §. 1. p. 501.

6) Id. Lacon. c. XXVI. §. 7. p. 449.

des Verdienstes um den Staat zu ertheilen und anzunehmen. Als Perikles, nach glücklich vollbrachtem Feldzuge, von Samos zurückgekehrt war, von jenem Kriege zu welchem ihn, wie man sagte, die schöne Aspasia, eben so wie zum peloponnesischen, veranlaßt hatte ¹⁾, ward er, als er von der Rednerbühne stieg, von den athenischen Frauen mit Kronen und Binden umkränzt ²⁾. Die heldenmüthigen Frauen der Phocæer umkränzten den Diophant, wegen des von ihm gegebenen Rathes, sie und ihre Kinder zu verbrennen, im Fall die Theßalier siegen sollten ³⁾. Als der tapfere Aristomenes die Lacedæmonier geschlagen und nach Andania zurückkam, wurden ihm von den Frauen Binden und Blumen zugeworfen ⁴⁾. Da

1) Plut. Pericl. c. XXV. p. 640. Harpocrat. in v. Ἀσπασία.

2) Plut. Pericl. c. XXVIII. p. 645.

3) Plut. de Mulier. Virt. c. II. p. 8. W. Einen eben so edlen Entschluß faßten die Bewohner von Abydos; denn im Falle Philipp von Macedonien sich der Stadtmauer bemächtigen würde, sollten Frauen und Kinder von den fünfzig Alten, welche zurückgeblieben, gemordet werden (Polyb. Rel. L. XVI. c. 32. §. 5. p. 630). Derselbe Vorsatz ward zu Astapa gefaßt und ausgeführt (Appian. de Reb. Hisp. L. VI. c. 33. p. 140. Ed. Schw.). Die Frauen von Sagunt, als sie von den Mauern der Stadt den Untergang der ihrigen sahen, stürzten sich theils herab, theils erhenkten sie sich, nachdem viele vorher ihre Kinder getödtet hatten (Appian. ib. L. VI. c. 12. p. 114).

4) Pausan. Messen. c. XVI. §. 4. p. 512.

marete hatte, auf Bitte der Karthager, zu ihrem Besten sich bei ihrem Gemahl, dem Tyrannen von Sicilien Gelo, nachdrücklich verwendet, um ihnen den Frieden zu verschaffen. Es war ihr von ihnen eine goldene Krone versprochen, und das Ehrengeschenk, das Damarete von Karthago erhielt, betrug an Werth hundert Talente in Gold ¹⁾ (110,000 Rub. S. M.).

¹⁾ Diod. Sic. L. XI. c. 26. p. 424. Die Angabe des heutigen Werthes gründet sich auf die Voraussetzung, daß die Krone zwar von Gold war, ihr Werth aber von Diodor nach euböischen Talenten in Silber angegeben ist. Da Karthago dem Gelo 2,000 Talente Silber zahlen mußte, so ist der Werth des freiwilligen Geschenkes, nach unserer Angabe, im rechten Verhältniß mit jener Summe, und übrigens groß genug um daraus eine bedeutende Menge Damaretischer Goldstücke zu schlagen. Nicht selten findet man bei den Alten ähnliche Angaben von Summen Goldes deren Werth und Gewicht aber nach Silber berechnet ist. Daß durch diese Art zu rechnen, deren Plutarch (Eumen. c. III. p. 569. R.) ausdrücklich gedenkt, zuweilen eine scheinbare Schwierigkeit gehoben werden kann, ist nicht zu bezweifeln. Im übrigen aber sind die Nachrichten der Alten über Summen Goldes und Silbers, vornehmlich der Griechen, noch lange nicht so dunkel, daß man mit Hrn. Garnier (Recherch. sur la Nat. et les Caus. des Richess. des Nat. p. Ad. Smith, To. V. p. 23.) zu einem so verzweifelten Mittel seine Zuflucht zu nehmen genöthigt wäre, als der Glaube sein würde, daß die Alten unter Talent immer eine und dieselbe Summe verstanden, es mag nun die Rede von Gold oder von Silber sein; oder daß die Griechen einen Unterschied angenommen hätten zwischen talent poids

Nicht wenig merkwürdige Beispiele von Frauen:
Muth und Frauen: Jugend zeigt uns die Geschichte.

oder talent numéraire. Denn, wie bekannt, war bei ihnen das Talent nie etwas anderes als Gewicht. Alles was ihm aus Homer, oder aus den schon an sich fabelhaften Zeiten der Semiramis, und Sardanapal's, obgleich nur aus Kollin flüchtig abgeleitet (p. 16—22.) unglaublich scheint, kann uns zu nichts führen. Man weiß ja, wie sehr die Sagen von angestaunten Merkwürdigkeiten und deren Werthe noch jetzt bei der Menge und leichtgläubigen Nachschreibern oft ins Unglaubliche laufen. Manche andere seiner Anführungen hat nichts der Wahrheit entgegenstehendes, wenn man das Alerthum kennt. Um seine Meinung zu begründen, warum nahm Hr. Garnier nicht die Beweise aus der historischen Zeit? Dann würde er gewiß nur wenig unreimbares gefunden haben. Gewisse Talente und gewisse Goldstücke hatten, wie jetzt die holländischen Ducaten, oder die spanischen Piaster, in der ganzen alten Welt, ihren bestimmten Werth, für den sie überall angenommen wurden: von mehreren andern Talenten von engerem Umlaufskreise, ist doch ihr Verhältniß zum attischen hinlänglich bekannt. In den Verträgen der alten Völker wird immer das attische Silber, als das vorzüglichste genannt (Polyb. Hist. Rel. L. XXII. c. 26. §. 19. p. 238. et c. 15. §. 8. p. 254. Schw.). Nach Talenten von Cubœa rechnete Rom und Karthago (Id. Hist. L. I. c. 62. §. 9. p. 157. et Rel. L. XV. c. 18. §. 7. p. 529.) Aetolien (Id. L. XXII. c. 15. §. 8. p. 214.) und Syrien (Id. ib. c. 26. §. 19. p. 238). Es war angenommen und bekannt, daß es 80 römische Pfunde (Polyb. l. c.) und 7000 alexandrinische Drachmen (Appian. L. V. c. 2. p. 94. l. 35. Schw.) hielt. Auch Talente von Kupfermünze werden in einer Stelle genannt (Polyb. Rel. L. XXIII. c. 9. §. 3. p. 262.) wo es niemand einfallen kann 200 silberne Talente in Kupfermünze zu verstehen, sondern wo am Gewicht 200

Auch durch Liebe des Vaterlandes, durch tapfere Vertheidigung, und durch Aufopferung zum Besten desselben, haben sie ihre Würde bewahrt. Die Frauen der Messenier ergriffen die Waffen und wandten alles an, um die Lacedamonier, die des Nachts in Ira eingedrungen waren, zu vertreiben ¹⁾. Bei dem Einfall der Gallier in Aetolien setzten sich ihnen die Frauen, selbst mit noch größerer Erbit-

Talente Kupfermünze gemeint sind. Wenn das erschöpfte Karthago nach dem zweiten punischen Kriege 10,000 euböische Talente binnen einigen Jahren an die Römer zahlen mußte: wenn L. Aemilius im Schatz des Königs von Macedonien Perseus, Gefäße und Kostbarkeiten ungerchnet, nach einem so kostspieligen Kriege, noch 6000 Talente vorfindet: wenn Antiochus von Syrien für die Kriegskosten an die Römer 15,000 euböische Talente zahlen soll: wenn Skopas der Aetoler, in Alexandrien in einem sehr angesehenen Amte außer andern Vorteilen, täglich 10 Minen Tafelgeld (jährlich 127,750 Rub. C. M.) vom Könige Aegyptens erhielt (Suid. in v. Σκόπας. Polyb. Rel. L. XIII. c. 23. p. 442.): wer wird in allen diesen Thatsachen etwas unglaubliches finden, so groß viele derselben anjetzt scheinen mögen, wenn man sie mit den gegenwärtigen Erfahrungen vergleicht. Ταῦτα μὲν οὖν εἰρήσθω μοι, χάριν — τῆς τῶν νῦν βασιλέων μικροδοσίας, καὶ τῆς τῶν ἑθνῶν καὶ πόλεων μικροληψίας, bemerkt Polybius (Hist. L. V. c. 90. §. 5. p. 408.): was sollen aber wir von den Zeiten sagen in denen wir leben? —

Endlich werden des Hrn. Garnier Bemerkungen vom römischen Denar und Quinar (p. 36.) durch die vorhandenen römischen Münzen nicht bestätigt.

1) Pausan. Messen. c. XXI. §. 4. p. 531.

rerung als ihre Männer, entgegen 1). Bei einem blutigen Gefechte der Arkadier gegen die Lacedämonier gaben die Frauen von Tegea, welche plötzlich aus einem Hinterhalte auf die Lacedämonier eindrangen und tapfer kämpften, den Ausschlag 2). Wie oft brachten Frauen und Jungfrauen, wenn Städte und Länder sich gegen Unterdrückung vertheidigten, oder, durch Uebermacht gezwungen, sich mit dem Feinde verglichen, ihren goldenen Schmuck, zur Abtragung der Kriegsteuer dar! Dies geschah zu Rom bei dem Einfalle der Gallier 3); in Afrika im Kriege gegen Karthago 4), und in den Städten des achaischen Bundes, die ihre Freiheit gegen die Römer vertheidigten 5). Während der Belagerungen von Rom 6), Karthago 7), Salona 8), Aquileja 9), Rhodus 10), und Byzanz 11), schoren sich die Frauen und Töchter dieser Städte das Haar, damit daraus

1) Pausan. Phoc. c. XXII. §. 3. p. 224.

2) Pausan. Arcad. c. XLVIII. §. 3. p. 497.

3) Diod. Sic. L. XIV. c. 116. p. 730. l. 71. Liv. L. V. c. 50. p. 221—222. Ed. Drak.

4) Polyb. Histor. L. I. c. 71. §. 5. p. 180.

5) Polyb. Rel. L. XL. c. 2. §. 11. p. 707.

6) Veget. de Re Milit. L. IV. c. 9. p. 117.

7) Appian. Bell. Pun. L. VIII. c. 93. p. 433. Flor. L. II. c. 15. p. 390. Ed. Duk.

8) Caes. Bell. Civ. L. III. c. 9. p. 670. Ed. Oudend.

9) Capitol. Maximin. Jun. c. VII. p. 73. et Maxim. et Balb. c. XI. p. 152. Ed. Hack.

10) Aristid. Or. Rhod. p. 547. l. 2. Ed. Jebb. To. I.

11) Dio Cass. L. LXXIV. c. 12. p. 1253. Ed. Reim.

die Seile der Wurfmaschinen, womit man sich vertheidigte, gemacht werden konnten. Wer erinnert sich, bei so großen Tugden, nicht der vor einiger Zeit in Rußland gebildeten Gesellschaft patriotischer Frauen, an deren Spitze die Namen unserer verehrten Kaiserinnen glänzen!

Es ist noch einiges zu erinnern über die Art, wie man die Kränze versfertigte. Zu den Laubkränzen wurden zwei Zweige genommen, von welchen jeder dem halben Umkreis des Kopfes gleich war. Diese wurden auf eine schmale Binde des feinsten Lindenhastes leicht befestigt. Die am Nacken herabhängenden Bänder gehörten in Griechenland nur den Siegern in den heiligen Spielen; Etrusker aber und Römer vereinigten sie mit den Kränzen vielerlei Art, wovon in der Folge gehandelt werden wird. Ueber die Binden werden alsbald noch einige Bemerkungen folgen. Bei den Kränzen von Gold, war das Laub aus diesem Metalle gearbeitet 1), und die Zweige waren, statt des Bastes, auf einem goldenen Reife befestigt. Wegen dieser Aehnlichkeit mit den Laubkränzen, wird auf einer sehr alten Inschrift eine solche Goldkrone στεφανος θαλλόχρυσος genannt 2). Von zwei goldenen Kränzen, welche Nero im Tempel des Jupiter zu Olympia geweiht hatte, ahmte der

1) Demosth. Or. adv. Androt. p. 615. lin. 9. et Or. adv. Timarch. p. 755. lin. 14.

2) Chandl. Inscr. Ant. P. II. tit. IV. r. l. 33. 34. 36. 37.

eine die Blätter des wilden Delbaumes, der andere Eichenlaub nach ¹⁾). Mit diesen Gold-Kronen verbanden die beiden zuletzt genannten Völker goldene Binden, aus dünn geschlagenem Golde, welche, so wie die Bänder an den Laubkronen, herabhingen. Einige höchst merkwürdige im verfallenen Gemäuer des Tempels Hekatompedon auf der Akropolis zu Athen entdeckte Aufschriften, liefern genaue Verzeichnisse der Schätze an Gold und Silber und andern Kostbarkeiten, welche die Aufseher des Schazes der Minerva von Zeit zu Zeit ihren Nachfolgern übergaben. Diese Verzeichnisse wurden dann in Marmor gegraben. Auf ihnen ist auch das Gewicht mehrerer daselbst befindlichen goldenen Kränze angegeben. Unter den drei vorzüglichsten Bildsäulen der Minerva die sich auf der Akropolis befanden, und welche der Scholiast des Demosthenes aufzählt ²⁾, hatte die eine, nach Plinius ein Werk des Phidias aus Gold und Elfenbein, welche stehend gebildet und vorzugsweise die Jungfrau Athene genannt wurde, eine vier Ellen hohe Figur der Siegesgöttin auf der Hand ³⁾. Allein außerdem befanden sich in den

1) Pausan. Eliac. I. c. 13. §. 7. p. 53.

2) In Orat. adv. Androt. p. 134. Ed. Reisk.

3) Pausan. Att. c. XXIV. §. 7. p. 92. Die etwas dunkle Stelle des Pausanias erklärt eine Nachricht bei Appian (Diss. Epictet. L. II. c. 8. §. 20. p. 207—208. Ed. Schw.):

καὶ ἡ Ἀθηνᾶ ἢ Φειδίου ἄμαξ ἐκτείνασα τὴν χεῖρα.

Tempeln auf diesem Schlosse noch mehr Bildsäulen und Figuren der Minerva. In den genannten Verzeichnissen werden einigemal goldene Kränze der Siegesgöttin erwähnt. An dem einen Orte ist es wahrscheinlich, daß die Figur der Siegesgöttin, mit dem goldenen Kranze auf dem Haupte, als besonderes, aber vielleicht nachher befestigtes Weihgeschenk, sich, wenn nicht an dem Werke des Phidias, doch auf der Hand einer bedeutenden Bildsäule der Minerva befand, welches aus den Worten der Aufschrift erhellet: ΝΙΚΗ - Η ΕΝ ΤΗ ΧΕΡΕΙ ΤΟ ΑΓΑΛΜΑΤΟΣ ΤΟ ΧΡΥΣΟΝ. Man hatte diesen Kranz nicht gewonnen ¹⁾, und dieses bestärkt unsere Vermuthung. Auf zwei andern Inschriften ²⁾ wird des Kranzes gedacht, welchen der Lacedämonier Lysander, Sohn des Aristokritos, geweiht hatte, und welchen eine Siegesgöttin (in der Hand) hielt: sein Gewicht war 66 Drachmen 3 Obolen (85½ Holl. Duc.). Derselbe Kranz ist auch vielleicht an einem dritten Orte gemeint ³⁾. Aehnliche hier befindliche Kränze von Gold waren: einer den Belo, Sohn des Ilesonis des aus Pellene geweiht hatte, von 17 Drachmen,

καὶ τὴν Νικην ἐπ' αὐτῆς δεξιάτῃ, ἔσθμεν οὕτως ἔλαβον αἰώνι.

1) Chandel. Inscr. Ant. P. II. t. IV. r. l. 40. p. 43. bl. 6

2) Id. ib. P. II. t. IV. r. l. 31—33. p. 45. et V. l. 30—31. p. 47.

3) Id. ib. P. II. t. III. l. 36—37. p. 41.

3 Obolen ¹⁾ ($22\frac{4}{11}$ Holl. Ducat.): einer den Aristomache, des Aristokles Tochter, weihte, von 26 Drachmen; 3 Obolen ²⁾ ($33\frac{1}{2}$ Holl. Ducat.): einer das Weihgeschenk des Hierokles von Phaselis, über 60 Drachmen schwer ³⁾ ($76\frac{1}{2}$ Holl. Ducat.): ein andres das die Stadt Athen zum Andenken eines Sieges dargebracht hatte, 85 Drachmen schwer ⁴⁾ ($108\frac{2}{7}$ Holl. Ducat.) und zwei ähnliche Ehrengeschenke, das eine 272 Drachmen, 3 Obolen ⁵⁾ ($347\frac{1}{11}$ Holl. Ducat.), das andere 246 Drachmen ⁶⁾ ($314\frac{2}{7}$ Holl. Ducat.) an Gewicht. Alle diese Geschenke übertraf an Werthe der goldene Kranz, welchen die Athener dem Apollo zu Delos weihten; mit den Arbeitskosten kam er 1500 Drachmen ⁷⁾ ($1918\frac{1}{2}$ Holl. Ducat.) zu stehen. Daß auch in den folgenden Zeiten goldene Kränze den Göttern als Weihgeschenke dargebracht wurden, beweisen, ein goldener Kranz im Tempel der Juno zu Mycenae ⁸⁾ und zwei andere im Tempel des Jupiter zu Olympia ⁹⁾; alle drei vom Kaiser Nero geweiht.

1) Id. ib. P. II. t. IV. r. l. 33. p. 43.

2) Id. ib. P. II. t. IV. r. l. 37—39. p. 43.

3) Id. ib. l. 34—35. p. 43.

4) Chandl. Inscr. Ant. l. 36. p. 43.

5) Id. ib. l. 29. p. 43.

6) Id. ib. P. II. t. IV. r. l. 14—15. p. 44.

7) Marm. Sandvic. ap. Corsin. de N. G. App. p. CIII. l. 61.

8) Pausan. Cor. c. XVII. §. 6. p. 240.

9) Pausan. El. l. c. 13. §. 7. p. 53.

Verschieden von diesen goldenen Kränzen waren die, mit denen sich die Priester in den griechischen Staaten Asiens schmückten. Daß sie hier dieselben als Zeichen ihrer Würde trugen, beweist die ausdrückliche Aussage des Tertullian ¹⁾, und die Nachricht des Athenäus von zwei epikureischen Philosophen, dem Diogenes, der den König von Syrien Alexander um die Erlaubniß bat, einen goldenen Kranz in dessen Mitte der Kopf der Tugend, ἀρετή, zu sehen, tragen zu dürfen ²⁾, und dem Lysias, der sich zum Oberherrn von Tarsus erhoben hatte, dabei das Priesteramt eines Stephanephor bekleidete, und als solcher einen goldenen Lorberkranz trug ³⁾. Eine bis jetzt nicht beachtete Nachricht des Claudius Saturninus redet ausdrücklich von den goldenen mit den Bildnissen der Götter gezierten Kronen, welche die Priester im griechischen Asien trugen ⁴⁾. Eine Krone von der Art wie Diogenes sich wünschte und Claudius erwähnt, sehen wir auf einer äußerst merkwürdigen erhobenen Arbeit im Capitol, auf der eine weibliche halbe Figur vorgestellt ist. Die Krone die sie trägt, ist mit drei kleinen Schilden verziert, auf dem mittelften befindet sich der Kopf des Jupiter,

1) De Idol. c. XVIII. p. 96.

2) Dipnos. L. V. c. 47. p. 313. Ed. Schw.

3) Ibid. L. IV. c. XV. p. 215.

4) Ap. Tertull. de Cor. c. XIII. p. 108. D: Sunt et provinciales aureae, imaginum iam non virorum, capita maiora quaerentes.

und auf denen zur Seite die Köpfe des Aesculap¹⁾. Ein Eustrophor der Bellona Pulvinensis trägt gleichfalls eine Krone mit drei Schilden, auf denen das Brustbild der Bellona²⁾. Bei den Griechen in Asien, die zu jeder Zeit mehr auf die Seite der Weichlichkeit, Pracht und Ueppigkeit sich neigten, als die europäischen, und wo goldene Kränze in Aufzügen getragen wurden, statt deren man sich hier der einfachen Laubkrone bediente³⁾, trugen also die Priester goldene Kränze, die, wie es aus den angeführten Zeugnissen sich ergibt, zuweilen mit den Bildnissen der Götter verziert waren. Kränze eigener Art sehen wir unter dem oben berührten, zu Gunsten des Eubulus aus Marathon, auf der Insel Delos gegebenen Decret⁴⁾. Eubulus hatte, wie da von ihm gerühmt wird, ein dreifaches Priesterthum geführt; Kränze am Ende der Inschrift deuten auf diese Aemter.

1) Georgii Interpr. Veter. Monum. in agro Lanuv. detecti et in aed. Capitol. inlatis; Romae 1737. 4. Winkelm.

Mon. inaed. Tav. VIII. p. 7.

2) Donii Inscr. Ant. Cl. III. t. VIII. p. 135.

3) Polyb. Rel. L. XXXI. c. 3. §. 4. p. 495. §. 12. p. 497. Merkwürdig ist es, daß bei aller Prachtliebe, die in Aegypten so wie in dem asiatischen Griechenlande herrschte, dennoch, laut einer Nachricht des Polybius (Rel. L. XV. c. 31. §. 8. p. 557.), bei Gastmälern nur der König einen goldenen Kranz zu tragen pflegte. Denn im übrigen waren goldene Kränze eben so im Gebrauche wie dort, welches unter andern der von Athenäus beschriebene bacchische Aufzug lehrt.

4) Montfauc. Diar. Ital. c. III. p. 44.

Man liest innerhalb eines Epheukranzes, „Priester des Bacchus“: innerhalb eines Lorberkranzes, „Priester des Aesculap“, und innerhalb zweier Zirkel, von welchen jeder eher einem Diadem als einem Kranze gleicht, „Priester der großen Gottheiten.“ Unter letztern werden unstreitig Apoll und Diana als die Schutgottheiten der Insel verstanden. Wollte man unter dieser Benennung zwei Personen der kaiserlichen Familie sich denken, so würde es schwer zu errathen sein, welche hier gemeint sind, da in der Inschrift sonst nichts zu finden ist, was irgend eine Vermuthung unterstützen könnte. Die Kränze aber zeigen offenbar eine von allen übrigen verschiedene Gestalt, und es ist wahrscheinlich, daß einige Gräde der Sebastophanten, Stephanephoren und Priester der kaiserlichen Familie, um sich von denen der andern Gottheiten zu unterscheiden, diese besondere Art flacher Streife aus Goldblech getragen haben. Am Ende dieser den Eubulus betreffenden Inschrift stehen jene vier mitgerechnet, neun Kränze in drei Reihen: vier davon zeigen die Priester-Aemter des Eubulus an, nämlich des Aesculap, des Bacchus, und zwei das der großen Gottheiten. Es bleiben daher fünf nach; in jeder derselben liest man: „der Senat und das Volk“, und es ist nicht zu errathen was diese fünffache Wiederholung bedeuten soll. Die goldenen Kränze der griechischen Priester in Asien ahmte Domitian in Rom nach. Während der capitolinischen

Spiele trug er einen goldenen Kranz mit den Abbildungen des Jupiter, der Juno und der Minerva verziert; die dabei gegenwärtigen aber, der Flamen Dialis und das Collegium der Flavianen hatten in ihren Kränzen auch Domitian's Bildniß.

Das Tragen der Bildnisse der Götter an goldenen Kronen, wovon wir hier einige Beispiele angemerkt haben; die Gewohnheit der Priester der Berecynthia, oder der Mutter der Götter, das Bildniß der Göttin oder anderer Gottheiten auf der Brust zu tragen, welcher Dionys von Halikarnas ²⁾ und Suidas ³⁾ gedenken, und bildliche Darstellungen der Alten bestätigen ⁴⁾; und die Denkmäler der Cybele selbst, auf denen man das Brustbild des Atys auf ihrer Brust ⁵⁾ bemerkt, ein bärtiges Brustbild, welches auf der Brust ihrer Oberpriesterin, Laberia Felicia, wahrzunehmen ist ⁶⁾, sind die einzigen Spuren einiger Aehnlichkeit mit der bei uns üblichen Belohnung welche das Recht ertheilt, das Bildniß des Oberhauptes im Staate auf der Brust zu tragen.

1) Sueton. Domit. c. IV. p. 274. Ed. Wolf.

2) Ant. Rom. L. II. c. 19. p. 88. l. 37. Ed. Huds.

3) In v. Γάλλος et in v. Πλάτωνος.

4) Montfauc. l'Ant. Expl. To. I. P. I. pl. IV. p. 611.

5) Georg. et Winkelm. l. c.

6) Spon. Miscell. Sect. IV. p. 150. Montfauc. l'Ant. Expl. To. II. P. I. pl. V. f. 4. p. 41. Cayl. Rec. d'Ant. To. I. pl. LXXXIV. p. 210. Ficoroni la Bolla d'oro, p. 8.

Zur Zeit der Blüthe der athenischen Republik waren die Olivenkränze ehrenvoller und seltener, als um die Zeiten Philipps die goldenen Kronen; zur letztern Zeit wurden sie so häufig vertheilt, daß sie fast allen Werth verloren hatten. In einem oben erwähnten Decrete des Demus Piræus ertheilt derselbe den Olivenkranz sogar den vier Pächtern des Theaters. Sehr weise rief daher Aeschines seinen Landsleuten zu: „vormals war es eine Ehre den Olivenkranz zu bekommen: jetzt wird sogar der goldene Kranz verachtet ¹⁾. Ich sage Euch daher voraus, ihr Männer Athens, wenn ihr nicht eurer Freigebigkeit mit Ehrengeschenken Grenzen setzen, und für nichts Kränze zu ertheilen aufhören wollet, so werden weder die von Euch Geehrten Euch Dank wissen, noch die Angelegenheiten des Staats verbessert werden. Denn die Uebelgesinnten werdet ihr dadurch nicht in Wohlgesinnte verwandeln, die Edeln aber dadurch aufs höchste niederschlagen. — Wenn Euch jemand fragen sollte: besitzt die Republik jetzt mehr Ruhm und Glanz oder zu Eurer Vorfahren Zeit? Ihr alle würdet gestehen: vormals. Gab es damals bessere Männer als jetzt? würden nicht alle einräumen, daß damals vortrefliche Männer lebten, jetzt aber weit geringere. Wurden denn aber damals Ehrengeschenke, Kränze, Ausrufungen der Verdienste, Speisung im Prytaneum, öfterer ertheilt als jetzt?

1) Aeschin. adv. Ctesiph. p. 577. lin. 37.

Nein! damals waren die schönen Zeichen des Verdienstes selten und der Name eines vortreflichen Mannes in höchster Achtung. Jetzt haben diese Dinge ihren Glanz verloren; denn ihr bekränzt aus Gewohnheit, und nicht nach Ueberlegung. — Glaubt ihr denn, ihr Athener, daß sich jemand für die Panathenäischen oder für andere der schwierigen Wettkämpfe würde haben üben wollen, wenn der Siegeskranz nicht dem Vorzüglichsten, sondern dem ertheilt würde, der ihn durch Schlaueit sich zu verschaffen weiß? Ich glaube niemand würde sich dann deshalb bemühen. Jetzt aber setzen sie den Körper allen Gefahren aus, ertragen sie die größten Mühseligkeiten, um den so seltenen, so sehr gesuchten, so schönen und unsterblichen Siegeskranz zu erringen¹⁾. Die Demokratie hat, bei einer großen Anzahl von Gebrechen, vor allen übrigen Verfassungen voraus, daß in ihr der Mann nicht mehr und nicht weniger gilt, denn gerade so viel als er werth ist²⁾. Dieses fand zu Athen in seiner glücklichen Periode statt, so wie in den Staaten noch jetzt, welche unter andern auch mit aus dieser Form bestehen. Als Athen sich seinem Verfall zu nähern anfing, verlor sich auch dieser Vorzug.

Wir bemerken hier noch einen Umstand der beitrug den Werth der goldenen Kränze zu verringern. Man erinnere sich nur vieler oben erwähneter Bei-

1) Aeschin. adv. Ctesiph. p. 567 — 569.

2) Id. ib. p. 389. l. 22.

spiele aus Athen, wo diese goldenen Kronen solchen gegeben worden waren, welche zum Besten der Republik Auslagen von ihrem Vermögen gemacht hatten, und denen man lieber diese verwendeten und von ihnen nicht wiederverlangten Geldsummen mit den Zinsen hätte zurückzahlen, als ihnen gleichsam die goldenen Kronen dafür verkaufen sollen. Man gedenke an so viele angeführte Beispiele, die man leicht mit andern vermehren könnte, von Laubkränzen und goldenen Kronen, welche Gesellschaften und Vereine, zur Belohnung für Aufwand aus eignen Mitteln, ertheilt haben, und man wird nicht zweifeln, daß diese Berechnung im Kranzertheilen eine der Hauptursachen war, welche ihr ehemaliges Ansehen verminderte und endlich aufhob. Ein noch so kleines, aber erwiesenes, Verdienst um den Staat, kann nicht seinem Werthe nach in Gold oder Silber geschätzt werden. Die Belohnung desselben durch ein Ehrenzeichen also eben so wenig. Bekommt aber jemand eines für Auslagen oder Aufopferungen, so weiß er bestimmt, was es ihm kostet. In dieser Hinsicht stehen die goldenen Kränze und die Laubkrönchen, von der Zeit des peloponnesischen Krieges an, unsern Ritter-Orden sehr nach, weil die Beherrscher großer Reiche niemals für dergleichen Aufopferungen bedeutende Ordenszeichen verliehen haben, obgleich es kürzlich noch Ritterorden kleiner Fürsten gegeben hat, deren verschiedene Classen für bestimmte

Preise zu erhalten waren. Eine andere bei uns übliche Belohnung, die Erhebung in den Adelsstand, ist auch gegen baare Zahlung, selbst mit beliebiger Anzahl der Ahnen, zu haben. Lykurg, ein unbedeutender Spartaner, dient uns hier zu einem merkwürdigen Beweise, daß im Alterthume gleichfalls solche Vorzüge verhandelt wurden. Zu Sparta war, wie bekannt, die königliche Würde nur den Nachkommen des Hercules erreichbar. Lykurg, um sich zu erheben, zahlte, im vierten Jahre der 139 Olympiade, jedem der Ephoren ein Talent; dafür erklärten sie ihn zum Nachkommen des Hercules, und dann zum König von Sparta ¹⁾. Auf jene Weise, Ehrenzeichen für Aufopferungen zu erlangen, die, so wenig schicklich sie von Seiten der Geber war, doch in Vergleichung mit den Kunstgriffen, durch welche sie andere erschlichen, für rechtmäßig gelten konnte, scheint Dio Chrysostomus ²⁾ sich zu beziehen, wenn er von den sehr nahe mit den Kränzen verwandten und späterhin mit ihnen zuweilen vereinigten Hauptbinden sagt: „die Hauptbinden kauft man auf dem Markte für wenige Drachmen; will man sie aber von der Versammlung des Volkes ertheilt bekommen, so kann

1) Polyb. Hist. L. IV. c. 35. §. 14. p. 91. Polybius beschließt seine Nachricht mit den Worten: οὕτως εὐάνα πανταχῆ τὰ κατὰ γέγονε, welche eine zwiefache Auslegung zulassen.

2) Orat. L. de Glor. p. 605. B. Ed. Mor.

man wohl sein ganzes Vermögen daran wenden.“ Wir ergreifen diese Gelegenheit, um über die Hauptbinde (ραυία, λημνιτικός) noch etwas zu bemerken. Wie schon oben gesagt worden, gehörten diese Binden nur den Siegern in den heiligen Spielen, und wenn Brasidas, Perikles und Alcibiades im augenblicklichen Uebermaße der Freude von ihren Landesleuten, so wie der Römer L. Quinctius von den Griechen, außer Kränzen mit solchen Hauptbinden beschenkt wurden, so war doch nie im eigentlichen Griechenland, in den Zeiten seines Wohlstandes, jemand mit denselben für dem Staate geleistete Dienste gesetzlich beehrt worden. Daß man aber in der Folge diese Binden für Verdienste ertheilte, beweist die angeführte Stelle des Dio Chrysostomus, und das noch frühere Decret von Berenice für M. Tittius. Da die Römer die Kränze mit den Binden verbanden, so kann diese Gewohnheit auch auf Griechenland Einfluß gehabt haben. Uebrigens wird man vergeblich in den alten Schriftstellern eine gesetzliche Schenkung der Hauptbinde an einen Nichtathleten suchen, und außer dem erwähnten Decrete von Berenice, schwerlich ein andres mit dieser Belohnung für Staatsdienste unter den bekannt gewordenen Denkmälern entdecken. Die Hauptbinde der Sieger scheint endlich die nächste Veranlassung zum königlichen Diadem gewesen zu sein. Sehr richtig schildert, um auf die Verschwendung der Kränze zurück zu kom-

men, ein alter Schriftsteller den Verfall dieser Ehrenzeichen zu Athen, indem er damit die sehr verminderte Achtung vergleicht, in welcher die römischen gegen die Zeiten des August zu Rom standen. Ut enim, sagt er ¹⁾, honores quondam fuerunt rari et tenues, ob eamque caussam gloriosi; nunc autem effusi atque obsoleti: sic olim apud Athenienses fuisse reperimus. Ueberhaupt waren die Kränze aus Gold, deren Einführung das vermehrte Einkommen der Republik veranlaßt, und welche ihre längere Dauer beliebt gemacht hatte, kein Zeichen höheren Verdienstes, als die früher üblichen Laubkronen: dasselbe findet bei einigen Ritterorden unsrer Zeit Statt; deren einfache Ehrenzeichen um nichts geringer sind, als die mit kostbaren Steinen gezier- ten, obgleich die letztern gewöhnlich nur denen ertheilt werden, welche die ersten schon erhalten haben.

Mehrere erhalten zu unsern Zeiten für Verdienste Ehren- und Gnadengeschenke, und zwar zuerst die niedern Grade derselben, stufenweise aber auch die höhern, für große Verdienste wol auch zwei Orden zugleich, von solchen Ritterorden, welche, obgleich selten, als zusammengehörnde ertheilt werden. Auch hiervon fand bei den Alten etwas Aehnliches Statt. Man weiß, wie hoch in allen griechischen Staaten die Athletik und Gymnastik geachtet wurde. Decrete, auf welchen die Verdienste der Gymnastar-

1) Corn. Nep. Miltiad. c. VI. p. 48 — 49.

chen, oder der Aufseher der Schulen dieser Künste, und die Belohnungen derselben erwähnt werden, sind unter den alten Inschriften nicht selten. Ein vorzügliches Beispiel ist die dem Heraklides, des Zopyrus Sohn, zu Ehren von der Stadt Gela in Sicilien gesetzte, worin sie ihm den Olivenkranz ertheilt ¹⁾. Allein auch die Athleten selbst beehrten, und überhäuften sogar zuweilen ihre Vorsteher mit Beweisen ihrer Zufriedenheit, wie man unter andern auch aus jener von Scaliger bewunderten Inschrifttafel von Porphyre ²⁾ sehen kann. Wir werden den Inhalt dieser schönen Inschrift, eben so wie wir es in Rücksicht einiger früher angeführten Decrete gethan haben, genauer angeben, theils der darin befindlichen Uebereinstimmungen mit unserm Zeitalter wegen, theils weil aus diesen Denkmälern mehr als aus den alten Schriftstellern eigentlich hervorgeht, für welcherlei Verdienste bei den Alten Ehrenzeichen ertheilt wurden. Unsere Inschrift rühmt nun vom Bato, dem Sohne des Philo, daß er zuerst zwei Jahre hintereinander zum Gymnasiarch erwählt worden, dem Gymnasium mit Ruhm, und wie es sich für ihn und die Athleten schickte, vorgestanden. Für diese Verdienste während dieser zwei Jahre hat ihn die Ge-

1) Maffei Gall. Ant. p. 9. et Mus. Veron. p. CCCXXIX. Murat. Thes. Inscr. P. DCXLII. 1. Dorville Sic. To. II. p. 501.

2) Grut. Corp. Inscr. p. CCCXXVII. Maffei Mus. Veron. p. XLIV.

samtheit mit dem Olivenkranz bekränzt, und wegen seines edeln Benehmens und der Sorgfalt für die Athleten erlaubt, darüber eine Inschrift im Gymnasium aufzustellen. Da er hierauf wieder im sechs und zwanzigsten, sieben und zwanzigsten und acht und zwanzigsten Jahre gebeten ward, übernahm er die Aufsicht des Gymnasiums, erhielt in demselben die schickliche Ordnung, und stand seinem Plaze und den Athleten mit noch weit angestrongteren Kräften, und noch edelmüthiger vor. Die zu Ehren des Kaisers dem Mercur und Hercules gefeierten Spiele ordnete er so schön als es ihm möglich war, und setzte auf seine Kosten für die Wettstreitenden schickliche Preise aus. Die Gesamtheit die diesen Eifer und diese Sorgfalt sahe, schenkte dem Bato goldene Kränze und beehrte ihn mit einem gemalten Bildnisse, da er das dritte, vierte und fünfte mal hinter einander Gymnasiarch gewesen war, und diese Zeit über rühmlichst den jungen Leuten vorgestanden hatte. Man hat daher beschlossen, sagen sie nun, ihn wegen dieser Ursachen auch jetzt zu loben, und ihn nochmals von neuem mit einer goldenen Krone zu bekränzen, die goldenen Kränze ins Verzeichniß einzutragen, dieses Decret aber an demjenigen Orte des Gymnasiums aufzustellen, welcher am meisten ins Auge fällt, ihn aber übrigens zu bitten, für das neun und zwanzigste Jahr das Vorsteheramt über sich zu nehmen, weil dieses den Athleten angenehm sein wird.

Das allzufreigebige Vertheilen der goldenen Verdienst-Kronen gab Veranlassung, daß das griechische Zeitwort, welches Bekränzen ausdrückt, die Bedeutung von Ehre erzeigen, von Beschenken, erhielt: man sagte: jemand mit einer Waffentrüstung oder sonst einem Geschenke bekränzen ¹⁾, oder mit hundert Minen bekränzen ²⁾; für: jemand mit einer Waffentrüstung ein Ehrengeschenk machen, ihn mit hundert Minen beschenken.

Es war oben ³⁾ bemerkt worden, daß goldene Kränze auch Zeichen der Freundschaft und des Dankes für erzeigte Wohlthaten waren, welche Städte und Staaten einander übersandten. Auch hieher gehört jener Kranz der Tapferkeit, welchen Athen den Rhodiern gab, als letztere jene zum Krieg gegen Philipp aufmunterten ⁴⁾. Daß derjenige der nach einer Schlacht den Olivenkranz als Preis der Tapferkeit erhielt, noch außerdem wol zuweilen mit einer Waffentrüstung beschenkt wurde, lehrt eine Nachricht aus dem Leben des Alcibiades, der beides nach einem Gefechte bei Potidäa bekam ⁵⁾. Jedoch folgt aus

1) Diod. Sic. L. XX. c. 84. p. 466. l. 93. et L. IV. c. 32. p. 277. l. 73. Harpocrat. in v. Στεφανών.

2) Diod. Sic. L. XIV. c. 52. p. 684. l. 22. Polyb. Rel. L. XIII. c. 9. §. 5. p. 456. Cf. Interpr. in Liv. XXXVIII. c. 14. §. 5. p. 172—173. Ed. Drak. et Wessel. in Diod. L. IV. c. 32. p. 684. not. 22.

3) Seite 25 — 30.

4) Polyb. Hist. Rel. L. XVI. c. 26. §. 9. p. 621.

5) Plat. Alcib. c. VII. p. 14.

der so seltenen Erwähnung der Waffenrüstung als Preis der Tapfern, daß sie nichts weniger als eine gewöhnliche Belohnung kriegerischen Muthes war. Gar nicht zu unsrer Untersuchung gehörig sind ferner die so häufig von den Griechen den Römern dargebrachten, oft sehr kostbaren Kränze. So erhielt zum Beispiel Cn. Manlius von der Stadt Sagalafus einen goldenen Kranz von 50 Talenten ¹⁾; nach dem Siege über die Gallier, als Proconsul zu Ephesus, von den asiatischen Griechen und andern Völkern, vielerlei Kronen ²⁾, und vom Tyrannen von Cibra, Moagetes, einen Kranz von 15 Talenten ³⁾. Dem römischen Senat brachte Athenäus, des Eumenes Bruder, einen goldenen Kranz von 5000 ⁴⁾, die Rhodier einen von 10,000 Goldstücken ⁵⁾, und einen andern von demselben Werthe Ariarathes, König von Kappadocien, dar ⁶⁾. Alle diese Geschenke waren Früchte der Furcht vor den mächtigen Römern, aber nicht Beweise wohlwollender Gesinnungen.

Endlich ist noch zu erinnern, daß die Verdienstkränze überhaupt, sowohl die von Laub als die gol-

1) Polyb. Hist. Rel. L. XXII.

2) Id. ib. c. 22. §. 1. p. 230.

3) Id. Hist. Rel. L. XII. c. 17. §. 4. p. 217. Liv. L. XXXVIII. c. 14. p. 172.

4) Polyb. Hist. Rel. L. XXIV. c. 1. §. 7. p. 285.

5) Id. Hist. Rel. L. XXXII. c. 3. §. 3—5. p. 549—550.

6) Id. ib. c. 5. §. 3. p. 550—551.

denen, in zwei Classen, in Rücksicht der Art wie sie gegeben wurden, zerfallen. Die erste Classe begreift diejenigen in sich, welche von Völkern und Einzelnen als Zeichen der Freude, Bewunderung, Hochachtung und Dankbarkeit, verdienten Männern augenblicklich, ohne vorhergegangenen Antrag, Genehmigung und Decret, ertheilt wurden. Hieher gehören mehrere im Anfange des ersten und zweiten Abschnittes erwähnten Beispiele; auch die Ehre welche Titus Quinctius erfuhr, als er, nachdem er den König Philipp überwunden, die Griechen für frei erklärte, die ihn im Uebermaße der Freude mit Kränzen und Binden beinahe ersticken ¹⁾. Eben so brachten, nach der Seeschlacht zwischen Philipp und den Rhodiern an der miletischen Insel Lade, die Milesier dem Könige Philipp und dem Oberanführer seiner Flotte, Heraklides, Kränze dar ²⁾. Es ist im Verlaufe unsrer Untersuchung bemerkt worden, daß auch Verstorbene Kränze durch Decrete ertheilt wurden. Allein auch ohne Decrete fand dieses Statt. So schmückte Perikles die Leiche seines letzten ehelichen Sohnes, Paralus, mit einem Kranze ³⁾, und dieselbe Ehre erzeugte der Spartaner Kleomenes dem tapfern Lysides, dem Anführer der Reiter aus Mesagalopolis und Bundesgenossen der Achäer ⁴⁾. Als

1) Polyb. Hist. Rel. L. XVIII. c. 29. §. 12. p. 103.

2) Id. Rel. L. XVI. c. 15. §. 6. p. 597.

3) Plut. Pericl. c. XXXVI. p. 666.

4) Plut. Cleom. c. VII. p. 543.

die Ueberreste des auf dem thracischen Chersones verstorbenen Königs Demetrius, in einem goldenen Gefäße verschlossen, zur See nach Macedonien gebracht wurden, ward die Urne von den Städten der Inseln, an welchen die Schiffe landeten, umkränzt ¹⁾. Man kennt die Beweise der Verehrung welche Alexander der Große dem Andenken des Achilles an seinem Grabmale auf dem Igeischen Vorgebirge, und mehrere andere erzeugten ²⁾; denn kein Mann von Bedeutung fuhr diese Küste vorbei ohne die Grabmäler des Achilles und des Ajax zu besuchen und ihr Andenken zu erneuern. Als Alexander der Große auf dem Markte von Phaselis in Lycien die Bildsäule des von daher gebürtigen Theodectes fand, den ihm die Vorliebe für die Philosophie und Aristoteles bekannt gemacht hatten, beehrte er sie mit Kränzen ³⁾. Die zweite Classe enthält die Kränze, welche in den griechischen Staaten, gesetzlich, aber nach den verschiedenen Verfassungen, bald nach vorläufigen Anträgen der Bürger an den Senat, und wenn dieser seine Einwilligung gegeben, an die Volksversammlung, bald nach bloßem Antrage an das Volk, bald auf andere Weise, durch förmliche Decrete ertheilt wurden. Verdienst setzten beiderlei Classen von Kränzen voraus; jene waren, wenn man die Zeiten

1) Plut. Demetr. c. LIII. p. 99.

2) Drelincurt. Homer. Achill. c. CCXCVI. p. 107.

3) Plut. in Alex. c. XVII. p. 41.

wo zu freigebig mit diesem Zeichen des Wohlwollens verfahren wurde erwägt, oft gerechtere und ehrenvollere Beweise des Verdienstes als diese. Da jene aber nicht durch auf Marmor gegrabene und öffentlich aufgestellte Decrete verewigt wurden, so behaupteten in dieser Rücksicht die Kränze der zweiten Classe ihren Vorzug vor denen der ersten.

Da unsere Bemerkungen über die Laubkronen in Griechenlands heiligen Spielen nicht hier, sondern am Ende des dritten Buchs ihren Platz erhalten mußten, so wird man auch, als Folge derselben, dort finden, was noch vom Gebrauche der Kränze bei den Griechen zu sagen war.

Die Laubkränze und Kronen von Gold, sind zu unsern Zeiten gänzlich außer Gebrauch gekommen. Bei den Griechen bedeuteten sie, wie wir in der Folge sehen werden, als Hauptschmuck betrachtet, wenig. Desto mehr bei den Römern. Daher trugen, als Zeichen der höchsten Würde, die römischen Kaiser, einige Jahrhunderte hindurch Lorberkränze, bis die christlichen Kaiser Theodosius und Arkadius sie, als einen bei den Heiden üblichen Hauptschmuck, ablegten, und wie Johannes Chrysostomus bezeugt, statt ihrer theils das Diadem, theils eine aus den damals schon vorhandenen goldenen Kronen, eine neue mit kostbaren Steinen verzierte, zusammensetzten. Die Lorberkränze werden daher, der vor kurzem gemachten Versuche ohnerachtet, nie wieder das alte An-

sehen gewinnen. Die ehemalige römische Sitte hat ihnen für Mitglieder des Staates zu viel Bedeutung gegeben, und darum mußte sich ihr Gebrauch als festlicher Hauptschmuck, verlieren. In unsern Wappenschildern sagen die Kränze und Kronen sehr wenig, und sind meistens sehr willkürlich. Die merkwürdigste Anwendung des Lorberkranzes in neuen Zeiten ist die Krönung des berühmten Dichters Petrarch auf dem Capitol zu Rom, im Jahre 1341.

Anmerkung des Verfassers zu G. 6. Anm. 1.

Der Deutlichkeit wegen folgen die Zeilen der Inschrift von Eyme hier in kleiner Schrift, ohne die dialektischen Abweichungen von der gewöhnlichen Schreibart: Ἀρχαίῳ νομίζων τὴν κρίσιν τοῦ πλῆθους, καὶ τὴν εὐνοίαν ἐπιτεθεωρηκέως, τὰςδε τοῖς ἀγαθοῖς τῶν ἀνδρῶν πρόπουσας, ἄς μινίους (ε. μὲν ἐνὶ ζωῖς) ἢ χαρὰ συνεπένευσε, τιμὰς.

XX.

Fichte's Briefe an Kant.

I.

Berehrungswürdiger Mann,

Denn andre Titel mögen für die bleiben, denen man diesen nicht aus der Fülle des Herzens geben kann: — Ich kam nach Königsberg, um den Mann, den ganz Europa verehrt, den aber in ganz Europa wenig Menschen so lieben, wie ich, näher kennen zu lernen. Ich stellte mich Ihnen dar. Erst später bedachte ich, daß es Vermessenheit sei, auf die Bekanntschaft eines solchen Mannes Anspruch zu machen, ohne die geringste Befugniß dazu aufzuweisen zu haben. Ich hätte Empfehlungsschreiben haben können. Ich mag nur diejenigen, die ich mir selbst mache. Hier ist das meinige. Es ist mir schmerzhaft, es Ihnen nicht mit dem frohen Bewußtsein übergeben zu können, mit dem ich mir's dachte. Es kann dem Man-

ne, der in seinem Fache alles tief unter sich erblicken muß, was ist, und was war, nichts neues sein, zu lesen, was Ihn nicht befriedigt; und wir andern alle werden uns Ihm, wie der reinen Vernunft selbst in einem Menschenkörper, nur mit bescheidner Erwartung Seines Ausspruchs nahen dürfen. Es würde vielleicht mir, dessen Geist in mancherlei Labyrinth herumirrte, ehe ich ein Schüler der Kritik wurde, der ich dies erst seit sehr kurzer Zeit bin, und dem seine Lage nur einen kleinen Theil dieser kurzen Zeit diesem Geschäfte zu widmen erlaubt hat, von einem solchen Manne, und von meinem Gewissen verziehen werden, wenn meine Arbeit auch noch unter dem Grade der Erträglichkeit wäre, auf welchem der Meis- ter das Beste erblickt. Aber kann es mir verziehen werden, daß ich sie Ihnen übergebe, da sie nach meinem eignen Bewußtsein schlecht ist? Werden die derselben angehängten Entschuldigungen mich wirklich entschuldigen? Der große Geist würde mich zurückgeschreckt haben, aber das edle Herz, das mit jenem vereint allein fähig war, der Menschheit Tugend und Pflicht zurückzugeben, zog mich an. Ueber den Werth meines Aufsatzes habe ich das Urtheil selbst gesprochen: ob ich jemals etwas besseres liefern werde, darüber sprechen Sie es. Betrachten Sie es als das Empfehlungsschreiben eines Freundes, oder eines bloßen Bekannten, oder eines gänzlich Unbekannten, oder als gar kein's. Ihr Urtheil wird immer gerecht

sein. Ihre Größe, vortreflicher Mann, hat vor aller gedenkbaren menschlichen Größe das Auszeichnende, das Gottähnliche, daß man sich ihr mit Vertrauen nähert.

Sobald ich glauben kann, daß Dieselben diesen Aufsatz gelesen haben werden, werde ich Ihnen persönlich aufwarten, um zu erfahren, ob ich mich ferner nennen darf

Euer Wohlgeboren

innigsten Verehrer

Johann Gottlieb Fichte.

2.

Wohlgeborener Herr,

Hochzuverehrender Herr Professor,

Euer Wohlgeboren verzeihen gütigst, daß ich abermals lieber schriftlich, als mündlich mit Ihnen reden will.

Dieselben haben mich mit einer gütigen Wärme empfohlen, um die ich nicht gewagt hätte, Sie zu bitten; eine Großmuth, die meine Dankbarkeit unendlich vermehrt, und mir Muth macht, mich Euer Wohlgeboren ganz zu entdecken, welches ich in Absicht Ihres Charakters zwar auch vorher wagen, aber ohne eine nähere Erlaubniß von Ihnen mir nicht verstat- ten durfte: ein Bedürfniß, das derjenige, der sich nicht gern Jedermann entdeckt, gegen den ganz guten Charakter doppelt fühlt.

Zuerst erlauben mir Euer Wohlgeborn, zu versichern, daß mein Entschluß lieber nach Königsberg, als sogleich zurück nach Sachsen zu gehen, zwar in so fern eigennützig war, daß ich das Bedürfniß Dem Manne, dem ich alle meine Uebersetzungen und Grundsätze, dem ich meinen Charakter bis auf das Bestreben einen haben zu wollen verdanke, einen Theil meiner Empfindungen zu entdecken befriedigen, so viel in kurzer Zeit möglich, Sie benutzen, und wenn es sein könnte, mich Ihnen für meine etwanige künftige Laufbahn vortheilhaft empfehlen wollte; daß ich aber ein so gegenwärtiges Bedürfniß Ihrer Güte nicht voraussetzen konnte, weil ich mir theils Königsberg so reich, und noch reicher an Hülfsmitteln, als z. B. Leipzig vorstellte, theils im äußersten Falle durch einen Freund, der in einem angesehenen Amte in Riga steht, von hier aus in Liefland unterzukommen glaubte. — Ich glaube diese Versicherung theils mir selbst schuldig zu sein, um auf Empfindungen, die rein aus meinem Herzen flossen, keinen Verdacht eines niedern Eigennuzes zu lassen; theils Ihnen, wenn ein freier offener Dank der durch Sie unterrichteten und gebesserten Ihnen lieb ist.

Ich habe das Geschäft des Haus- Lehrers 5 Jahre lang getrieben, und die Unannehmlichkeit desselben, Unvollkommenheiten sehen zu müssen, die von wichtigen Folgen sind, und an dem Guten, das

man stiften könnte, kräftig verhindert zu werden, so empfunden, daß ich es nunmehr vor 1½ Jahren auf immer aufzugeben glaubte; und daß ich ängstlich werde, wenn ein wohlwollender Mann es übernimmt, mich zu diesem Geschäfte zu empfehlen, indem ich befürchten muß, daß es nicht ganz zu seinem Vergnügen ausschlagen möchte. Ich ließ mich durch die wenig gegründete Hofnung, es einmal besser anzutreffen, und vielleicht unmerklich durch Aussicht auf Geldvortheil und Größe ohne gehörige Ueberlegung hinreißen, dies Geschäft noch einmal in Warschau zu übernehmen; ein Entschluß, dessen Vereitlung ich nach Entwicklung der Verlegenheiten, in denen ich jezo bin, segnen werde. Ich fühle dagegen das Bedürfniß, alles das, was zu frühes Lob gütiger aber zu wenig weiser Lehrer, eine fast vor dem Uebertritte ins eigentliche Jünglings- Alter durchlaufene akademische Laufbahn, und seitdem die beständige Abhängigkeit von den Umständen mich versäumen ließen, nachzuholen, ehe die Jahre der Jugend vollends verfliegen, mit Aufgebung aller ehrgeizigen Ansprüche, die mich eben zurückgesetzt haben, mich zu allem zu bilden, wozu ich tüchtig werden kann, und das übrige den Umständen zu überlassen, täglich stärker. Diesen Zweck kann ich nirgends sicher erreichen, als in meinem Vaterlande. Ich habe Eltern, die mir zwar nichts geben können, bei denen ich aber doch mit geringem Aufwand leben kann. Ich kann da mich mit

schriftstellerischen Arbeiten beschäftigen (das wahre Mittel der Ausbildung für mich, der ich alles in mich hineinschreiben muß, und der ich zu viel Ehrliche habe, um etwas zum Druck zu geben, worüber ich nicht selbst völlig gewiß bin) und eben bey dem Aufenthalte in meiner vaterländischen Provinz (der Ober-Lausitz) am ehsten und leichtesten durch eine Dorf-Pfarrre, die völlige litterarische Muße erhalten, die ich bis zu meiner völligen Reise wünsche. Das beste für mich scheint also, in mein Vaterland zurückzugehen. Hierzu aber sind mir die Mittel abgeschnitten. Ich habe noch 2 Ducaten, und diese sind nicht mein, denn ich habe sie für Miethe u. dergl. zu bezahlen. Es scheint also kein Mittel übrig zu sein, mich zu retten, wenn sich nicht Jemand findet, der mir Unbekannten, bis auf die Zeit, da ich sicher rechnen kann wieder zu bezahlen, d. i. bis Ostern künftigen Jahrs, gegen Verpfändung meiner Ehre, und im festen Vertrauen auf dieselbe, die Kosten der Rückreise vorstrecke. Ich kenne niemanden, dem man dieses Pfand, ohne Furcht in's Gesicht gelacht zu bekommen, anbieten dürfte, als Sie, tugendhafter Mann.

Ich habe die Maxime, niemanden etwas anzumuthen, ohne untersucht zu haben, ob ich selbst vernünftiger Weise bey umgekehrtem Verhältnisse eben das für Jemand thun könnte; und habe in gegenwärtigem Falle gefunden, daß ich, die physische Möglichkeit vorausgesetzt, es für Jeden thun würde,

dem ich die Grundsätze sicher zutrauen könnte, von denen ich wirklich durchdrungen bin.

Ich glaube so sicher an eine eigentliche Hingebung der Ehre zum Pfande, daß ich durch die Nothwendigkeit etwas auf sie versichern zu müssen, einen Theil derselben zu verlieren glaube; und die tiefe Beschämung, die mich dabei betrifft, ist Ursache, daß ich einen Antrag von gegenwärtiger Art nie mündlich machen kann, da ich niemand zum Zeugen derselben wünsche. Meine Ehre scheint mir so lange, bis das bei derselben geschehene Versprechen erfüllt ist, wirklich problematisch, weil es dem andern Theile immer möglich ist, zu denken, ich werde es nicht erfüllen. Ich weiß also, daß, wenn Euer Wohlgeborn meinen Wunsch erfüllen sollten, ich zwar immer mit inniger Verehrung und Dankbarkeit, aber doch mit einer Art von Beschämung an Sie zurückdenken werde, und daß das völlig freudige Andenken einer Bekanntschaft, die ich bestimmte, mir lebenslang wohl zu machen, mir nur dann möglich sein wird, wenn ich mein Wort werde gelöst haben. Diese Gefühle kommen aus dem Temperamente, ich weiß es, und nicht aus Grundsätzen, und sie sind vielleicht fehlerhaft; aber ich mag sie nicht ausrotten, bis die völlige Festigkeit der letztern mir diese Ergänzung derselben ganz entbehrlich macht. In so weit aber kann ich mich auch auf meine Grundsätze verlassen, daß, wenn ich fähig sein sollte, mir ein Ihnen gegebenes Wort

nicht zu halten, ich mich zeitlebens verachten und scheuen müßte einen Blick in mein Inneres zu thun; Grundsätze die mich stets an Sie und an meine Ehrlosigkeit erinnerten, aufgeben müßte, um mich der peinlichsten Borwürfe zu entledigen.

Dürfte ich eine solche Denkungsart bey Jemanden vermuthen, so würde ich das, wovon die Rede ist, sicher für ihn thun; wie aber und durch welche Mittel ich mich, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, von der Anwesenheit einer solchen Denkungsart bei mir überzeugen könnte, ist mir nicht eben so klar.

Ich, Verehrungswürdiger Mann, schloß, wenn es mir erlaubt ist, sehr großes mit sehr kleinem zu vergleichen, aus Ihren Schriften mit völliger Zuversicht auf einen mustermäßigen Charakter, und ich würde, auch noch ehe ich das geringste von Ihrer Handlungsart im bürgerlichen Leben wußte, alles verwettet haben, daß es so sei. Von mir habe ich Ihnen, jedoch zu einer Zeit, da es mir noch gar nicht einfiel je so einen Gebrauch von Ihrer Bekanntschaft zu machen, nur eine Kleinigkeit vorgelegt, und mein Charakter ist wohl noch nicht fest genug, um sich in Allem auszudrücken; aber dafür sind Euer Wohlgeborn auch ein ohne Vergleich größrer Menschenkenner, und erblicken vielleicht auch in dieser Kleinigkeit Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit, wenn sie in meinem Charakter sind.

Endlich — und dies setze ich beschämt hinzu — ist, wenn ich fähig seyn sollte mein Wort nicht zu halten, auch meine Ehre vor der Welt in Ihren Händen. Ich denke unter meinem Nahmen Schriftsteller zu werden; ich werde Sie, wenn ich zurückreisen sollte, um Empfehlungsschreiben an einige Gelehrte bitten. Diesen, deren gute Meinung ich dann Ihnen danke, meine Ehrlosigkeit zu melden, wäre, meiner Meinung nach, Pflicht; so wie es überhaupt, glaub ich, Pflicht wäre, die Welt vor einem so schlechterdings unverbesserlichen Charakter zu warnen, als darzu gehören würde, um zu dem Manne, in dessen Atmosphäre der Falschheit weh' werden sollte, zu kommen, und durch angenommene Miene der Ehrlichkeit seinen Scharfblick zu täuschen, und der Tugend und der Ehre so gegen ihn zu spotten.

Das waren die Betrachtungen die ich anstellte, ehe ichs wagte, Euer Wohlgeborn diesen Brief zu schreiben. Ich bin, zwar mehr aus Temperament und durch meine gemachte Erfahrungen, als aus Grundsätzen, sehr gleichgültig über das, was nicht in meiner Gewalt ist. Ich bin nicht das erstemal in Verlegenheiten, aus denen ich keinen Ausweg sehe; aber es wäre das erstemal, daß ich in ihnen bleibe. Neugier, wie es sich entwickeln wird, ist meist alles, was ich in solchen Vorfällen fühle. Ich ergreife schlechtweg die Mittel, die mir mein Nachdenken als die besten zeigt, und erwarte dann ruhig den Erfolg. Hier

kann ich es um desto mehr, da ich ihn in die Hände eines weisen und guten Mannes lege. Aber von einer andern Seite überschicke ich diesen Brief mit einem ungewohnten Herzklopfen. Ihr Entschluß mag seyn, welcher es will, so verliere ich etwas von meiner Freudigkeit zu Ihnen. Ist er bejahend, so kann ich das verlorne einst wieder erwerben; ist er verneinend, nie, wie es mir scheint.

Indem ich schließen will, fällt mir die Anekdote von jenem edlen Türken bei, der einem ganz unbekanntem Franzosen einen ähnlichen Antrag machte. Der Türk ging gerader und offener; er hatte unter seiner Nation wahrscheinlich nicht die Erfahrungen gemacht, die ich unter der meinigen gemacht habe: aber er wußte auch nicht mit der Ueberzeugung, daß er mit einem edlen Manne zu thun habe, mit der ich es weiß. Ich schäme mich der Schaam, die mich zurückhält bey dieser Empfindung, meinen Brief ins Feuer zu werfen; hinzugehn und Sie anzureden, wie der edle Türk den Franzosen.

Wegen des Tones, der in diesem Briefe herrscht, darf ich Euer Wohlgeborn nicht um Verzeihung bitten. Das ist eben eine Auszeichnung des Weisen, daß man mit ihm redet wie ein Mensch mit einem Menschen.

Ich werde, sobald ich hoffen darf, Dieselben nicht

zu stören, Ihnen aufwarten, um Ihren Entschluß zu wissen; und bin mit inniger Verehrung und Bewunderung

Ew. Wohlgeborn

ganz gehorsamster

J. G. Fichte.

Wohlgeborner Herr,

Höchstzuverehrender Herr Professor,

Ich habe ohnlängst die meinem Herzen sehr erfreuliche Nachricht erhalten, daß Euer Wohlgeborn mit der liebevollsten Besorgsamkeit bei jener unerwarteten Censur-Verweigerung, und Herrn Hartungs darauf gefaßtem Entschlusse in Ihrem Rathe dabei auf mein mögliches künftiges Wohl bedacht gewesen sind. Das Andenken an die Besorgsamkeit eines Mannes, der meinem Herzen über alles ehrwürdig ist, ist mir theuer, und ich versichere Dieselben hierdurch meiner wärmsten Dankbarkeit dafür; eine Versicherung, die ich um Ihrer Zeit zu schonen, erst später würde gegeben haben, wenn ich nicht zugleich Ihres Rathes bedürfte.

Ein Gönner nemlich, den ich verehere, bittet mich in einem Briefe über diesen Gegenstand, der mit einer Güte geschrieben ist, die mich rührt, bei einer durch diesen Aufschub des Drucks vielleicht möglichen Revision der Schrift doch noch ein paar Punkte in ein ander Licht zu stellen, die zwischen ihm und

mir zur Frage gekommen sind. Ich habe nemlich gesagt, daß der Glaube an eine gegebene Offenbarung vernunftmäßig nicht auf Wunder-Glauben gegründet werden könne, weil kein Wunder als solches zu erweisen sei; habe aber in einer Note hinzugesetzt, daß man nach anderweitigen guten Gründen, daß eine Offenbarung als göttlich annehmbar sei, sich allenfalls der Vorstellung von bei ihr geschenehen Wundern, bei Subjecten, die so etwas bedürfen, zur Nührung und Bewunderung bedienen könne; die einzige Milderung, die ich diesem Sage geben zu können glaubte. Ich habe ferner gesagt, daß eine Offenbarung weder unse dogmatischen noch moralischen Erkenntnisse ihrer Materie nach erweitern könne; aber wohl zugestanden, daß sie über transcendente Gegenstände, über welche wir zwar das Daß glauben, über das Wie aber nichts erkennen können, etwas bis zur Erfahrung provisorisch, und für die, die es sich so denken wollen, subjectiv wahres hinstellen könne, welches aber nicht für eine materielle Erweiterung, sondern bloß für eine zur Form gehörige verkörpernde Darstellung des schon a priori gegebenen Geistigen zu halten sei. Ohnerachtet fortgesetzten Nachdenkens über beide Punkte, habe ich bis jetzt keine Gründe gefunden, die mich berechtigten könnten, jene Resultate abzuändern. Dürfte ich Ew. Wohlgeborn als den competentesten Richter hierüber, ersuchen, mir auch nur in zwei Worten zu

sagen, ob und auf welchem Wege andere Resultate über diese Punkte zu suchen seien, oder ob eben diejenigen die einzigen seien, auf welche eine Kritik des Offenbarungs-Begriffes unausweichlich führen müsse? Ich werde, wenn Ew. Wohlgeborn die Güte dieser zwei Worte für mich haben sollten, keinen andern Gebrauch davon machen, als den, der mit meiner innigen Verehrung gegen Sie übereinkommt. Auf eben gedachten Brief habe ich mich schon dahin erklärt, daß ich der Sache weiter nachzudenken nie ablassen und stets bereit seyn würde, zurückzunehmen, was ich als Irrthum anerkennen würde.

Ueber die Censur-Verweigerung an sich habe ich, nach den so deutlich an den Tag gelegten Absichten des Aufsatzes, und nach dem Tone der durchgängig in ihm herrscht, mich nicht anders als wundern können. Auch sehe ich schlechterdings nicht ein, woher die theologische Facultät das Recht bekommen, sich mit der Censur einer solchen Behandlung einer solchen Frage zu befassen.

Ich wünsche Ew. Wohlgeborn die unerschütterteste Gesundheit, empfehle mich der Fortdauer Deroselben gütiger Gesinnungen, und bitte Sie zu glauben, daß ich mit der innigsten Verehrung bin

Ew. Wohlgeborn
Krokow, p. Neustadt, ganz gehorsamster
d. 22. Jenner. 1792. J. G. Fichte.

Wohlgeborner Herr,

Höchstzuverehrender Herr Professor,

Ev. Wohlgeborn gütiges Schreiben hat mir, sowohl um der Güte willen, mit der Sie meine Bitte so bald erfüllten, als um seines Inhalts willen, innige Freude gemacht. Ich fühle jetzt über die in Untersuchung gekommenen Punkte ganz die Ruhe, welche nächst eigener Ueberzeugung auch noch die Autorität desjenigen Mannes geben muß, den man über alles verehrt.

Wenn ich Ev. Wohlgeborn Meinung richtig gefaßt habe, so bin ich den durch Sie vorgeschlagenen Mittelweg der Unterscheidung eines Glaubens der Behauptung von dem eines durch Moralität motivirten Annehmens in meinem Aufsatze wirklich gegangen. Ich habe nemlich die meinen Grundsätze nach einzig mögliche vernunftmäßige Art eines Glaubens an die Göttlichkeit einer gegebenen Offenbarung, welcher (Glaube) nur eine gewisse Form der Religions-Wahrheiten zum Objecte hat, von demjenigen, der diese Wahrheiten an sich als reine Vernunft-Postulate annimmt, sorgfältig zu unterscheiden gesucht. Es war nemlich eine auf Erfahrung von der Wirksamkeit einer als göttlichen Ursprungs gedachten Form dieser Wahrheiten zur moralischen Vervollkommnerung sich gründende freie Annahme des göttlichen Ursprungs dieser Form, den man jedoch weder sich noch andern beweisen kann, aber eben

so sicher ist, ihn nicht widerlegt zu sehen; eine Annahme, welche, wie jeder Glaube, bloß subjectiv, aber nicht wie der reine Vernunft-Glaube, allgemeingültig sei, da er sich auf eine besondere Erfahrung gründe. — Ich glaube diesen Unterschied so ziemlich ins Licht gesetzt zu haben, und ganz zum Beschlusse suchte ich die praktischen Folgen dieser Grundsätze darzustellen; daß sie nemlich zwar alle Bemühungen unsrer subjective Ueberzeugungen andern aufzudringen aufhoben, daß sie aber auch jedem den unsterblichen Genuß alles dessen, was er aus der Religion zu seiner Besserung brauchen kann, sicherten, und den Bestreiter der positiven Religion nicht weniger als ihre dogmatischen Vertheidiger zur Ruhe verwiesen, u. s. w. — Grundsätze, durch die ich bei wahrheitsliebenden Theologen keinen Zorn zu verdienen glaubte. Aber es ist geschehen, und ich bin jetzt entschlossen, den Aufsatz zu lassen, wie er ist, und dem Verleger zu überlassen damit zu verfahren, wie er will. Ev. Wohlgeborn aber, Denen ich alle meine Ueberzeugungen überhaupt, als besonders die Berichtigung und Befestigung in denen, wovon hier vorzüglich die Rede war, verdanke, bitte ich die Versicherung der Hochachtung und vollkommensten Ergebenheit gütig aufzunehmen, mit der ich die Ehre habe zu sein

Ev. Wohlgeborn

Krokow, d. 17. Februar

inniger Verehrer

1792.

J. G. Fichte.

Wohlgeborner Herr,

Höchstzuverehrender Herr Professor,

Durch einen Umweg, weil ich selbst die Litteratur-Zeitung sehr spät erhalte, bekomme ich eine unbestimmte Nachricht, daß in dem Intelligenz-Blatte derselben meine Schrift für eine Arbeit von Ew. Wohlgeboren ausgegeben worden, und daß Dieselben sich genöthigt gesehen, dagegen zu protestiren. In welchem Sinne es möglich war, so etwas zu sagen, sehe ich nicht ein, und kann es um so weniger einsehen, da ich die Sache nur unbestimmt weiß. — So schmeichelhaft ein solches Mißverständniß an sich für mich sein müßte; so erschreckt es mich doch sehr, wenn ich es mir als möglich denke, daß Ew. Wohlgeboren oder ein Theil des Publicum glauben könnten: ich selbst habe, durch eine Indiscretion derjenigen Art der Hochachtung, die Ihnen jedermann um desto mehr schuldig ist, da sie fast die einzige bleibt, die wir Ihnen erweisen dürfen, verletzt, und dadurch auch nur die entfernteste Veranlassung zu diesem Vorfalle gegeben.

Ich habe sorgfältig alles zu vermeiden gesucht, was Dieselben die eigentlich wohlthätige Verwendung — ich weiß das und anerkenne es — um meinen ersten schriftstellerischen Versuch, vereuen machen könnte. Ich habe nie, gegen irgend Jemand etwas gesagt, das Ihrer Aeußerung, daß Sie nur

einen kleinen Theil meines Aufsatzes gelesen, und von diesem auf das übrige geschlossen, widerspräche; ich habe vielmehr eben das mehrmals gesagt. Ich habe in der Vorrede den kaum merklichen Wink, daß ich so glücklich gewesen bin, wenigstens zum Theil gütig von Ihnen beurtheilt zu werden, vertilgt. (Ich wünschte jetzt, leider zu spät, die ganze Vorrede zurückbehalten zu haben.)

Dies ist die Versicherung, die ich Ew. Wohlgeboren nicht aus Furcht, daß Sie ohne gegebene Veranlassung mich für indiscret halten würden, sondern um Denenselben meine Theilnahme an dem unangenehmen Vorfalle, die sich auf die reinste Berechnung für Sie gründet, zu erkennen zu geben, machen wollte. Sollte, wie ich vor völliger Kunde der Sachen nicht urtheilen kann und worüber ich mir Ew. Wohlgeboren gütigen Rath erbitte, noch eine öffentliche Erklärung, von meiner Seite nöthig seyn, so werde ich sie ohne Anstand geben.

Werden Ew. Wohlgeboren der Frau Gräfin von Krockow, in deren Hause ich so glückliche Tage verlebe, welche mir aufträgt Ihnen Ihre Hochachtung zu versichern, und welche selbst die aller Welt verdient, eine kleine Neugier für gut halten? Sie findet ohnlängst im bischöflichen Garten zu Oliva an der Statue der Gerechtigkeit Ihren Namen angeschrieben und wünscht zu wissen, ob Sie selbst da gewesen sind. Ohngeachtet ich Ihr nun vorläufig zugesichert

habe, daß aus dem angeschriebenen Namen sich gar nichts schließen lasse, weil Sie es sicher nicht gewesen, der ihn hingeschrieben: so hat Sie sich doch schon zu sehr mit dem Gedanken familiarisirt, an einem Ort gewesen zu seyn, wo auch Sie einst waren, und besteht auf Ihrem Verlangen, Sie zu fragen. Ich finde aber, daß dieser Neugier noch etwas anders zum Grunde liegt: Sind Sie in Oliva schon einmal gewesen, denkt Sie, so könnten Sie wohl einst in Ihren Ferien wieder dahin und von da aus wohl auch nach Krockow kommen — und es gehört unter Ihre Lieblingswünsche, Sie einmal bey sich zu sehen, und Ihnen ein paar vergnügte Tage oder auch Wochen zu machen; und ich glaube selbst, daß Sie den zweiten Theil Ihres Wunsches erreichen würde, wenn Sie den ersten erreichen könnte.

Ich bin mit warmer Verehrung

Em. Wohlgeborn

Krockow, den 6. August gehorsamster Diener

1792.

J. G. Fichte.

6.

Verehrungswürdiger Gönner,

Schon längst würde ich Em. Wohlgeborn meine Dankbarkeit für Ihr letztes gütiges Antwortschreiben bezeugt haben, wenn ich nicht vorher, um ganz übersehen zu können, wie viel ich Ihnen schuldig sey, Ihre Anzeige im Intelligenz-Blatte der N. L. Z. zu

lesen gewünscht hätte. Das gütige Privat-Urtheil eines Mannes, den ich unter allen Menschen am meisten verehere, und liebe, war mir das beruhigendste, und das mir nun bekannte öffentliche Urtheil eben des Mannes, den der ehrwürdigere Theil des Publicum wohl nicht viel weniger verehrt, das rühmlichste, was mir begegnen konnte. Die erste ehrenvolle Folge eines so gewichtvollen Urtheils war die ohnlängst erhaltene Einladung zur Mitarbeit an der N. L. Z.: eine wichtige Zunderthigung zum Fortstudiren, der ich mich, nach Erhaltung einiger mir nothwendigen Nachrichten, um die ich gebeten habe, wohl unterwerfen dürfte.

Der Frau Gräfin von Krockow, die Sie Ihrer fortdauernden Hochachtung versichert, that es weh, einen schönen Traum vernichtet zu sehen; und mich hat die Stelle Ihres Briefes, wo Sie von der Reise in eine andere Welt reden, innigst gerührt.

Ich bitte Sie, mir das schätzbarste, was mir der Aufenthalt in Königsberg geben konnte, Ihre gütige Meinung, zu erhalten, und mir gern zu vergönnen, mich zu nennen

Em. Wohlgeborn

Krockow bey Neustadt, dankbarsten Verehrer
d. 17. October, 1792. Joh. Gottl. Fichte.

Wohlgeborner Herr,

Höchstzuverehrender Herr Professor,

Schon längst hat mein Herz mich aufgefordert, an Ew. Wohlgeborn zu schreiben; aber ich habe diese Aufforderungen nicht befriedigen können. Ew. Wohlgeborn verzeihen auch jetzt, wenn ich mich allenthalben so kurz fasse als möglich.

Da ich mir — schmeichelt mir das nur eine jugendliche Eitelkeit, oder ist es in der Erhabenheit Ihres Charakters, sich auch zum Kleinen herabzulassen? — da ich mir einbilde, daß Ew. Wohlgeborn einigen Antheil an mir nehmen, so lege ich Ihnen meine Pläne vor. — Jetzt habe ich vor's erste meine Offenbarungstheorie zu begründen. Die Materialien sind da, und es wird nicht viel Zeit erfordern, sie zu ordnen. — Dann glüht meine Seele von einem großen Gedanken: die Aufgabe S. 372 — 374 der Kritik der reinen Vernunft (dritte Auflage) zu lösen. — Zu allem diesem bedarf ich sorgenfreie Muße; und sie giebt mir die Erfüllung einer unerlässlichen aber süßen Pflicht. Ich genieße sie in einem mir sehr zuträglichen Klima, bis jene Aufgaben gelöst sind.

Ich habe zu meiner Belehrung und zu meiner Leitung auf meinem weitem Wege das Urtheil des Mannes, den ich unter allen am meisten verehere, über meine Schrift gewünscht. Krönen Sie alle Ihre

Wohlthaten gegen mich damit, daß Sie mir das selbe schreiben. Ich habe jetzt keine bestimmte Adresse. Kann nicht etwa Ihr Schreiben mit einem der Königsberger Buchhändler nach Leipzig zur Messe abgehen (in welchem Falle ich es abholen werde), so hat die Frau Hofpredigerin Schulz eine sichere, aber in etwas verspätende Adresse an mich. — Der Rec. der N. D. A. B. setzt mich in den crassesten Widerspruch mit mir selbst; doch, das weiß ich zu lösen: aber er setzt mich in den gleichen offenbaren Widerspruch mit dem Urheber der kritischen Philosophie. Auch das wüßte ich zu lösen, wenn es nicht nach seiner Relation, sondern nach meinem Buche gehn soll.

Und jetzt, wenn die Vorsehung das Flehen so vieler erhören, und Ihr Alter über die ungewöhnlichste Grenze des Menschenalters hinaus verlängern will, jetzt, guter, theurer, verehrungswürdiger Mann, nehme ich auf dieser Welt für persönliches Anschauen Abschied; und mein Herz schlägt wehmüthig, und mein Auge wird feucht. In jener Welt, deren Hofnung Sie so manchem, der keine andre hatte, und auch mir gegeben haben, erkenne ich gewiß Sie, nicht an den körperlichen Zügen, sondern an Ihrem Geiste wieder. Wollen Sie mir aber auch in meiner künftigen weitem Entfernung erlauben, schriftlich — nicht Ihnen zu sagen, was ewig unabänderlich ist, daß ich Sie unaussprechlich verehere — sondern mir

Ihren Rath, Ihre Leitung, Ihre Veruhigung viel leicht zu erbitten, so werde ich eine solche Erlaubniß bescheiden nützen.

Ihrer Gunst empfiehlt sich

Ew. Wohlgeborn

Berlin, d. 2. April

1793.

innigster Verehrer

Joh. Gottl. Fichte.

8.

Mit inniger Freude, Verehrungswürdigster Gönner, erhielt ich den Beweis, daß Sie auch noch in der Entfernung mich Ihres gütigen Wohlwollens würdigten, Ihren Brief. Meine Reise war nach Zürich gerichtet, wo schon bey meinem ehemaligen Aufenthalte ein junges sehr würdiges Frauenzimmer mich ihrer besondern Freundschaft werth hielt. Noch ehe ich nach Königsberg reiste, wünschte sie meine Rückkehr nach Zürich, und unsre völlige Verbindung. Was ich damals, da ich noch nichts gethan hatte, mir nicht für erlaubt hielt, erlaubte ich mir jetzt, da ich wenigstens für die Zukunft versprochen zu haben scheine, etwas zu thun. — Diese Verbindung, welche bisher durch unvorhergesehene Schwierigkeiten, welche die Zürcher Gesetze Fremden entgegen setzen, aufgehalten worden, in einigen Wochen aber Statt finden wird, gäbe mir die Aussicht mich in unabhängiger Muße dem Studiren zu widmen, wenn nicht der an sich herzengute, mit meinem indivi-

duellen Charakter aber sehr unverträgliche Charakter der Zürcher mich eine Veränderung des Wohnorts wünschen machte.

Ich erwarte die gleiche Freude von der Erscheinung Ihrer Metaphysik der Sitten, mit welcher ich Ihre Religion innerhalb der Grenzen etc. gelesen habe. Mein Plan in Absicht des Naturrechts, des Staatsrechts, der Staatsweisheitslehre geht ins weitere, und ich kann leicht ein halbes Leben zur Ausführung desselben bedürfen. Ich habe also immer die frohe Aussicht Ihr Werk für dieselbe zu benutzen. — Sollten bis dahin meine Ideen sich formen, und ich auf unerwartete Schwierigkeiten stoßen; wollen Sie denn wohl erlauben, daß ich mir Ihren gütigen Rath erbitte? Vielleicht lege ich, doch anonym, in verschiedenen Einkleidungen meine der Entwicklung entgegenstrebende Ideen dem Publicum zur Beurtheilung vor. Ich gestehe, daß schon etwas dieser Art von mir im Publicum ist, wovon ich aber vor der Hand nicht wünschte, daß man es für meine Arbeit hielte, weil ich viele Ungerechtigkeiten mit vieler Freimüthigkeit und Eifer gerügt habe, ohne vor der Hand, weil ich noch nicht so weit bin, Mittel vorgeschlagen zu haben, wie ihnen ohne Unordnung abzuhelpen sey. Ein enthusiastisches Lob, aber noch keine gründliche Beurtheilung dieser Schrift, ist mir zu Gesichte gekommen. Wollen Sie mir dieses — soll ich sagen Zutrauen, oder Zutraulicheit? — erlauben, so schicke ich

es Ihnen zur Beurtheilung zu, sobald ich die Fortsetzung aus der Presse erhalte. Sie verehrungswürdiger Mann, sind der Einzige, dessen Urtheile sowohl, als dessen strenger Verschwiegenheit ich völlig traue. Ueber politische Gegenstände sind leider! bey der jetzigen besondern Verwickelung, fast alle parteiisch, selbst recht gute Denker, entweder furchtsame Anhänger des Alten, oder hitzige Feinde desselben, bloß weil es alt ist. — Wollen Sie mir diese gütige Erlaubnisse ertheilen, ohne welche ich es nicht wagen würde, so wird, denke ich, der Herr Hof-Prediger Schulz Gelegenheit haben, Briefe an mich zu besorgen.

Mein — großer, für das Menschengeschlecht höchstwichtiger Mann, Ihre Arbeiten werden nicht untergehn, sie werden reiche Früchte tragen, sie werden in der Menschheit einen neuen Schwung und eine totale Wiedergeburt ihrer Grundsätze, Meinungen, Verfassungen bewirken: Es ist, glaub ich, nichts, worüber die Folgen derselben sich nicht verbreiteten. Und diesen Ihren Entdeckungen gehen frohe Aussichten auf. Ich habe Hrn. H. Fr. Schulz darüber einige Bemerkungen geschrieben, die ich auf einer Reise gemacht, und ihn gebeten, sie Ihnen mitzutheilen.

Was muß es seyn, großer und guter Mann, gegen das Ende seiner irdischen Laufbahn, solche Empfindungen haben zu können, als Sie! Ich gestehe,

daß der Gedanke an Sie, immer mein Genius seyn wird, der mich treibe, so viel in meinem Wirkungskreise liegt, auch nicht ohne Nutzen für die Menschheit von ihrem Schauplatze abzutreten.

Ich empfehle mich der Fortdauer Ihres gütigen Wohlwollens, und bin mit der vollsten Hochachtung und Verehrung

Erw. Wohlgeborn

Zürich, d. 20. Septbr.

innigst ergebener

1793.

Fichte.

9.

Verehrungswürdigster Mann,

Es ist vielleicht Anmaßung von mir, wenn ich durch meine Bitte dem Antrage des Herrn Schiller, der vorigen Posttag an Sie ergangen, ein Gewicht hinzufügen zu können glaube. Aber die Lebhaftigkeit meines Wunsches, daß derjenige Mann, der die letzte Hälfte dieses Jahrhunderts, für den Fortgang des menschlichen Geistes, für alle künftigen Zeitalter unvergesslich gemacht hat, durch seinen Beitritt ein Unternehmen autotisieren möchte, das darauf ausgeht, seinen Geist über mehrere Fächer des menschlichen Wissens, und über mehrere Personen zu verbreiten; vielleicht auch die Aussicht, daß ich selbst mit Ihnen in einem Plane vereinigt würde, läßt mich nicht lange untersuchen, was der Zustand mir wohl erlauben möge. — Sie haben von Zeit zu Zeit in die

Berliner Monatschrift Aufsätze gegeben. Für die Verbreitung dieser, ist es völlig gleichgültig, wo sie stehen; jede periodische Schrift wird um Ihrer willen gesucht: aber für unser Institut wäre es, vor Welt und Nachwelt die höchste Empfehlung, wenn wir Ihren Namen an unsrer Spitze nennen dürften.

Ich habe Ihnen durch Herrn Hartung meine Einladungsschrift übersandt; und es würde höchst unterrichtend für mich seyn, wenn ich — jedoch ohne Ihre Unbequemlichkeit — Ihr Urtheil darüber erfahren könnte. — Ich werde von nun an, durch den mündlichen Vortrag, mein System für die öffentliche Bekanntmachung reifen lassen.

Ich sehe mit Sehnsucht Ihrer Metaphysik der Sitten entgegen. Ich habe besonders in Ihrer Kritik der Urtheilskraft, eine Harmonie mit meinen besondern Ueberzeugungen über den praktischen Theil der Philosophie entdeckt, die mich begierig macht, zu wissen, ob ich durchgängig so glücklich bin, mich dem ersten Denker anzunähern.

Ich bin mit innigster Verehrung Ihnen ergeben.

Fichte.

10.

Darf ich Ihre Muße,

Verehrungswürdigster Mann,

durch die Bitte unterbrechen, beigeschloßnen kleinen Theil des ersten Versuchs, den in meiner Schrift:

Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre 2c. angedeuteten Plan auszuführen, wenn Ihre Geschäfte irgend es erlauben, durchzulesen, und mir ihr Urtheil darüber zu sagen?

Abgerechnet, daß der Wink des Meisters dem Nachfolger unendlich wichtig seyn muß, und daß Ihr Urtheil meine Schritte leiten, berichtigen, beschleunigen wird, wäre es auch nicht unwichtig für den Fortgang der Wissenschaft selbst, wenn man dasselbe wüßte. Bei dem Tone der im philosophischen Publicum herrschend zu werden droht; bei dem anmaßenden Absprechen derer, die im Possess zu seyn sich dünken; bei ihrem ewigen Nachspruche von Nicht verstanden haben und Nicht verstanden haben können, und gegenseitigem nie verstehen werden, wird es immer schwerer, sich auch nur Gehör zu verschaffen; geschweige denn Prüfung, und belehrende Beurtheilung.

Von innigster Verehrung gegen Ihren Geist durchdrungen, den ich zu ahnden glaube; des Glückstheilhaftig, Ihren persönlichen Charakter in der Nähe bewundert zu haben; wie glücklich wäre ich, wenn meine neuesten Arbeiten von Ihnen eines günstigeren Blicks gewürdigt würden, als man bisher darauf geworfen! Herr Schiller, der Sie seiner Verehrung versichert, erwartet sehnsuchtsvoll Ihren Entschluß in Absicht des geschehenen Ansuchens in einer Sache, die ihn ungemein interessirt; und uns

andere nicht weniger. Dürfen wir hoffen? Ich
empfehle mich Ihrem gütigen Wohlwollen.

Ihr
Jena, den 6. October.

1794.

innigst ergebener
Fichte.

Ich lege ein Exemplar von 5 mir abgedrun-
genen Vorlesungen bei. Sie scheinen mir selbst,
wenigstens für das Publicum, höchst unbedeutend.

die Naturphilosophie, so fern sie sich als
solche ipso facto zugleich eine Wissenschaft des Gött-
lichen nennt, steht ihrem Inhalte und Zwecke, wie
dem eigenen ausdrücklichen Geständnisse nach, mit
keinem System in einem directern und unverfügba-
ren Gegensatz, als mit dem Dualismus, es mag
derselbe entweder eine ewige Materie neben und un-
abhängig von Gott, als ein anderes ihm entgegenge-
setztes Grundwesen annehmen, oder die Sinnenwelt
und deren Substrat auch der Substanz nach für

XXI.

Ansichten des Pantheismus

nach

seinen verschiedenen Hauptformen.

Eine Parallele zwischen dem Alten und dem Neuen
in der antidualistischen Philosophie des *Ev τὸ Πάν.*

Die neue Natur-Philosophie, so fern sie sich als
solche ipso facto zugleich eine Wissenschaft des Gött-
lichen nennt, steht ihrem Inhalte und Zwecke, wie
dem eigenen ausdrücklichen Geständnisse nach, mit
keinem System in einem directern und unverfügba-
ren Gegensatz, als mit dem Dualismus, es mag
derselbe entweder eine ewige Materie neben und un-
abhängig von Gott, als ein anderes ihm entgegenge-
setztes Grundwesen annehmen, oder die Sinnenwelt
und deren Substrat auch der Substanz nach für

die Wirkung einer freyen Intelligenz, oder für eine Schöpfung Gottes, als des *supramundanen* Urgrundes der Welt und mithin in dieser Bedeutung und Beziehung für abhängig von demselben erklären. Die gedachte Philosophie setzt hiernach das Wesen des Dualismus in die Trennung und Entgegensehung des Unbedingten und des Bedingten, des göttlichen und des natürlichen Princips, oder Gottes und der Natur; und stellt sich mit ihrem Grund-Princip der absoluten Einheit und Identität des Unendlichen und des Endlichen, allen den dualistischen Philosophien insgesammt gegenüber, welche jenen Gegensatz als unvertilgbar anerkennen und voraussetzen, und auf der Realität desselben ihr Lehrgebäude begründen.

Setzen oder Aufheben jenes Urgegensatzes — das also ist der Scheidepunct, wo beyde Systeme aus einander gehen, sie mögen übrigens auch dieses oder jenes Andre unter sich gemein haben. Beyde nemlich, der Dualismus wie der Antidualismus können die Grundfarbe des Materialismus an sich tragen und in der Grundlehre desselben sich vereinigen: daß alles Reale und Positive materieller Natur sey; oder sie können umgekehrt in dem entgegengesetzten Punkte zusammentreffen, wenn sie als Intellectual-Systeme alles wahrhaft Seyende und Reale in eine intellektuelle Welt versetzen, die Materie dagegen und mit ihr das gesammte materielle Universum für

das *ovv òv* — das Negative von jenem allein Positiven erklären. Endlich können Beyde als Systeme eines nicht einseitigen, sondern doppelseitigen vollständigen Realismus in der dualistischen Vorstellungsart (dem Dualismus im Endlichen) übereinstimmen, wonach mit Anerkennung der gleichen Realität einer Körper- und einer Geister-Welt, Körper und Seele, in ihrer relativen aber doch reellen Differenz und Independenz, neben einander bestehen, es sey nun als wirkliche selbstständige Wesen, d. i. als endliche Substanzen im Verhältnisse der Dependenz von der absoluten göttlichen Substanz, oder als bloße Modificationen der Einen und einzigen absoluten Substanz im Verhältnisse der Immanenz ihres Seyns in derselben.

Bei diesen verschiedenen Formen, welche der Antidualismus wie der Dualismus annehmen kann, müssen daher auch die Verhältnisse verschieden seyn, worin beyde Systeme gegen einander zu stehen kommen; so verschieden, wie der Materialismus und Intellectualismus unter einander selbst und beyde hinwiederum als einseitige Vorstellungsarten des Realen von dem eigentlichen und vollständigen Realismus sind.

Nach diesen Analogien lassen sich die ersten antidualistischen Systeme der ältesten Natur-Philosophen, an welche sich späterhin die Speculationen der *Stoa* über Gott und Natur angeschlossen, mit

dem Dualismus des Anaxagoras und selbst des Aristoteles zusammenstellen, so fern diese dualistischen Denker, obgleich als Metaphysiker das göttliche von dem natürlichen Princip trennend, als Physiker denn doch das erstere mehr unter dem materiellen Charakter eines bloßen nach Naturgesetzen der Bewegung auf die Materie physisch einwirkenden Naturwesens, sich dachten. Und wie hier die materielle, so ist es bey den antidualistischen Intellectual-Systemen der ältern Eleaten, desgleichen der Neu-Platoniker, und bey der dualistischen Philosophie Platon's, die intellectuelle Form und Gestalt, welche uns in dem Entgegengesetzten eine gewisse Analogie und Uebereinstimmung zeigt und ein Band der Verwandtschaft zwischen beyden knüpft.

Nicht anders verhält es sich mit dem neuern Dualismus des Descartes und mit Spinoza's Antidualismus, die ihre innere Verwandtschaft dadurch beurfunden, daß sie beyde als Systeme eines nicht einseitigen, sondern doppelseitigen vollständigen Realismus, die gleiche Realität der Körper- und der Geister-Welt, des Leibes und der Seele, anerkennen und der Letztere, bey seiner Construcion des *in hoc mundo*, von dem Standpuncte seines Lehrers ausgehend, den Dualismus desselben als relativen Gegensatz im Endlichen stehen ließ, indem Er, seinem Antidualismus zu folge, den ursprünglichen Gegensatz

des Unendlichen und des Endlichen aufhob, und auf diese Weise, nach Jacobi's treffender Bezeichnung, ein System der Scheidung ohne Trennung, ausführte.

Einer Scheidung ohne Trennung! — Das ist auch der Grund-Charakter der absoluten Identitäts-Lehre in derjenigen Form, welche sie durch den Urheber der neuen Natur-Philosophie erhalten hat, der eben in diesem Punkte, auch seinem eigenen Geständnisse zufolge, unter allen frühern antidualistischen Systemen, am meisten an das des Spinoza sich anschließt. Aber demohngeachtet finden sich zwischen beyden denn doch so manche nicht unbedeutende und unwesentliche Verschiedenheiten, wovon der Grund in dem besondern Verhältnisse zu suchen ist, worin Beyder Systeme zu denjenigen Philosophien stehen, von deren Grundlehren sie ausgegangen waren und deren Resultate sie benutzt hatten. — Also: wie Spinoza zu Descartes und dessen Dualismus, so Schelling zu Kant und der dem Criticismus eigenen und von ihm zuerst auf dem Wege seiner kritischen Untersuchung des Erkenntnißvermögens herbegeführten und begründeten Ansicht und Vorstellungsart der endlichen Dinge als bloßer Erscheinungen. Denn eben in dieser Grundlehre und diesem Hauptresultate der Kritik, gegründet auf den scharf und bestimmt gefaßten Gegensatz des endlichen Seyns mit seinen sinnlichen Formen und Be-

dingungen des Raumes und der Zeit, und des Seyns an sich — der absoluten Realität — ist der Hauptschlüssel zum Verständnisse des Eigenen und Unterscheidenden in der neuern Identitäts-Lehre zu finden, die daher auch nicht mit Unrecht, wie Herr Fries von ihr rühmt, ein durch alle Resultate der Vernunft-Kritik bereicherter und — wie ich glaube noch hinzuzusetzen zu dürfen, wiewohl freylich nur in Beziehung auf die reinere metaphysische Gestalt, welche sie zuerst angenommen — ein durch eben diese Resultate auch geläuterter und bis zur höchsten Potenz gesteigertter Spinozismus. — Von der Vernunft-Kritik belehrt und gewarnt, keine Prädicate des Endlichen auf das Unendliche überzutragen, das Uebersinnliche durch sinnliche Bestimmungen in die Sphäre der Sinnenwelt herabzuziehen und dergestalt die reine Vernunft-Idee des Absoluten in einen bloßen Verstandes-Begriff zu verwandeln, hat die neue Identitäts-Lehre sich allerdings zu dem höhern Standpunkte erheben können, auf welchem sie, die gesammte Sinnenwelt unter sich erblickend, von der Idee des Absoluten alles zu entfernen vermochte, was nicht in ihr selbst, als zu ihrem Wesen gehörig, sondern nur unter ihr, als eine bloße Erscheinung ihres Seyns — ein bloßes Abbild von dem Urbilde — gedacht werden kann.

Was nach einer Aeußerung Bruno's, in dem von ihm benannten Gespräche (über das göttliche

und natürliche Princip, von Schelling, Seite 160): „den Reflexions-Philosophen geschieht, die auf's Gerathewohl philosophiren, daß sie einiges von dem, was zur Erscheinung gehört, verwerfen, anderes dagegen als wahr aufnehmen, wodurch sie die Philosophie zugleich und das göttliche Wesen verunstalten, indem sie ohne Sonderung und Scheidung dessen, was bloß für die Erscheinung und was in Ansehung Gottes wahr ist, die Natur des Letztern nicht rein zu erkennen vermögen“; — das ist in der einen oder der andern Rücksicht auch denjenigen Philosophen begegnet, die vom Absoluten, als der ewigen Einheit des Alls, ausgegangen waren.

Keiner unter ihnen — Spinoza selbst nicht ausgenommen — hatte den Gegensatz zwischen Seyn und Erscheinung klar und scharf genug und von allen Seiten gefaßt; keiner ihn bestimmt und genau genug auseinander gehalten, so daß nicht immer eine oder die andere Bestimmung, die zur bloßen Erscheinung gehört, auf das Wesen des Absoluten und Göttlichen wäre übergetragen worden. Beweise davon geben uns die verschiedenen Formen, in welchen die Eine und dieselbe Lehre in den vielen und mannigfaltigen Systemen des Antidualismus, welche uns die Geschichte der Speculazion vorführt, ist eingekleidet und dargestellt worden.

In dem schon gedachten Gespräche Bruno, über das göttliche und natürliche Princip, bezeichnet

Schelling die vier einander entgegenstehenden Systeme des Materialismus und Intellectualismus, des Realismus und des Idealismus — gleichsam die vier Weltgegenden der Philosophie — als die vier Grundformen, in denen sich die Eine und dieselbe einfache Idee (der absoluten Identität) — dieser Eine unzerlegbare Stoff der Philosophie — ausgesprochen; welche Grundformen ihrem unterscheidenden Charakter und ihren Schicksalen nach kennen zu lernen, wichtig sey für den, der sich über sie erheben will, angenehm dem, der sich über sie erhoben hat.“

Und wohl ist es, wie auch Jacobi in der Vorrede zu seiner Darstellung des Brunoschen Pantheismus bemerkt, ungemein nützlich, diese Lehre in allen denen verschiedenen Gestalten, die sie anzunehmen so geschickt ist, kennen zu lernen, um sie überall wieder zu erkennen und hiernach auch ihr Verhältniß zu andern Systemen, so deutlich und vollständig wie möglich, einzusehen, und genau den Punkt zu wissen, worauf es ankommt. Diese Kenntniß und eine darauf gegründete Vergleichung des Alten und Neuen in derselben Lehre, kann nemlich allerdings zu manchen wichtigen und lehrreichen Resultaten führen; es muß davon insbesondere gar viel für die Entscheidung der Frage abhängen: ob und in wie weit die neueste absolute Identitätslehre sich wirklich über alle jene ältern unvollkomme-

nen Formen erhoben, und ob es ihr auch wohl gelungen sey, sich auf der von ihr bereits erstiegenen höhern Stufe zu behaupten, und ihre Sache rein und consequent, mit aller erforderlichen Klarheit und Evidenz durchzuführen. Sollte es vielleicht das Schicksal der neuen Lehre seyn, daß sie sich Anfangs zwar über jene ältern unvollkommnern Formen zu erheben gewußt, aber im Fortgange ihrer successiven Entwicklung, doch wieder zu dem Alten und Unvollkommnern zurückgekehrt sey, so daß uns die ganze bisherige Geschichte ihrer progressiven Ausbildung nur ein Schauspiel des Wechsels und Umdandels der Formen und Gestalten, nach der Analogie jener ältern, darböte: so würde eine Vergleichung der verschiedenen ältern Formen unter einander selbst sowohl, als mit der neuesten Form und Gestalt die jene Lehre in unsern Zeiten angenommen, wohl um so weniger ohne negativen und positiven Gewinn für eine, von dem Standpunkte der Speculation aus, zu versuchende unbefangene und vollständigere Beurtheilung ihres philosophischen Werths und Gehalts ausfallen.

Ich habe mir hiermit das Thema für die folgende Abhandlung angegeben, zu dessen Ausführung aber eine kurze historische Darstellung der vornehmsten ältern Formen der Lehre des *ἑν καὶ πάντων* nach ihren wesentlichsten Grundzügen nöthig seyn wird. Diese Darstellung soll denn auch der unmittelbar

darauf folgenden Parallele selbst, hiermit vorgehen.

I. Historische Darstellung der verschiedenen ältern Hauptformen des Pantheismus.

Zwey Fundamental-Lehren sind es, die den wesentlichen Inhalt eines jeden antidualistischen Systems ausmachen, in welcher Form dasselbe auch immer auftreten möge: die Lehre von dem Absoluten selbst, und die von der Abkunft der endlichen Dinge aus dem Absoluten, und ihrem Verhältnisse zu demselben als einem Verhältnisse der Immanenz, ohne einen Uebergang des Unendlichen zum Endlichen. — Alles in Einem und Eines in Allem; — ewige und ursprüngliche Einheit und Identität des Unendlichen und des Endlichen, Gottes und der Natur; — das ist nun zwar der gemeinschaftliche Text und die Hauptsumme aller Philosophie des *ἐν καὶ πᾶσι*. Aber wie verschieden ist doch die Behandlung und Auslegung dieses Textes; wie verschieden die Form, in welcher dieselbe Lehre sich ausgesprochen hat, von der ersten rohesten Gestalt an, die sie in den ältesten Natur-Philosophien des gröbern physischen Pantheismus angenommen, bis auf die neueste absolute

Identitäts-Lehre des Schellingschen Ideal-Realismus.

Was nun aber jene oben genannten vier Hauptformen selbst betrifft, denen gemeinschaftlich Eine und dieselbe Idee zu Grunde gelegen: so bezeichnet zum Theil schon der Name derselben, wenigstens in Ansehung der beyden erstern, den Punct ihrer Entgegensetzung, und die besondre Seite von welcher eine jede dieser Formen den nemlichen Gegenstand betrachtet, wie die folgende Charakteristik derselben es darthun wird.

Materialismus.

Es ist der Materialismus, welcher das Göttliche in der Materie erkennt und sonach das Verhältniß der Einheit des Unendlichen und des Endlichen, als ein Verhältniß der Identität Gottes und der Sinnenwelt vorstellt. Denn hier gibt es kein anderes Seyn als die Materie, keine andre Welt als die Sinnenwelt. — Gott und die Natur oder das Wirkliche Eines, muß daher im Sinne und Geiste dieses materiellen Pantheismus, als Identificazion Gottes mit der Sinnenwelt verstanden, und das Verhältniß beyder, als ein positives und reales gedacht werden, wornach denn jene Lehre in dieser Form zu einem System der Vergötterung des sinnlichen Universums oder seiner einzelnen Theile sich gestaltet.

Dieser materielle Pantheismus ist inzwischen wiederum verschiedener Modificazionen fähig, die sich nach den Stufen der Erkenntniß von der Materie richten.

Auf der niedrigsten Stufe steht diejenige Erkenntniß, welche irgend einen elementarischen Stoff für das Wesen der ersten ursprünglichen Materie selbst nimmt, aus dessen Verwandlung alles Wirkliche der materiellen Welt, mit seinen zahllosen Wesen und Gestalten, hervorgegangen.

Eine höhere Stufe schon nimmt der höhere Begriff von der Materie ein, wonach das Wesen derselben in die Einheit des Gegenfages zwischen einem formlosen und formenden, einem leidenden und thätigen Princip gesetzt wird.

Zur höchsten Stufe der Abstraction erhebt sich endlich diejenige Idee von der Materie, welche in ihr das gemeinsame Subject oder Substrat der körperlichen wie der intelligibeln Dinge erkennt, und von diesem Punkte aus, den Uebergang vom Materialismus zum Intellectualismus macht, oder zwischen beyden Welten das gemeinschaftliche Band zu knüpfen sucht, wodurch beyde zur Einheit eines Ganzen vereinigt werden.

Auf der erstgenannten niedrigsten Stufe sehen wir den materiellen Pantheismus, in den ersten Natur-Philosophien der ältern Jonier. Hier zeigt er sich in seiner rohesten Gestalt, als Lehre der Identität des

Öbtrlichen mit dem elementarischen Urstoffe, aus welchem sich die gesammte materielle Welt durch Verwandlung gebildet. Die Weltseele des Thales und seiner Nachfolger war nichts anders, als das mit dem elementarischen Weltstoff ursprünglich verbundene und aus ihm sich allererst entwickelnde göttliche Princip. Und gleichwie die Theogonien der ältesten Dichter die Natur vergötterten und die Götter aus dem Chaos erzeugt werden ließen: so scheinen auch diese ältesten Natur-Philosophien nach der Analogie der poetischen Theogonien, an welche sie am nächsten sich angeschlossen, nichts anders als grobe sinnliche Emanazions-Systeme gewesen zu seyn, in welchen irgend eine Ur-Materie, als das Erste und Unentstandene, gesetzt wurde, aus welcher durch Verwandlung nicht nur die Natur, sondern auch die göttliche Weltseele selbst erst hervorgegangen und sich entwickelt, und nun erst nach ihrer Emanazion und Evoluzion aus jener un erzeugten ersten Materie als die belebende und bewegende, alles beseelende und durchdringende Naturkraft sich wirksam beweist.

Auf einer höhern Stufe zeigt sich die Lehre der Einheit des Alls, von Seiten ihrer materiellen Form, in den schon mehr speculativen mathematisch-physischen und metaphysischen Philosophemen der Pythagoreer, die unter der ursprünglichen Materie nicht irgend einen bestimmten physischen

Grundstoff, keines der sichtbaren Elemente oder irgend etwas der Art, sondern das ursprüngliche und qualitätslose, einförmige und in sich selbst durchaus indifferente Etwas sich dachten, in welchem, als der ursprünglichen Einheit, Materie und Form, oder das formlose, leidende und das formende, thätige Princip implicite enthalten waren. — Diese ewige Ur-Einheit, als Einheit des Gegensatzes der Materie und Form, erscheint freylich auch hier noch unter der rohern physischen Gestalt einer chaotischen Ur-Substanz oder einer ursprünglichen unentstandenen Substanzen-Masse, in welcher Endliches und Unendliches, das Begrenzte und Bestimmte, und das Unbegrenzte und Unbestimmte eingewickelt und so in einander verwirrt lagen, daß aus ihm, als dem Grundwesen aller Dinge, erst durch die Wechselwirkung jener Entgegengesetzten, der Materie und der Form, die in ihm selbst unterscheidbar und vollkommen dasselbe sind, die wirklichen Dinge, als gesonderte individuelle Naturen, hervorgegangen.

In dieser Einheit nun, der Wurzel und dem Princip aller Dinge, woraus alles entstanden, wie aus der Einheit die Zahlen entspringen, deren Principien nach den Grundsätzen einer metaphysischen Zahlen-Theorie hier zugleich für die Principien der Dinge galten, erkannte die Speculation der Pythagoreer das höchste Göttliche oder den höchsten Gott, so daß hiernach diese Philosophie

von dieser Seite angesehen, als ein System des materiellen Pantheismus und der Emanazion aller Dinge aus Gott sich darstellt. Denn jene Einheit — die Pythagoreische Monas — in welcher ursprünglich die Entgegengesetzten der Materie und der Form vereinigt sind, ist das Absolute, das Urseyn, worin dem Wesen nach, alle Dinge bestehen, und woraus sie alle durch Einwirkung der Form auf die Materie entsprungen sind.

Dieser Ansicht vom Göttlichen, als der ewigen, un erzeugten Wurzel aller Dinge, und der Ur-Einheit, die weder Materie noch Form, weder das leidende noch das thätige Princip, sondern die Einheit beyder ist, steht zwar freylich eine andre Vorstellungskart des Göttlichen entgegen, wonach die Gottheit für ein Naturwesen und für die allgemeine Lebenskraft in der Natur, die in der Sonne ihren Sitz hat, erklärt wird.

Über auch nach dieser Vorstellungskart erscheint die Pythagoreische Lehre von Gott und der Welt unter der Form eines materiellen Pantheismus, so fern hiernach das Göttliche gedacht wird, als das Eine thätige Princip — der Eine Urquell alles Lebens und Wirkens — von der Sonne aus als dem Mittelpunkt des Universums, seine Kraft und Wirksamkeit verbreitend und Alles durchdringend, und mithin mit allen Weltwesen, als die Seele derselben, auf das innigste vereinigt. — Von dieser letztern Seite

das Göttliche in der Lehre der Pythagoreer betrachtet, würde der materielle Pantheismus derselben mit dem des Heraklit und der Stoiker, die meiste Verwandtschaft zeigen.

Das materielle Princip, in welchem der eben genannte tiefforschende Natur-Philosoph das Wesen des Göttlichen erkannte, war das Feuer, als der einzige einfache Urstoff und als die Urkraft der Natur, durch welche alle Veränderungen in der physischen sowohl, als in der moralischen Welt hervorgebracht werden. Denn diese allgemeine Naturkraft ist nicht nur die Quelle alles Lebens und aller Bewegung in der körperlichen Welt, sondern auch zugleich das Princip alles Denkens und Erkennens und aller Vernunft-Gesamtheit, in dem das Feuer zugleich als Subject und Substrat des Denk-Vermögens, und der Ausfluß oder die Ausdünstung dieser feurigen denkenden Substanz, das ist die Weltseele, zugleich als die allgemeine Intelligenz oder das durch das ganze Universum überall verbreitete Seelen-Leben und Bewußtseyn unter dem Charakter des allgemeinen Welt-Verstandes (*νοθος λόγος*) vorgestellt wird, so daß hiernach das Bildungsgesetz des göttlichen Feuerstoffes beydes zugleich ist, ein Gesetz der Naturnothwendigkeit und zugleich ein Gesetz der Vernunft. — Deutet man die Lehren dieses Natur-Philosophen von dem Feuer so, daß Er darunter nicht bloß das Principium per quod —

die erste Ursache aller Erscheinungen und die einzige und allgemeine Naturkraft — sondern auch zugleich das Principium ex quo, das Eine und einzige Grundwesen aller Dinge, den einigen einfachen und vollkommen gleichförmigen Grundstoff verstanden, woraus durch Verwandlung, der Weltwesen Mannigfaltigkeit hervorgegangen und sich gebildet, ohne Annahme und Voraussetzung anderer ihm entgegenge-setzter homogener oder heterogener Grundstoffe; so ist hiernach das wirkliche Universum in der Vielheit und Mannigfaltigkeit seiner einzelnen Wesen, ihrer Formen und Gestalten und Veränderungen, nichts als eine Entfaltung der Einheit, eine Evoluzion und Emanation aus dem Göttlichen des Einen und einfachen zugleich mit Denkkraft begabten Feuerstoffes, in welchen alles hinwiederum zurückzukehren und sich aufzulösen strebt, so wie alles aus ihm entsprungen ist. Nach dieser Ansicht des Systems, welche die Analogie mit den frühern Systemen dieser Art für sich hat, ist, im strengen und vollständigen Sinne das All Eines und Eines das All; — die Natur in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit und das göttliche Urwesen und Urseyn in seiner Einheit, dem Wesen und Stoffe, wie der Form, der Substanz wie der Kraft nach, Eines und identisch.

Die wesentlichen Grundzüge dieses physischen Pantheismus und Hylozoismus finden wir wieder in der Stoischen Natur-Philosophie, welcher

jenes ältere System zur Grundlage diente. Aber der Pantheismus der Stoa verhält sich zu dem ältern Heraklit's, wie die gereifere Frucht zum bloßen Reime. Was dort noch in Dunkel eingehüllt blieb, sehen wir hier an ein helleres Licht hervorgezogen; die dunkeln und unbestimmten Sätze des Ephesinischen Natur-Philosophen, durch weitere Bearbeitung mit mehrerer Deutlichkeit und Bestimmtheit gefaßt und auseinandergesetzt, und die einzelnen Lehren unter sich sowohl, als mit dem Ganzen in genauern Zusammenhang gebracht.

Es ist überhaupt ein höherer und umfassenderer Standpunct, zu welchem die pantheistische Speculation der Stoiker sich erhoben; — ein Standpunct, auf dem sich ihnen überall die Ansicht einer durchgängigen Einheit und Identität in allem Vielen und Differenten darbot, und von welchem aus sie alles Viele und Verschiedene auf Einheit des Einen Grund-Princip's, auf dessen Erkenntniß überall ihr Hauptaugenmerk und ihr höchstes Streben gerichtet war, zurückzuführen suchten.

Dieser antidualistische Geist der Stoischen Speculation spricht sich aus in allen und durch alle Grundlehren des Systems, und sucht sein Thema des *ὅμοιότητος*, mit Aufhebung aller Gegensätze, durchzuführen.

Auf den ersten Anblick zwar scheint die Stoische Lehre von Gott und der Welt zum Dualismus sich

hinzuneigen, indem sie mit Anaxagoras, Aristoteles und Andern, ausdrücklich zwey Grund-Principien der Dinge annimmt: ein leidendes, nemlich die erste ewige und qualitätslosen Materie, woraus — und ein thätiges Princip, die erste ewige Ursache und Urkraft, wodurch alle Dinge gebildet worden.

Allein im wahren Sinne und Geiste des Systems ist die ganze Entgegensetzung nur scheinbar; es findet zwischen den genannten beyden Principien kein reeller Gegensatz der Sache, sondern nur ein ideeller dem bloßen Begriffe nach, statt, indem beyde durch das innigste und ursprünglichste Band der Einheit und Identität mit einander vereinigt sind. In diesem Sinne haben denn auch wirklich nicht nur schon die Alten, sondern auch die meisten Neuern die speculative Physik der Stoiker gedeutet, da sie in so vielen klaren und bestimmten Aussprüchen derselben, den Heraklitischen Pantheismus, ganz unverkennbar und mit so dürrn Worten dargelegt, finden mußten, daß, nach dem competenten Urtheile des gründlichsten und scharfsichtigsten Kenners und Commentators der Stoischen Philosophie, Tiedemann's, nicht geringe Dreistigkeit dazu gehört, den Pantheismus von diesem System abzuwälzen; eine Dreistigkeit, die nur aus dem blinden, mißverstandenen Eifer für die Rechtgläubigkeit der Stoa erklärt werden kann.

Gleich ihrem Vorgänger Heraklit, ließen auch die Stoiker die Substanz ihres thätigen Princip, als der alles schaffenden und bildenden Urkraft, aus Feuerstoff bestehen, aber aus einem feinen kunstreichen Feuer, zum Unterschiede von dem gemeinen irdischen, das als ein entstandenes Element, mit den übrigen Elementen in Eine Classe zu setzen ist. In dieser göttlichen Feuer-Substanz, dem Substrat des thätigen Princip, erkannten sie zugleich mit Heraklit, das erste, einzige und ewige Grundwesen, welches an sich selbst dem Wesen und Seyn nach, zwar einfach und unwandelbar, doch alle mögliche Formen anzunehmen geschickt ist, und woraus demnach alle Dinge durch Verwandlung hervorgehen, so wie sie alle darein wieder zurückkehren. — Mit dieser Behauptung wird aller wesentliche und reelle Unterschied zwischen der göttlichen Substanz und der Substanz der Weltwesen völlig aufgehoben. Alle Dinge sind dem Wesen und der Substanz nach, unter sich selbst und mit dem Göttlichen Eines, von gleicher Feuer-Natur; und alles Viele und Verschiedene so nach nichts weiter, als bloße Verwandlung und Gestaltung des Eines in ein Vieles und Verschiedenes, der Substanz nach völlig Gleiches und Einartiges; — Eines in Allem und Alles in Einem!

Dieser materiellen Evolutions- und Emanations-Lehre zufolge, können daher die von den Stoikern aufgestellten beyden Grundprincipien nicht

als zwey von einander getrennte, besondre Grundwesen, sondern nur als zwey in Einem Ur-Princip innigst und unzertrennlich vereinigte Vermögen angesehen werden; — nur als zwey verschiedene Seiten, woraus diese Philosophie ihr einiges und ewiges Grundwesen betrachtete: eine materielle und eine formelle.

Von der materiellen Seite angesehen, fanden sie in ihrem Grundprincip die erste und ewige, einfache und unwandelbare Materie, woraus, als der Substanz aller Substanzen, alle einzelne Dinge in der Welt, ihrem Wesentlichen und Substanziellen nach, bestehen.

Von der formellen Seite dachten sie das selbe Grundwesen unter dem Begriffe der ersten, allgemeinen, stets wirksamen Urkraft, welche dieser Materie ursprünglich inwohnend, aus ihr alle besondern Dinge nach ihren verschiedenen Formen und Gestalten durch Entwicklung und Verwandlung hervorbringt.

Also die erste Materie und Substanz — der Grundstoff aller Dinge — und Gott Eines. Eines das leidende Princip der ewigen qualitäten- und formlosen Materie, in deren Schooße die Säamen und Keime aller Formen und Gestalten der einzelnen Dinge enthalten sind, und das thätige Princip, die Urkraft oder göttliche Welt-Seele, durch deren Wirksamkeit jene Keime entwickelt werden und unter

besondern Formen und Gestalten aus jener Ur-Materie hervorgehen.

Mit Vertilgung dieses Haupt-Gegensatzes, zwischen dem thätigen und dem leidenden Princip, steht in genauem Zusammenhange die Aufhebung der übrigen Gegensätze zwischen Gott und der Welt, zwischen Vernunft und Natur und deren Gesetzen. Denn wie es nach der Lehre der Stoa nur Eine Ur-Substanz gibt, so auch nur Eine dieser ersten formlosen Materie inwohnende Grundkraft, Ein thätiges Princip nur, durch dessen Wirksamkeit Alles erzeugt wird, und alle Phänomene und Veränderungen in der Welt sich ereignen. Und diese Eine Grundkraft ist beydes zugleich, Natur und Vernunft; beydes nur von zwey verschiedenen Seiten betrachtet. Natur ist sie und als bloße Natur wirkt sie, so fern ihre Causalität bestimmt wird durch nothwendige in dem Urstoffe der Welt liegende Bildungsgesetze; aber auch zugleich Vernunft, so fern ihre Causalität die Causalität einer Intelligenz ist, die nach Absichten der Weisheit handelt, und dieser Handlungsweise zufolge, in allen ihren Werken Ordnung und Regelmäßigkeit und eine durchgängige Zweckeinrichtung offenbart.

Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, dachten sich daher die Stoiker unter ihrem thätigen Princip nicht nur eine lebendige, sondern auch eine verständige, nach Zwecken und Absichten handelnde Kraft.

Ja, nicht dieses allein; sie wiesen sogar der Vernunft, als höchster und allgemeinsten Naturkraft, den obersten Rang unter allen Naturkräften an, so daß die übrigen alle nur für Modificazionen der Einen Grundkraft der Vernunft zu halten seyen.

Diese Einheit und Identität des göttlichen und des natürlichen Princips, oder Gottes und der Natur, die letztere in formeller und virtueller Bedeutung (natura formaliter spectata) genommen, als wesentlich und ursprünglich gesetzt, fällt nun auch — eine nothwendige Folge davon — aller Gegensatz zwischen Natur und Freyheit gänzlich dahin, und gleich jedem andern führt sonach auch der Pantheismus der Stoa mit seinen λόγους σπερματικούς, wonach die Welt mit allen ihren Formen und Gestalten, allen ihren Veränderungen und Schicksalen, in ihrem Urstoffe, wie das Thier und die Pflanze in ihren Saamen präformirt und hiernach alles Wirkliche nothwendig vorher bestimmt ist, unvermeidlich zum Fatalismus. Denn es geht nach diesem System alles natürlich und zugleich vernünftig zu, oder gemäß den Ideen und Gesetzen der Vernunft, die gleich einer Naturkraft mit mechanischer Nothwendigkeit handelt, so daß zwischen Natur-Mechanismus und freyer Vernunft-Gesetzmäßigkeit kein reeller Unterschied statt findet, und der gesammte Organismus der Welt zugleich nach Natur- und Vernunft-Gesetzen, die beyde

Eines sind, nur von zwey verschiedenen Seiten betrachtet, aus dem Urstoffe sich entwickelt.

So weit hatte die alte Philosophie die Lehre des *εἰς καὶ πᾶν* in ihrer materiellen Form bereits ausgearbeitet; aber die höchste Stufe der Ausbildung und Verfeinerung erreichte dieser materielle Pantheismus in der Philosophie eines speculativen Denkers, des *Jordanus Bruno*, von dem *Jacobi* sagt, daß er die Schriften der Alten in Saft und Blut verwandelt, ganz durchdrungen von ihrem Geiste, ohne darum aufzuhören Er selbst zu seyn. — Eine Aushebung der wesentlichsten Grund-Lehren des *Brunoschen Pantheismus*, nach *Jacobi's* Darstellung (Auszug aus *Jordan Bruno* von *Nola*: Von der Ursache, dem Princip und dem Einem, Beylage I. zu *Jacobi's* Briefen über die Lehre des *Spinoza*, Neue vermehrte Auflage), wird uns eine klare und umfassende Ansicht des schönen und reinen Umrisses den *Bruno* vom Pantheismus gezogen, gewähren.

Gleich dem *Hylozismus* der alten Philosophie, machte auch *Bruno* die Materie zum nothwendigen, ewigen und göttlichen Princip. Aber der erhabene Denker stellte sich auf einen höhern Standpunct bey Bestimmung des Begriffs derselben, indem er ihren Begriff steigerte bis zur Idee eines Grundwesens,

welches dem unkörperlichen wie dem körperlichen Dinge zum Grunde liegt, und der allgemeine Stoff oder das an sich Gleiche ist, das die unsinnlichen und die sinnlichen Dinge mit einander gemein haben. — In dieser Ur-Materie, in sich betrachtet schlechterdings einfach und untheilbar, erkannte er sonach die höchste Einheit, worin die für die Erscheinung Getrennten, Materie und Geist oder Körper und Seele, völlig Eines sind; — zu Einem vereinigt die Form und die Materie, das leidende und das wirkende Princip. Denn dieses materielle göttliche Princip ist beydes zugleich, die erste allgemeine Materie und die erste allgemeine Form der Dinge; — beyde sind in ihm zu Einem Wesen unzertrennlich vereinigt; sie sind nur verschieden, so fern das Princip selbst auf zweyerley Weise kann betrachtet werden: als Subject von Seiten seines passiven und als höchste Kraft von Seiten seines activen Vermögens, das eben so viel wirken als jenes leiden kann, und woraus die Wirksamkeit aller andern Kräfte herfließet. Und sonach ist denn das erste Princip nicht auf unterschiedene Weise, weder mehr formal noch mehr material, sondern beydes auf völlig gleiche Weise, die Form und die Materie der Natur; jenes, so fern es als passives Wesen die vollkommene Möglichkeit des Daseyns der Dinge enthaltend, alles seyn kann, was es ist; dieses, die Form oder thätige Kraft, so fern es, in

seinem Daseyn, alles andre Daseyn begreifend, alles ist, was es seyn kann. In beyden Rücksichten ist das Princip der Natur ein ewiges und nothwendiges Princip. Denn als Subject und Materie der Natur betrachtet, ist es das formlose und einfache, das unveränderliche und unwandelbare Etwas, welches sich in alle Dinge verwandelt; an sich aber immer Eins und dasselbe bleibt, und daher auch weder Körper seyn noch zu dem gehören kann, was wir Eigenschaften, Beschaffenheiten oder Qualitäten nennen; weswegen es auch nicht mit dem Auge des äussern Sinnes, sondern nur durch das Auge der Vernunft entdeckt werden kann. Und so wie das gedachte Princip der Natur von dieser Seite und nach dieser Betrachtungsweise, das ewige und unwandelbare Princip, die Eine und einzige und unwandelbare Substanz aller veränderlichen und zufälligen Substanzen ist: so ist es auch, betrachtet als die Form und die höchste Kraft der Natur, ein unwandelbares, ewiges und nothwendiges Wesen, das als die erste ewige und nothwendige Form aller zufälligen und besondern Formen, Form und Quelle ist, die sie alle aus dem Mittelpuncte ihres Subjects oder Substrates, jener formlosen ersten Materie, durch ihre wirksame, Alles durchdringende, die Materie bewegende und ihren Schooß erfüllende Kraft, hervorbringt.

Das Princip der Natur von dieser formellen

Seite betrachtet, oder diese allgemeine Form des Universums, nennt auch Bruno mit den Alten, an deren Reihe er sich anschliesst, das Leben und die Seele der Welt, deren erste und vornehmste Kraft der allgemeine Verstand ist, der als ein innerer allgegenwärtiger Künstler von innen die Materie bildet und gestaltet, und aus ihrem Schooß Alles hervorbringt, und auf solche Weise das passive Vermögen der Materie im Wirklichen darstellt.

Dieses Leben und diese Seele der Welt ist nun nicht ein von der Gottheit verschiedenes Wesen, sondern das Göttliche selbst, so daß also das göttliche und das natürliche Princip, Gott und die Natur oder das Universum Eins sind. Zwar scheint Bruno das eine von dem andern trennen und auf solche Weise zur dualistischen Vorstellungsart seinen Pantheismus zurückführen oder damit vereinigen zu wollen, vielleicht um damit seinem System das Anstößige und Gehässige in den Augen rechtgläubiger Theologen zu benehmen. Allein diese dualistische Tendenz seines Systems ist doch nur scheinbar. Er unterscheidet freylich den göttlichen Verstand, welcher Alles ist, von dem Verstande des Welt-Alles, welcher Alles hervorbringt, so wie jenen und diesen von dem Verstande der einzelnen Dinge, in welchem Alles hervorgebracht wird. Allein er setzt den göttlichen Verstand, wie den Verstand der einzelnen Dinge, nur als zwey Extreme,

und in die Mitte die wahre wirkende, sowohl äußerliche als innerliche Ursache der natürlichen Dinge. Der göttliche Verstand und der Verstand des Universums oder die Welt: Seele ist wesentlich Einer, nur von zwey verschiedenen Seiten, einer idealen und einer realen, angesehen, oder nach seiner zweifachen Form betrachtet; der einen, wonach dieser Verstand zwar Ursache, aber noch nicht zur Wirklichkeit bestimmende Ursache ist; der andern, wonach er als effiziente Ursache die Dinge wirklich aus der Materie hervorbringt.

Außerdem scheint der pantheistische Philosoph zum Dualismus auch noch durch das ausdrückliche Geständniß sich hinneigen zu wollen, daß man durch alle Betrachtungen und Nachforschungen über das Wesen des natürlichen Princips nicht bis zu dem Begriffe des allerhöchsten Wesens, dessen Erkenntniß außer dem Bezirke des menschlichen Verstandes liege, sich hinaufschwingen könne; wohl aber zu der Einsicht, wie die Seele der Welt Alles vermöge und wirke, Alles in Allem sey, und wie die unendliche Menge der einzelnen Dinge in ihr und durch sie nur Ein Wesen ausmache.

Aber demohngeachtet setzt er in die Erkenntniß dieser Einheit den Zweck aller Philosophie und aller Naturforschung, und erklärt zugleich alle höhere Betrachtungen, welche über die Natur hinausgehen, für unmöglich und von keinem Nutzen, dem der da

nicht glaubet und kein übernatürliches Licht (die Offenbarung) anerkennt. Der Gott der Vernunft und als Object des philosophischen Wissens betrachtet, ist sonach diesem consequenten Pantheisten kein von der Welt: Seele unterschiedenes Wesen; — kein Wesen außer und über dem Unendlichen der Welt und der unendlichen Reihe der Dinge, sondern innerhalb der Welt und in den Dingen selbst. Und dieses allein macht auch, wie er ausdrücklich hinzusetzt, den Unterschied zwischen dem gläubigen Theologen und dem eigentlichen Weltweisen aus, daß der letztere die Gottheit nicht suchet außer dem Unendlichen der Welt und der unendlichen Reihe der Dinge, sondern innerhalb der Welt und in den Dingen.

Die Einheit und Identität des natürlichen und des göttlichen Princips auf solche Weise vorausgesetzt, gelten alle Prädicate und Bestimmungen, die der Natur oder dem All beygelegt werden, auch dem Göttlichen; denn beyde sind Eines.

Und wie verhalten sich nun die einzelnen wirklichen Dinge zu diesem Einen und Unendlichen, ihrer Wurzel und Substanz; — wie geht aus der un erzeugten Natur (*natura naturante*) die erzeugte (*natura naturata*) hervor?

Das erste Princip erzeugt, indem es seine Einheit entwickelt, die Mannigfaltigkeit der Wesen, so daß sich diese Mannigfaltigkeit und Vielheit der Veränderungen des Einen Subjects verhält, wie die Man-

nigfaltigkeit der Empfindungen durch Einen und denselben Sinn. Die einzelnen Dinge sind sonach in ihrer Verschiedenheit betrachtet, keine besondern Substanzen von eigenem Seyn und Bestehen, sondern nichts als besondre Modificazionen der Einen und einzigen Substanz, welche Eins und untheilbar in allen Dingen bleibt; so daß hiernach die Wahrnehmung eines einzelnen Dinges nicht die Wahrnehmung einer besondern Substanz, sondern nur die Wahrnehmung der Einen Substanz im Besondern ist; — eine veränderliche Erscheinung des Einen unveränderlichen und ewigen Wesens.

Das Universum als erzeugte Natur (*natura naturata*) betrachtet, als ein aus lauter einzelnen Dingen als aus seinen Theilen bestehendes Ganzes, ist daher nur ein Schatten von dem Bilde des ersten Principis, nur die äussere Gestalt der Einen absoluten Substanz. Denn die Natur betrachtet in ihren momentanen und successiven Entwicklungen, ihren besondern Theilen, Beschaffenheiten und einzelnen Wesen, d. h. ihrer Aeusserlichkeit nach als Erscheinungs-Welt, ist nicht alles, was sie an sich in ihrer Absolutheit betrachtet, ist und seyn kann. Da nemlich die einzelnen Dinge als solche zwar sind, aber doch nicht alles sind, was seyn kann, ganz und zugleich: so können sie auch weder ein Jedes für sich, noch das Ganze derselben zusammen genommen, die Vollkommenheit einer Natur ausdrücken, welche Alles ist was

sie seyn kann, und nichts seyn kann, was sie nicht ist. Die erscheinende Natur kann daher mit allen ihren einzelnen Wesen, deren Verschiedenheiten und Veränderungen, nur zu den Beschaffenheiten und dem Zustande des Wesens gehören, welches in sich Eins, unendlich, unbeweglich, Subject, Materie, Leben, Seele, überhaupt das allein Wahre und Gute ist.

Intellectualismus.

Wie der materielle Pantheismus Gott in ihrer Materie erkennt als dem einzigen an sich Seyenden und Realen, und mithin das materielle Universum in ein positives Verhältniß zu dem göttlichen Princip setzt: so führt dagegen dasselbe antidualistische System in seiner intellectuellen Form und Gestalt zu der entgegengesetzten intellectuellen Ansicht des nemlichen Gegenstandes, als eine Lehre der Einheit und Identität Gottes und der Intellectual-Welt im Gegensatz mit der Sinnen- oder Erscheinungs-Welt, als einer Welt des bloßen Scheins. Denn das an sich Seyende ist im Sinne und Geiste des Intellectualismus nicht in der Materie, sondern allein in den Ideen; — das wahrhaft Reale ist ausschließend nur das Intellectualale. Gott steht sonach allein zur Intellectual-Welt als ihrem Princip in einem positiven Verhältnisse, zur Materie dagegen als dem *οὐκ ὄν* oder dem An sich Nichts, in einem bloß negativen.

Von Seiten dieser intellectuellen Form sehen

wir die Lehre des $\epsilon\upsilon\ \tau\omicron\ \pi\acute{\alpha}\nu$ zuerst sich entwickeln in der Schule der ältern Eleaten, und späterhin finden wir sie wieder im Neu-Platonismus, wie wohl hier in einer ganz andern Gestalt, da die Neu-Platoniker von dem Lichte Platonischer Lehren erleuchtet und geleitet, dem ganzen System eine originale Deutung und Tendenz gaben, und zur Gestalt einer intellectuellen Emanations-Lehre es ausbildeten.

Mit dem zum ersten Male scharf und bestimmt gefaßten Gegensatze zwischen der bloßen Erscheinung und dem wahren Wesen des an sich Seyenden und Realen, erhoben sich die intellectuellen Denker der erstgedachten Schule über die Sphäre der Sinnen-Welt als einer Welt des bloßen Scheines zur höhern Region des Intellectuellen; einer Verstandeswelt, in welcher sie mit dem Auge der Vernunft das Ewige und Unbedingte als das wahrhaft Reale und an sich Seyende zu erblicken glaubten. In dieser Sphäre des Ueber sinnlichen zeigte sich ihnen das wahrhaft Reale und Seyende unter der Idee der Einen und Einzigen, ewigen und absoluten Substanz, befreit von den Formen und Schranken des endlichen Seyns, in der Erscheinung. Aus dieser Grund-Idee der absoluten Einheit und Totalität der ewigen, absoluten Substanz, entwickelten sich sodann die weitern Bestimmungen derselben im Gegensatze mit dem Vielen und Mannigfaltigen, dem Entstandenen und stets Wandelbaren in der Sinnen-Welt.

Die unter dieser Idee gedachte und durch dieselbe entfinnlichte Welt mußte nun nothwendig mit der Idee der Gottheit in Eine Grund-Idee zusammen fallen.

Aller Unterschied zwischen Gott und der Welt war auf diese Weise für die Speculazion aufgehoben; und die Lehre des $\epsilon\upsilon\ \tau\omicron\ \pi\acute{\alpha}\nu$ im Geiste des Eleatischen Systems konnte keine andre Deutung und Tendenz haben, als: Gott und die Welt Eines.

Auch bezeugt Aristoteles ausdrücklich nicht nur von dem Stifter der Schule selbst, daß Er das Eine und All zugleich Gott benamt habe, sondern er gibt auch dem System des Parmenides dieselbe Deutung, wonach Gott und das Universum, zur absoluten Einheit und Identität vereinigt wurden.

Pantheismus also war die Lehre der Eleaten; auf Pantheismus mußte sie nothwendig ihrem Geiste nach hinführen; aber zu einem Pantheismus von ganz anderer Form und Gestalt, als der bisherige materielle. Keine Identificazion des Göttlichen und Absoluten mit der Materie; — kein positives und reales Verhältniß desselben zur Sinnen-Welt, als dem An sich Nichts der bloßen Erscheinung oder des bloßen Scheines.

Xenophanes der Stifter der Eleatischen Philosophie, ist, wie ein neuer Geschichtsforscher der Philosophie, Herr Tennemann bemerkt, der Erste, welcher den Pantheismus consequent, ohne alle

Beymischung von Materie, aufgestellt hat. Denn man deute und erkläre die ihm eigenthümlichen Lehren von dem Einem und All wie man immer will; man lasse ihn nur dem Ganzen der Welt, dem All als All, nicht aber den einzelnen Theilen desselben die Prädicate des unentstandenen und ewigen, des unveränderlichen und unwandelbaren Seyns beylegen: — auch nach dieser Erklärungsart erhebt sich der metaphysische Pantheist über die sinnliche Vorstellungsbildung seiner Vorgänger, der gröbsten physischen Pantheisten. Indessen diese in allem Einzelnen und Veränderlichen der Sinnen: Welt die Gottheit erblickten, und Alles von ihr, als der Seele dieser Welt, durchdrungen seyn ließen, lehrt jener nur, den Blick auf das Eine und ewige und unveränderliche Ganze gerichtet, dieses Eine und All sey Gott.

Noch deutlicher blickt die intellectuelle Form dieses Pantheismus hervor aus der ausdrücklichen Behauptung seines Urhebers, daß die Denkkraft das einzige Reale sey; — die einzige ewige und unveränderliche Substanz. Wenn durch jene Prädicate eines außerzeitlichen Seyns ohne Werden, ohne Entstehen und Vergehen, ohne Wechsel und Veränderung, die reine Vernunft: Idee der absoluten Einheit und Totalität eigentlich durch bloß negative Prädicate bestimmt werden konnte: so wurde sie dagegen durch dieses, die Denkkraft, mit einem

positiven Prädicate ausgestattet, so daß hiernach das Intellectuale als das wahrhaft Reale und an sich Seyende gesetzt wurde. Zwar gab Xenophanes seiner Einem absoluten Substanz außer dem Denken und dem damit vereinten Empfinden, auch die Ausdehnung, und machte sie dergestalt zu einem den Raum erfüllenden Realen. Aber diese Verbindung an sich unvereinbarer Begriffe, welche schon Platon und Aristoteles an dem System gerügt hatten, beweist denn doch nur, daß jene Grund: Idee noch nicht ganz rein und gesondert von allem Sinnlichen aufgefaßt war, und daß die Abstraction nur auf die Bedingungen der empirischen Anschauung sich einschränkte, nicht auch zugleich auf die Form der äussern Anschauung des Raumes sich erstreckte. Genug doch schon, daß Xenophanes aus seiner Idee der Einem absoluten Substanz alle empirische Bestimmungen des zeitlichen Seyns, Entstehen und Vergehen, Veränderlichkeit und Bewegung, Getrenntseyn und Theilbarkeit — alle Vielheit und Mannigfaltigkeit völlig ausgeschlossen hatte.

Diese intellectuelle Ansicht von Gott und Welt in ihrem Verhältnisse der Identität, zeigt sich jedoch in dem System des Parmenides in einem viel klarern und bestimmtern Lichte, als in dem System seines Lehrers, aus welchem Er sich das seinige entwickelt hatte. Parmenides tritt fester auf, als entscheidender Dogmatiker, bemächtigt sich völlig des intel-

lectuellen Standpunctes der Vernunft, auf welchem Er deutlicher und bestimmter, als sein Vorgänger, den Gegensatz zwischen bloßer Erscheinung und dem Seyn an sich ins Auge faßt. Den Blick von der Erfahrung abgewandt und allein auf den Gegenstand der Vernunft — das an sich und wahrhaft Reale — gerichtet, ging Er aus von dem Begriffe des Seyns als dem Grund-Begriffe, woraus sich ihm in einer Reihe consequenter Folgerungen die Haupt-Lehrsätze seines Intellectual-Systems von selbst ergaben. Dieser Begriff des Seyns, wie ihn die Vernunft rein und mit gänzlicher Abstraction von allen Bedingungen des sinnlichen Wahrnehmens, als Grund-Bestimmung alles Realen und Positiven überhaupt und als gleich bedeutend mit dem Wesen desselben, auffaßt, war ihm das Gewisseste, und der Grund alles andern Wahren und Gewissen, indem er von dem Standpunct der Vernunft das Nichtseyn der Dinge unbegreiflich und unmöglich finden mußte. Was ist hat Seyn, und was nicht ist, ist Nichts: — das war die Grund-Wahrheit seiner Lehre; das Princip, woraus sich seine Ideen-Reihe entwickelte.

Wesen und Seyn, Ding und Existenz als Eines und eben dasselbe gesetzt, muß alle Vielheit und Mannigfaltigkeit aus dem Begriffe desselben ausgeschloffen und alles Seyn in der Qualität des Positiven und Realen als identisch und überall sich selbst

gleich gedacht werden. Es ist Alles Ein Seyn, Ein Wesen, ohne Theile und ohne Grade in sich vollendet ganz und vollkommen, ohne Werden und Aufhören, ohne Vermehrung oder Verminderung, und ohne Veränderung überhaupt. Denn in dieser Welt des Realen und Seyenden im Gegensatz mit dem Nichts, „bleibt Entstehung und Untergang des Wirklichen undenkbar. — Untheilbar ist, was ist und All und gleich: es giebt kein Mehr, vom Ganzen abzutrennen, kein Weniger; — das All ist überall voll Wirklichkeit. Und darum ist es auch zusammenhängend, Seyn gehört zum Seyn. — — — Auf sich gegründet steht es in sich selbst, und bleibet fest und dauernd: denn es hält das All die mächtige Nothwendigkeit in der Begrenzung Banden eingeschränkt. Drum kann, was ist, nicht unvollendet seyn; denn es hat keinen Mangel; wär' es nicht, so würd' ihm Alles fehlen. — — — Das Denken und der Gegenstand des Denkens ist eins wie's andre; ohne Wirklichkeit und ohne etwas, das du denken kannst, gibt es kein Denken; außer dem, was ist, gibt es sonst nichts, und wird es nimmer geben. — Drum sind es bloße Namen, die Menschen nur aus falschem Wahn erfanden, wenn sie von Werden und Vergehen, von Seyn und Nichtseyn, von Veränderung des Orts und Wandelung der äußern Farbe sprechen. — In sich vollendet ist des Ganzen Form; gleich einer runden Kugel, überall der Mittel-

punct gleich weit entfernt; kein Theil ist größer oder kleiner da und dort. Es gibt kein Nichtseyn, daß des Wirklichen Gemeinschaft unterbrochen würde; und in dem, was ist, gibt's nirgends eine Leere, so daß hier weniger, dort mehr entstünde. Man kann dem Ganzen keinen Theil entreißen; denn überall ist es sich gleich und ganz.“*)

Deutlicher und bestimmter, und zugleich reiner und ungetrübt von aller Beymischung des Sinnlichen, konnte die Speculazion für die damalige Stufe der philosophischen Reflexion die Idee der absoluten Identität und Totalität des ewigen und notwendigen, unveränderlichen, untheilbaren und sich selbst überall gleichen Seyns, nicht aussprechen, wofern wir anders den Eleaten so auslegen dürfen, daß er von seiner Idee auch Ausdehnung und Gestalt wirklich ausgeschlossen und zur bloßen Versinnlichung derselben sich des Bildes einer Kugel bedient, und sonach als consequenter Denker die einmal aufgestellte intellectuelle Ansicht des Wirklichen aus dem Standpuncte der bloßen Vernunft festgehalten habe.

Je reiner aber der Intellectual-Philosoph seine Grund-Idee des Seyns zu fassen, je mehr er sie von allen Bestimmungen des Sinnlichen zu befreien und je fester er sich zu diesem Zweck in der Region

*) Aus Parmenides' Gedicht über die Natur, nach Fülleborn's Uebersetzung in dessen Beyträgen zur Geschichte der Philosophie, 6tes Stück.

des Intellectualen und Uebersinnlichen zu erhalten suchte, um so größer und unüberwindlicher mußte von der andern Seite die Schwierigkeit werden, von dieser Höhe in die Sphäre der Sinnen-Welt herabzusteigen, und das Band zu finden, welches die Verstandes-Welt mit der Sinnen-Welt verknüpft; — desto auffallender mußte der Widerspruch zwischen der intellectuellen Ansicht der Dinge aus dem Standpuncte der Vernunft und dem empirischen aus dem Standpuncte der Sinne, hervortreten.

Woher das Viele und Mannigfaltige, wenn das wahrhafte Seyn und Reale nur Eines ist und identisch? Woher das Gewordene und Vergängliche, wenn dieses Seyn ewig und unvergänglich; woher die Getrenntheit, der Wechsel und die Veränderung, wenn es untheilbar und unveränderlich ist? Hier lag der Stein des Anstoßes für den Eleatischen Intellectual-Pantheismus; hier die Klippe, an welcher das System scheiterte. Denn es mangelte ihm an dem wesentlichen Hauptstücke alles Pantheismus: dem Princip der Endlichkeit; da es die Brücke nicht finden konnte, die vom Unendlichen zum Endlichen, vom Absoluten und Uebersinnlichen zum Bedingten und Sinnlichen hinüber führt, oder das Band nicht entdecken, durch welches das Seyn mit dem Werden, das Eine mit dem Vielen, die Identität und Indifferenz mit dem Gegensatz und der Differenz, mit einem Worte: die Erscheinung mit

dem Seyn, das bloße Abbild mit dem Urbilde zusammenhängt.

Wenn daher das Wesen alles Pantheismus und die Haupt-Anforderung der Speculazion an denselben darin besteht: nicht bloß ein Absolutes und Ewiges als das prius, zu setzen, sondern aus demselben auch sein Entgegengesetztes zu entwickeln; und wenn gerade in dieser Entwicklung, in der Ableitung und Erklärung alles Seyns aus dem Urseyn, als seinem absoluten Real-Grunde, das eigentliche und tiefste Geheimniß der Kunst liegt: so muß von dieser Seite die Speculazion das antidualistische Intellectual-System der Eleaten ganz und durchaus unbefriedigend und unvollender finden. Denn beyde Welten, die Erscheinungswelt und die Welt des Seyns an sich, stehen hier neben einander da, in ihrer Unabhängigkeit und reellen Entgegensetzung, die erstere als eine Welt des bloßen Sinnenscheines, die letztere als die Welt der Wahrheit und des wahrhaften Seyns und Realen. Daher der Erste unter den Eleaten, Xenophanes, seiner Sache nicht ganz gewiß, in seiner Ueberzeugung von der Wahrheit zwischen den beyden entgegengesetzten Ansichten, als zweifelnder Dogmatiker hin und her zu schwanken schien, dagegen Parmenides, der Intellectual-Philosoph mit dem schärfern und feinern intellectuellen Sinne und von festerer und consequenterer Denk-art als entschiedner Dogmatiker, sich mit unwanke-

der und ungetheilte Ueberzeugung ausschließend für die alleinige Wahrheit der intellectuellen Ansicht erklärte, und von dem Standpuncte der Vernunft aus, in der ganzen Sinnenwelt nichts als Schein und Täuschung erblickte, dessen Elementen und Erklärungsgründen er zwar in seiner Philosophie des Sinnenscheines als Natur-Philosoph nachzuforschen der Mühe werth achtete, ohne jedoch den mindesten Versuch machen zu wollen, aus der Idee des Einen und Ewigen selbst diesen Schein abzuleiten und zu erklären.

Dem wesentlichen Mangel abzuhelpen und von dieser Seite das unvollständig gebliebene System zu ergänzen und zu vollenden, kam der Neu-Platonismus mit seiner Emanations-Theorie; einem Versuche, die Abkunft des Endlichen aus dem Absoluten durch eine stetige Abstufung von der Urquelle und dem obersten Real-Princip aller Dinge zu erklären, und dergestalt die Sinnen-Welt aus Gott durch Verminderung und allmähliche Entfernung entspringen zu lassen.

Dieser intellectuellen Emanations-Lehre zufolge, wird das von der Vernunft mittelst des Organs der intellectuellen Anschauung unmittelbar erkennbare absolute Eine und Einfache, das oberste Princip und der ursprüngliche und ewige, immanente und in sich ganz und ungetheilt bleibende Realgrund der Dinge, in dem sie Alle leben und sind, in der zunächst

und unmittelbar aus seiner Ueberfülle ausfließenden Intelligenz zur Duplicität des Anschauenden und des Angeschauten, und durch Vermittelung dieses ihres ersten Productes, zum Princip der gesammten, durch die innere Thätigkeit der Intelligenz erzeugten Intellectual:Welt, in welcher als der ungetheilten und untheilbaren Totalität aller Ideen und der mit ihnen identischen realen Dinge, die Vielheit aller besondern Intelligenzen enthalten ist. Durch Vermittelung eines dritten Principis, der aus der Intelligenz nicht ohne Veränderung emanirten und an Vollkommenheit ihr nachstehenden Seele der Welt wird jener oberste Real:Grund nun auch zugleich Ursache des Lebens und der Bewegung, das Princip der äussern sichtbaren Welt. Diese Welt:Seele, als die allgemeine Lebenskraft der Natur, offenbart nun ihre fortschreitende immer rege, aber nach außen gehende Thätigkeit im unendlichen Produciren unendlich vieler Formen des Lebens nach unendlich verschiedenen Stufen der Vollkommenheit, bis endlich in Folge der fortgehenden Production in abwärts steigenden Stufen, ein absolut Letztes und Unvollkommenes durchaus form- und lebloses — ein bloß Negatives — zum Vorschein kommt; die Materie als das *οὐκ ὄν*, ein bloßes Schattenbild des wahren Seyns der Intellectual:Welt. Und darum ist denn auch die ganze Sinnenwelt, die Welt der Unvollkommenheit und des Mangels, der

Trennung und Veränderung, nach ihrem bloß negativen Stoffe und Substrate der Materie betrachtet, ein bloßes Schatten- oder Nach- und Abbild der über die Beschränkungen des Räumlichen und Zeitlichen erhabenen und von allem Wechsel des Werdens und Vergehens freien Geisterwelt, die in sich vollendet und vollkommen ist, ewig und unvergänglich. — Aus diesem Emanations: System nach seiner von Plotin erhaltenen wissenschaftlichen Begründung und Ausbildung, lassen sich nun folgende Grund: Ideen, als wesentliche Bestandtheile desselben, herausheben:

Erstlich die Idee des Einen, als des obersten Real-Principis alles Wirklichen und der *Immanenz* des Seyns aller Dinge in diesem, im Mittelpunkt aller Wesen befindlichen und Allen ganz und auf die gleiche Weise allgegenwärtigen Urwesens.

Zweitens: die Idee einer intellectuellen Emanation aller Dinge aus dem Einen, als Princip der Ableitung und Erklärung der unendlichen Vielheit, Mannigfaltigkeit und Differenz aus der absoluten Einheit und Identität; endlich

Drittens: die Idee des verschiedenen Verhältnisses der Intellectual:Welt und der Sinnen:Welt zu dem obersten Real:Princip, sofern die erstere als das wahrhafte Seyn und Reale, in ein positives und directes, die letztere dagegen als das *μη ὄν* oder das An sich Nichts in ein bloß negatives

und indirectes Verhältniß zu dem Urwesen gesetzt wird.

Als Lehre der Immanenz des Seyns aller Dinge in Gott als ihrem immanenten, nicht außer dem Universum, sondern im Mittelpuncte desselben befindlichen Real-Princip, ist der Neu-Platonismus Pantheismus, und zwar ein vollständiger, durchgeführter Pantheismus, sofern das System es unternimmt, aus dem Einem und Absoluten Alles von Grund aus abzuleiten und zu erklären; wenn anders überall das Wesentliche und die Grund-Idee alles Pantheismus im weitern Verstande in einer vollständigen Deduction und Erklärung der Abkunft aller Dinge aus dem Einem und Absoluten besteht.

Als eine Lehre des Intellectuellen, als des allein wahren Seyns, welche die Materie und die gesammte Sinnen-Welt mit ihren Formen des Räumlichen und des Zeitlichen für nichts als bloßen Schein des Realen, für einen bloßen Schatten der Geister erklärt, bewährt sie sich als ein System des intellectuellen Pantheismus in der Gestalt einer intellectuellen Emanations-Lehre, im Gegensatz mit jenen ältern physischen oder materiellen Emanations-Theorien. Denn so wenig sich auch eine scharfe und genaue Scheidung des Sinnlichen und Intellectuellen erwarten läßt von einer schwärmerischen Philosophie der phantasirenden Vernunft, einem wunderbaren Gemische von Dichtung und

Wahrheit durch Schematisiren und Construiren des Ueberfinnlichen mittelst der productiven Einbildungskraft: so offenbart sich doch überall der Intellectualismus als allgemeine Tendenz und als herrschender Geist des Systems.

Als die Lehre einer solchen intellectuellen Emanation endlich, nach welcher die Vielheit und Mannigfaltigkeit aus dem absolut Einem und Einfachen durch Ausflüsse aus demselben nach dem Gesetze einer allmählichen Abstufung und Verminderung bis zum absolut Letzten und Unvollkommenen des Substrats der Sinnenwelt, der Materie, entspringt, zeigt sich der Pantheismus der Neu-Platonischen Philosophie in seinem eigenthümlichen Charakter; wiewohl er doch auch gerade von dieser Seite wiederum auf seine nächste Verwandtschaft mit der ältern Cabalistischen Philosophie hinweist, deren Emanations-Prozeß durch Ausflüsse aus dem Urwesen, als dem Alles erfüllenden Ur-Lichte, nur freylich nicht von intellectuellen, sondern von gröberer physischer Art war.

Wenn daher, wie Tiedemann (in seiner Darstellung des Plotinischen Eklekticismus) bemerkt, das Emanations-System, wie man es auch immer erklären möge, allemal zum Pantheismus führt, und je nachdem man diese Erklärung näher bestimmt, zum groben oder feinen Spinozismus: so würde man die intellectuelle Emanations-Lehre der Eklektiker, und namentlich Plotins, wegen ihres stärksten

Hanges und ihrer allgemeinen vorherrschenden Tendenz zum Intellectualismus, für seinen Spinozismus, die Cabbalistische Philosophie dagegen, als Philosophie einer größern physischen Emanazion, für groben, oder mit Jacobi zu reden, für einen unentwickelten und verworrenen Spinozismus erklären müssen.

Aber das, was Spinozismus in der eigentlichen Bedeutung heißen und dafür gelten muß; (ich meine den Pantheismus in derjenigen eigenthümlichen Form und Gestalt, die ihm Spinoza gegeben) unterscheidet sich in mehreren wesentlichen Punkten, nicht nur von jener feinern und dieser größern Emanazions-Lehre, sondern auch überhaupt von allen andern Formen unter welchen dieselbe Philosophie des *Ἐν καὶ Πᾶσι* erschienen ist, und von denen wir bis jetzt die vornehmsten aufgeführt und nach ihren Grundzügen kenntlicher gemacht haben. — Oben bereits ist unter den verschiedenen antidualistischen Philosophien des Spinozismus im Allgemeinen gedacht worden, als eines Systems der Scheidung ohne Trennung in derjenigen bestimmten Bedeutung, nach welcher weder der einseitige Materialismus noch der eben so einseitige Intellectualismus sich daselbe ausschließend zueignen kann, indem es, seiner eigenthümlichen realistischen Form wegen, unter die Kategorie des Realismus zu setzen ist.

Realismus.

In mehr als Einem wesentlichen Hauptpunkte unterscheidet sich der Pantheismus Spinoza's von den andern Formen und Gestalten, unter welchen dieselbe Lehre erschienen ist, und in denen der Eine und derselbe Gegenstand von einer besondern Seite betrachtet und behandelt wird. Nicht die äußere Form und Articulazion des Systems, nicht die streng wissenschaftliche logische und mathematische Methode ist es allein, wodurch der Spinozismus sich auszeichnet; — seine Eigenthümlichkeiten betreffen auch den Inhalt und die Sache selbst. Denn die dem System eigenthümliche Form, und die Doppelseitigkeit, von welcher hier der nemliche Gegenstand betrachtet und behandelt wird, gibt dem Ganzen einen eigenen Charakter, und verbreitet sich in ihren Folgen über alle Grundlehren desselben, betreffend theils das Absolute selbst, theils die Abkunft der endlichen Dinge aus dem Absoluten und die Bestimmung ihres Verhältnisses zu demselben.

Indem Spinoza in seiner zweyten Definition die Worte niederschrieb: *at corpus non terminatur cogitatione, nec cogitatio corpore*, begründete er, nach Jacobi's treffender Bemerkung (Von den göttlichen Dingen u. s. w. Beylage A. S. 193), schöpferisch sein neues System, durch die von ihm zuerst vorgenommene reine Scheidung ohne Trennung, des denkenden von dem ausgedehnten

Wesen. Denn hiermit stellte er, wie Jacobi hinzusetzt, als eine für sich klare, keines Beweises bedürfende Grundwahrheit den Doppelsatz auf: „das denkende Wesen könne so wenig aus dem ausgedehnten Wesen als eine Folge, Modificazion oder Wirkung hervorgehen, als umgekehrt das ausgedehnte Wesen aus dem denkenden; oder, die Materie könne so wenig den Geist zeugen, als der Geist die Materie.“ — In diesem Doppelsatz lag nun unverkennbar die unmittelbare Anerkennung der ursprünglichen, wesentlich gleichen Realität und Substantialität des ausgedehnten wie des denkenden Wesens und ihrer gegenseitigen Unabhängigkeit von einander, so daß an keine Priorität oder Superiorität des einen vor oder über dem andern zu denken ist.

Durch diese scharfe Scheidung des geistigen von dem körperlichen Wesen, der *essentia objectiva* von der *essentia formali*, und die Anerkennung der gleichen Realität beyder und ihrer gegenseitigen Unabhängigkeit von einander, unterscheidet sich die Lehre des Spinoza von jedem einseitigen materiellen oder intellectuellen Pantheismus als System eines Dualismus im Endlichen, wonach weder die materielle noch die intellectuelle Welt allein, sondern beyde als das Reale und Positive gesetzt sind.

Aber diese im Endlichen getheilten und von einander geschiedenen Realitäten der physischen und der moralischen Welt, sind an sich und in Beziehung

auf ihr höchstes Princip selber, das Eine und gleiche identische Reale, verschieden nur in der Vorstellungsart und als zwey besondre Seiten, von welchen die Eine und gleiche an sich ungetheilte und untheilbare absolute Realität sich betrachten läßt, so daß es auch gleichgültig ist, auf welche Seite die Reflexion ihren Blick richten und welche Ansicht sie davon auffassen möge.

Nach dieser dem Spinozismus eigenthümlichen Form eines vollständigen doppelseitigen Realismus im Gegensatz mit jenen unvollständigen und einseitigen Formen des Materiellen oder Intellectualen, bestimmt und bildet sich nun auch im Wesentlichen das Eigne, welches wir in den beyden Grundlehren des Systems finden.

Von dem gedachten Standpuncte aus, auf den Spinoza sich gestellt hatte, konnte er die Idee des Absoluten selbst nicht anders fassen und beschreiben, als wie er sie gefaßt und beschrieben hat. Denn das Wesen aller Wesen und die Urquelle alles Wirklichen mußte gesetzt werden als das Erste nicht in den ausgedehnten, auch nicht in den denkenden Dingen allein, sondern in den einen wie in den andern, also auf gleiche Weise in allen Dingen, indem allen ohne Unterschied die gleiche Realität zukommt, oder sie alle in ihrer unzertrennlichen Vereinigung das gesammte Reich der Wirklichkeit erfüllen. Als das Erste in den ausgedehnten körperlichen

Dingen mußte die absolute Substanz eine Eigenschaft besitzen, wodurch sie die Ursache dieser Dinge, und als das Erste in den denkenden Dingen, eine andre, wodurch sie die Ursache aller Begriffe von diesen einzelnen körperlichen Dingen ist. So ward die absolute Substanz durch die beyden Attribute des unendlichen Denkens und der unendlichen Ausdehnung bestimmt, ohne diese nothwendigen Formen ihres Gedachtwerdens aus dem Begriffe des einzig durch sich selbst und in sich selbst seyenden Wesens, noch besonders ableiten zu dürfen. Weil aber diese Formen der Ausdehnung und des Denkens, obgleich im Verhältnisse zu einander zwey ganz verschiedene Wesen, in der alleinigen und untheilbaren Substanz nothwendig und ewig vereiniget sind, kann diese Substanz selbst an sich und ihrem Wesen nach weder das Eine seyn noch das Andre; sie kann und muß vielmehr nur das gemeinschaftliche Wesen d. i. die Identität beyder ausdrücken, da sie in ihrer wesenhaften Unabhängigkeit von beyden auf die gleiche Weise bald unter diesem, bald unter jenem Attribut kann betrachtet werden. — Und wenn nun hiernach das An sich des göttlichen Wesens, weder in der unendlichen absoluten Ausdehnung noch in dem unendlichen absoluten Denken, sondern nur in der reinen lautern Einheit und absoluten Identität beyder bestehen kann: so ergibt sich hieraus unviersprechlich, daß der absoluten Substanz noch viel

weniger irgend eine Bestimmung zukommen könne, die nichts weiter ist als eine bloße Einschränkung und Modificazion des einen oder des andern, der Ausdehnung oder des Denkens. Alle Bestimmungen dieser Art, die Prädicate des Verstandes und Willens, des Bewußtseyns und der Persönlichkeit als bloße modi des unendlichen absoluten Denkens, müssen daher eben sowohl wie die Prädicate der körperlichen Gestalt, Figur und Bewegung, als bloße modi der unendlichen Ausdehnung insgesammt von der Idee des göttlichen Wesens selbst schlechterdings ausgeschlossen werden, als Bestimmungen, durch welche diese Idee getrübt und verfälscht, ja sogar völlig vernichtet wird.

Der Gott Spinoza's ist daher von dieser Seite nicht nur erhaben über alles, was der gröbere Anthropomorphism von körperlichen Eigenschaften der Größe und Gestalt, der Bewegung und Ruhe und dergleichen ihm angedichtet; auch die Vorstellungsarten des subtilern Anthropomorphism und Anthropopathism von Gott als Subject, von Gottes Individualität und Persönlichkeit, und von einem göttlichen Verstande und Willen, werden als unverträglich mit derselben, von der Idee des Urwesens gänzlich entfernt. Von dieser Seite verdient der Spinozistische Begriff von Gott, als ein Begriff des reinen über allen gröbern und feinern Anthropomorphism erhabenen Deismus alle die Lobpreisungen,

die ihm von jeher von den Freunden des reinen Deismus so allgemein und unzweydeutig ertheilt worden. — Demohngeachtet aber, obgleich alles, was bloße Schranke und Modificazion, es sey der unendlichen absoluten Ausdehnung oder des unendlichen absoluten Denkens ist, als unter dem Wesen des Absoluten enthalten, gedacht werden muß, wird doch diese Ausdehnung wie dieses Denken als in dem göttlichen Wesen selber enthalten vorgestellt, so daß hiernach die absolute Einheit und Identität der göttlichen Substanz diese Art von Mehrheit, von Duplicität oder Gegensätze nicht ausschließt. Es ist hier Einheit und Identität dem Wesen und der Substanz, und Duplicität und Differenz den Attributen nach; — also Einheit der Einheit (der Substanz) und des Gegensatzes (der Attribute).

Der metaphysische Pantheist, indem er Ausdehnung und Denken zu unmittelbaren Attributen des Absoluten machte, hätte also doch das Wesen desselben durch Prädicate bestimmt, die von der Endlichkeit hergenommen sind, indem nur in Beziehung auf das erscheinende Reale die Trennung in Denken und Seyn oder in Subjectivität und Objectivität statt findet. Aber Spinoza mußte von seinem alles Reale umfassenden Standpunkte eines vollendeten Realismus, die Ausdehnung und das Denken in die absolute Substanz selber als unmittelbare Attribute setzen, da er in diesen Attributen die höchsten Bedingungen und

Principien alles subjectiven und objectiven Realen der Erscheinungswelt suchte, und aus ihnen das gesammte Universum von beyden Seiten, der realen und der idealen, in seiner Einheit und Verschiedenheit betrachtet, vollständig abzuleiten und zu erklären unternahm.

In Ansehung dieses zweyten wichtigsten und schwierigsten Punctes — der Ableitung und Erklärung der endlichen Dinge aus dem Unendlichen ohne einen Uebergang von diesem zu jenen — offenbaren sich gleichfalls die Eigenthümlichkeiten des Systems, in Rücksicht auf die ihm eigene Form eines vollständigen Realismus.

Unter Voraussetzung der gleichen Realität der ausgedehnten und der denkenden Wesen, oder der Materie und des Geistes, und der wesentlichen substantziellen Einheit, so wie der accidentellen und relativen Verschiedenheit beyder und ihrer gegenseitigen Unabhängigkeit von einander, muß Gott als das laute absolute Princip der Wirklichkeit in allem Wirklichen, der Realgrund aller Dinge der körperlichen wie der geistigen seyn. Aber er ist die Ursache der ausgedehnten körperlichen Dinge lediglich, sofern er unter dem Attribute der unendlichen Ausdehnung, so wie der denkenden Wesen, in sofern Er unter dem Attribute des unendlichen Denkens betrachtet wird. Nur müssen freylich diese göttlichen Attribute als solche, nicht als etwas Todtes und Ruhendes, sondern

als etwas Lebendiges und Wirkfames in Gott genommen werden; also die Ausdehnung nicht etwa in der bloß mathematischen formellen, sondern in der dynamischen Bedeutung eines lebendigen und stets wirksamen Princip's aller Veränderungen und Thätigkeiten in der physischen Welt, d. i. aller Bewegung, und eben so das Denken als lebendiges Princip alles geistigen Lebens und Wirkens in der moralischen Welt. Denn Gott ist die erste und einzige Ursache sowohl von dem Wesen als dem Daseyn aller Dinge durch seine Macht, die sein Wesen selbst ist, vermöge welcher Er selbst ist, und Alles ist und Alles wirkt und zum Wirken bestimmt. Alles was existirt, ist sonach ein Product der ewigen und unendlichen unumschränkten und stets wirksamen Macht Gottes, und ist Ausdruck derselben auf eine gewisse und bestimmte Weise. Weil aber aus der höchsten Macht Gottes und deren nothwendigen, ewigen und unendlichen Wirksamkeit, man mag sie von Seiten des einen oder des andern göttlichen Attributs betrachten, nur wiederum Unendliches auf eine ewige und unendliche Weise entspringen kann: so werden die Dinge unmittelbar von Gott hervorgebracht, nur in sofern sie aus seiner unumschränkten absoluten Natur nothwendig folgen, also nicht auf eine vorübergehende endliche, eine vergängliche oder zeitliche, sondern auf eine ewige und unendliche Weise. Der Ursprung der Dinge aus Gott und durch dessen

Macht ist daher auf eine zwiefache, unmittelbare und mittelbare, Weise zu denken. Gott ist die absolute nächste und unmittelbare Ursache der Dinge; aber nicht, sofern sie als endliche Dinge in ihrer Endlichkeit, sondern sofern sie in ihrer Unendlichkeit und absoluten Totalität — einer unendlichen Endlichkeit — betrachtet werden. Von dem Endlichen als Endlichen ist Gott nur als die mittelbare Ursache anzusehen, da das Endliche als Endliches ins Unendliche fort, unmittelbar nur immer wiederum durch ein anderes Endliches als seine Ursache zum Existiren und Wirken bestimmt werden kann. Dieser unmittelbare und bloß mittelbare Ursprung der Dinge aus Gott, hat sonach seinen Grund in der verschiedenen Betrachtungsweise derselben, je nachdem sie als körperliche Dinge und als Begriffe von derselben, entweder bloß in Beziehung auf einander selbst, wie sie eines aus dem andern entspringen und sich gegenseitig erzeugen und zerstören, oder in Beziehung auf das Unendliche und Ewige, betrachtet werden. — In dieser letztern Betrachtungs- und Beziehungsweise liegt denn auch der Punct der Vereinigung des Endlichen mit dem Unendlichen, ohne einen Uebergang vom Unendlichen zu dem Endlichen zulassen zu dürfen. Denn das Endliche in seiner unendlichen Endlichkeit betrachtet, ist mit dem Unendlichen gleich ewig als eine unmittelbare und nothwendige Folge der ewigen, stets wirksamen Macht Gottes, so daß an kein Ent-

sehen des Endlichen in der Zeit, und an keinen Anfang des Werdens in dieser Rücksicht zu denken ist. Und hiernach bestimmt sich denn auch das Verhältniß des Endlichen zu dem Unendlichen, der wirkenden Natur (*natura naturans*) zu der gewirkten (*natura naturata*), wie sie einerseits als einander gleich, und doch andererseits als wesentlich verschieden von einander gesetzt werden müssen.

Die wirkende Natur ist nach Spinoza's Vorstellung die absolute einzige Substanz selbst, in ihren unendlichen, ihr ewiges und unendliches Wesen und ihre Macht ausdrückenden Eigenschaften, — also Gott selber als freye Ursache und als Princip alles Realen und Wirklichen betrachtet. Alles andre, was aus der Nothwendigkeit der göttlichen Natur und ihrer Eigenschaften folgt, gehört zur gewirkten Natur (*natura naturata*), die sonach von der erstern eben so wesentlich verschieden ist, wie die Folge von ihrem Grunde, das Bedingte von seiner Bedingung. Gott als die *natura naturans*, sofern Er seinem Wesen und Seyn nach in sich ist und allein aus sich begriffen werden kann, ist hiernach von der Welt als der *natura naturata*, und von allen durch seine Macht hervorgebrachten Dingen in derselben, wesentlich verschieden, und ewig und absolut von ihnen getrennt, wie der Grund von seiner Folge, das Producirende von seinem Producte, genere verschieden ist und ewig geschieden bleibt.

Gott als das ursprüngliche Seyn und das producirende Princip betrachtet, kann daher nicht einmal mit dem Welt-Ganzen selbst oder dem vollständigen Inbegriffe aller Dinge zusammen genommen, als dem bloß abgeleiteten und gewirkten Seyn, geschweige denn mit einzelnen Theilen dieses Ganzen, also mit irgend einem einzelnen Dinge, vermischt und identifizirt werden.

Aber alle Dinge, sowohl einzeln als im Ganzen oder in ihrer absoluten Totalität betrachtet, sind nicht bloß aus und nach, sondern zugleich in Ihm; — das Verhältniß alles abgeleiteten und bewirkten Seyns zu dem ursprünglichen Seyn und dem Princip alles Wirklichen, ist ein Verhältniß der Immanenz; denn alle diese Dinge haben ihr Seyn und Bestehen nicht außer, sondern lediglich in Gott, als bloße Modificazionen seiner unendlichen Attribute, die so wenig außer ihren Attributen, als die Attribute außer ihrer Substanz gedacht werden können.

Sind nun aber die einzelnen Dinge, die körperlichen wie die denkenden Naturen oder die Begriffe von den körperlichen Dingen, nichts anders als Beschaffenheiten oder Affeczionen der göttlichen Eigenschaften, wodurch diese Attribute auf eine gewisse unbestimmte Weise, jene als modi der unendlichen Bewegung und Ruhe in der unendlichen Ausdehnung, so wie diese als modi des unendlichen Verstandes und Willens in dem unendlichen

Denken ausgedrückt werden; und gibt es überall und schlechtbin nichts außer der alleinigen absoluten Substanz mit ihren Attributen und deren Modificazionen: so schwindet, sobald wir von dieser Seite das Verhältniß Gottes zur Welt betrachten, aller Unterschied zwischen beyden wieder dahin, und an die Stelle eines außerweltlichen Gottes und einer außer göttlichen Welt tritt wieder ein Gott, der nicht außer der Natur, und eine Natur, die nicht außer Gott ist. Denn der ganze Gott gleichsam, d. i. Gott in der absoluten Vollständigkeit und Totalität seiner Natur, nicht bloß nach seinen Wesen, sondern nach allen Beschaffenheiten und Modificazionen seines Wesens, ist mit der Welt, als dem Inbegriffe dieser Beschaffenheiten, Ein und dasselbe Ding, und macht mit ihr Ein absolutes, ewiges und unzertrennliches Ganzes aus; weshalb denn auch Gott, da Alles was ist, nicht außer, sondern in Ihm ist, als die inwohnende, immanente, nicht aber als die vorübergehende Ursache aller Dinge, gedacht werden muß. Und da endlich diese Lehre des Begriffenseyns aller Dinge in Gott, nicht die Freyheit — keine Intelligenz mit Verstand und Willen, sondern eine verstandes- und willenlose Macht als Grund-Princip alles Wirklichen setzt, aus welcher alles Seyn mit Nothwendigkeit entspringt, und durch welche die Ordnung und Verknüpfung der Dinge, welche mit der Ordnung und dem Zusammenhange der Begriffe

einerley ist, auf eine ewige und schlechterdings nothwendige Weise bestimmt ist: so wird der Spinozismus unvermeidlich zum Fatalismus, wobey die Freyheit ohne Rettung verloren geht.

Sonach führt uns denn auch der für die Lehre des Pantheismus mit Recht als classisch angenommene Spinoza, zu dem, allen Pantheistischen Systemen gemeinschaftlichen Resultate der Einheit und Identität des Unendlichen und des Endlichen ohne einen Uebergang des einen zum andern. Wir finden und erkennen hier wieder unter der Form und Gestalt des Realismus die nemlichen antidualistischen Grundlehren von Gott, als dem absoluten und ursprünglichen Seyn (der natura naturans) unter dem Begriffe der absoluten Substanz und ihrer unendlichen Attribute der Ausdehnung und des Denkens; und der Immanenz alles abgeleiteten Seyns in dem göttlichen Urseyn, nach dem Verhältnisse des absoluten selbstständigen Grundes zu seiner nothwendigen und ewigen, immanenten Folge. Eines also in Allem und Alles in Einem; oder Einheit und Identität in der Totalität, und Totalität in der Einheit und Identität. Eines in Allem; so fern alle Dinge in dem, was sie Positives und Reales haben, oder von Seiten ihres wahren Seyns und Wesens betrachtet, mit Gott, als dem inwohnenden Princip der Wirklichkeit in allem

Wirklichen, gleicher Natur sind; gleiches Wesens, als wesenhafte Ausdrücke Eines und desselben Grundwesens, in welchem alle Vielheit und Differenz der geistigen und der körperlichen Dinge zur absoluten Einheit und Identität vereinigt ist. — Und zugleich Alles in Einem; sofern alle Dinge als nothwendige Folgen mit ihrem Grunde, und, als bloße Modificazionen der unendlichen Attribute der göttlichen Substanz, mit dieser selbst, Ein absolutes und unzertrennliches Ganzes ausmachen. — Gott in seiner Lebendigkeit und Wirklichkeit oder in der Fülle der Selbstoffenbarung seiner Macht, d. i. in der absoluten Vollständigkeit und Totalität aller seiner, aus seinem Wesen nothwendig herfließenden Folgen, und die Welt in ihrer Wesentlichkeit, d. h. die Dinge nach ihrem wahren Wesen und Seyn betrachtet, wie sie in und mit Gott, als ihrem inwohnenden Grunde und ihrer Substanz als ewige und unvergängliche Wesen existiren und bestehen, sind Ein und dasselbe Ding; unum et idem.

Dieses sind die wesentlichsten Grundzüge und die allgemeinsten Umriffe eines Systems, das für die Lehre des *Εν κατ' ἴνα* als classisch angenommen zu werden verdient und auch von je her dafür gegolten hat, so daß diejenigen, welche in dem Pantheismus das einzig mögliche System der speculativen Vernunft sehen, den Spinozismus für das Vernunft-

System *κατ' ἴνα* geradezu erklärt haben. — Nicht so der Urheber des neuen absoluten Identitäts-Systems, der in diese unbedingten Lobpreisungen des Spinozismus nicht einstimmen kann, indem Er auch diesen Pantheismus in dieser Form als eine unlebendige Lehre des Begriffenseyns aller Dinge in Gott, für ein einseitig realistisches System hält, das durch das Princip des Idealismus erst nothwendig vergeistigt und zugleich ergänzt werden, und dergestalt durch diese Verklärung und Ergänzung zu einem System des Ideal-Realismus, als dem eigentlichen und vollendeten Vernunft-System erhoben werden müsse. — Welche Bewandniß es nun aber mit dieser Umwandlung, dieser Vergeistigung und Ergänzung durch den Idealismus haben möge, darüber soll das Folgende die nähern Aufschlüsse geben.

XXII.

Reise von Genf nach dem Chamounnythal,

den 17 — 21. July 1809.

Aus meinem Tagebuche.

Der ungewöhnlich heitere Himmel am Sonnabend: Abend und am Sonntag: Morgen bestimmte mich, da ich mich vergeblich nach Gesellschaft zur Fahrt in einem char-à-banc umgesehen, einen Platz in der Diligence zu nehmen, die Montags früh um sieben nach Sallenche fährt. Er kostet nur 6 Liv.

Eine halbe Stunde zuvor fuhr ich Montags, den 17. Julius, mit einem char-à-banc meines Gastwirths Dejean von dessen lieblich am Genfersee gelegnem Hause au Sécheron in die Stadt. Das Haus, von wo jene Diligence abgeht, liegt unweit dem Gasthose Ecu de Genève. Während aufgepackt wurde, schwatzte ich mit einem alten Berner Edelmann, der einen Prozeß hier in der Gegend ab-

zuwarten und beym Wechsel der Dinge einen beträchtlichen Theil seines Vermögens verloren hatte. Ueberall hörte ich Klagen.

Ich und ein wohlhabend scheinender, nicht ungebildeter Mann aus Lyon waren die einzigen eigentlichen Passagiers der voiture bien suspendue von 4 Plätzen, die ohne Aufschrift von außen, also äußerlich vom eigenen Wagen nicht zu unterscheiden ist. Als wir eine Straße gefahren waren, setzten sich noch zwey Männer ein: ein junger Zürcher und der etwa funfzigjährige Pastor der reformirten Gemeinde zu Genf, Hr. Lütcher, ehemals Pfarrer in seinem Vaterlande Graubündten, durch die Revolutionsstürme der Schweiz nach Genf getrieben: ein verständiger, wackerer Mann.

Auf unserm Wege durch einen Theil der Stadt kamen wir vorbey vor der Halle au blé, genannt la Grenette: einem offenen steinernen Gebäude. An dessen äußerer Seite ist an mehreren Stellen das Getreidemaß eingehauen. So lange die Genfer Verfassung bestand, wurde in diesem Maß das Getreide über den untergehaltenen Säcken gemessen. Jetzt wird es bloß gewogen.

Die Bettler, die alle Thore von Genf umlagern, meist Savoyarden und Landstreicher aus dem Departement (nie Genfer), gaben Gelegenheit zur Bemerkung, daß seit der Französischen Revolution alle öffentlichen Anstalten der Wohlthätigkeit gelitten.

Die Fonds sind anderweitig verwandt. Daher der Bettler mehr, auch an den Thoren von Genf, wohin nun auch die des Departements sich ziehen, seit Genf Chef-lieu eines Französischen Departements ist.

Kein Fragen nach Pässen am Thore auf dieser ganzen Fahrt. Man kommt durch Porte de Rive; dann zwischen vielen, zum Theil schönen Gärten, unter andern rechts der Boissière, hindurch. Dann durch das, die Nähe der Stadt verrathende Dorf Chesne, und dann dem Salève näher, als ich ihn bis jetzt gesehn hatte; weiterhin noch durch ein Dorf Armance, zu unterscheiden von Hermance am See.

Wir waren eben dritthalb Stunden gefahren, als wir bey einer steinernen Brücke anlangten, die einen großen Bogen außer einem kleinen hat, und über ein im Sommer schwaches Wasser führt, das aus der Arve kommen mag. Vor uns war immer der Môle.

Gefrühstückt in einer Schenke unweit dem Dorfe Contamine. Im Dorfe selbst ist seit kurzem eine Cattunfabrik mit 80 deutschen Arbeitern. Unser Pastor hatte neulich eine Leichenrede dort halten müssen.

Links Hügel, rechts die Arve mit Savoyischen Vorbergen; der Montblanc nebst allen höhern Bergen war verschwunden. Vor uns noch immer der Môle. Interessantes Gespräch über die Schul- und Pen-

sionsanstalten in Genf, und über Duells in Frankreich. Aus letzterm ging hervor das mir schon sonst bekannte, in Frankreich auch außer dem Militär bey allen Bürgern, (nicht blos bey dem Adel, wie in Deutschland), herrschende schärfere point d'honneur. Aus ersterm sah ich unter anderm, daß ein junger Mensch für 60 Louisd'or jährlich in einer der besten Pensionen seyn, und dabey die (geringen) Kosten des öffentlichen Unterrichts bestreiten kann. Die Einrichtung, daß im College vorzüglich Sprachstudium getrieben wird, nachher auf der Genfer Akademie ein paar Jahre lang das Studium des Humanités, dann ein paar Jahre lang Philosophie, wohin auch Mathematik und Naturgeschichte gerechnet werden, und dann vom Theologen oder Juristen ein paar Jahre Theologie oder Jurisprudenz, hat gewiß ihre großen Vortheile, insofern der junge Mann dann eine Zeit lang ein Hauptfach fast ausschließlich treibt; und zwar so nicht blos, wie leider noch auf manchen deutschen Universitäten seine Brotwissenschaft, sondern auch vorher eine geraume Zeit ebenso Sprachen und Historie; eine geraume Zeit ebenso Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften. — Für die Medicin ist keine Professur auf der Genfer Akademie. Auch dazu liegen die Gründe nahe, weil in diesem Fach Genf nicht genügen könnte. Bey den Bemitteltern vollendeten Reisen, und bey dieser Gelegenheit der längere Aufenthalt auf einer Universität,

z. B. Leyden oder Edinburgh, vielleicht auch Aufenthalt in London oder Paris, den Gelehrten und den ausgebildeten Mann. — Mancher Liv- und Kurländer, auch Russe, thäte meines Bedünkens wohl, seine Kinder einige Jahre in Genf leben zu lassen. Die Wohlhabendern schickten dann einen Hofmeister mit. Gründliche Erlernung der Französischen Sprache, deren feinere Kenntniß in Rußland für den Welt- und Geschäftsmann doch unentbehrlich bleibt, und gute Sitten (nicht bloß äußere gute) erlernten sich dabey vielleicht eher, als in jener bloß häuslichen Erziehung der jungen Liv- und Kurländischen Edelleute auf dem Lande. Livländer oder Russen meiner Bekanntschaft, die in Genf eine Zeitlang in Pensionsanstalten lebten, erinnern sich mit dankbarem Gefühl dieser schönen Zeit.

Um zwölf Uhr kamen wir nach Bonneville, dem Hauptort von Faucigny, und dem Sitz eines sous-préfet, nach dem Almanac Imp. d. J. 1809 von 990 Einwohnern. Sie hat einen geräumigen Platz mit Pappeln, und ein freundliches Ansehn. Ueber die Arve, die dicht vorbey fließt, geht eine steinerne Brücke, über welche wir hinausfuhren. In dem Wirthshause, wo die Diligence anhält, hat man vom Esaal die Aussicht auf den gegenüber sich hinziehenden Brezon. Dicht am Hause über ein paar Kohlgärten hin die Arve, die auch auf diesem Wege, als ungleicher Gebirgsstrom, viele sandige

Stellen zeigte. Links sieht man die höhern Savoyischen Gebirge mit ihrem Schnee herüber ragen. — Für das erträgliche Mittagessen wollte der Wirth erst bezahlt seyn, wenn ich zurück käme. Er kannte übrigens mich gar nicht, und konnte nicht wissen, ob ich nicht einen ganz andern Rückweg nach Genf nähme. In dergleichen geht das Zutrauen, die Foi publique, in Frankreich und angrenzenden Französisch sprechenden Ländern viel weiter als in Deutschland und im Norden.

In Bonneville verließ uns nach dem Mittagessen der Genfer Pastor und der junge Zürcher. Nun setzte sich als Dritter in den Wagen ein Curé, am Genfer See wohnhaft, der seinen Vater, einen Dorfspfarrer in der Gegend von Cluse, besuchen wollte. Der Schwarzrock hatte etwas Gedrücktes in Stellung und Wesen, und etwas Starres im Auge; grob war seine Wäsche und braun seine Hand: er sprach aber, als er einmal anfing, nicht übel, und schien ein guter Mensch.

Der Weg ging jenseits der Arve hin an bebüshten Anhöhen und Bergen rechts; links war das Thal der Arve mannigfaltig genug. Zuerst zeigte sich die Jenseite des Môle, an dessen Fuß viele Häuser und höher viele Sennhütten zerstreuet lagen. Weiterhin manche andere Berge, auch zwey Felsenzähne herübertragend, die ich als dieselben (nur von der andern Seite angesehen) erkannte, welche ich bey hellem

Wetter von meinem nach der See gehenden Fenster im Ecu de Genève erblicken konnte: ich meine, es wären les Dents d'Oche.

Die Bewohner dieser Savoyischen Gegenden nach Cluse zu, sagte der Curé, sind wenig bemittelt; iudess sind sie nicht unfleißig, und die Volksmenge hat seit der Revolution gerade nicht abgenommen; und zwar in den höher liegenden Dörfern am wenigsten: dort sind in den Hütten überall viele Kinder. — Es begegneten uns auf dem Wege bis Cluse viele Bäuerinnen im Sonntagsstaat, übrigens alle mit großen Strohhüten, außer einigen mit Filzhüten. Sie gingen meist nach Cluse, wo der Bischof von Chambéry erwartet wurde, oder auch von der andern Seite ihm entgegen. — Ich hörte nachher erzählen, wie bey seiner Anwesenheit in Callenche die Municipal-Garde paradirt, und wie die Bauerfrauen zum Empfang des Segens sich andächtig zur Erde geworfen. — Weiterhin das Dorf Sioncy. Die Gegenden, auch die Bauerhäuser, hatten schon etwas Schweizerisches. Rechts steile Felsen. Da oben, ein paar Stunden vom Weg ab, in der Gegend welche le Reposoir heißt, war sonst ein Karthäuserkloster: das Gebäude steht noch, aber sehen kann man es nicht vom Wege. Die Felsen schließen weiterhin sich enger. Links lag, auch auf einem Felsen in einiger Ferne, die Kirche des Dorfs Châtillon. Dort ist der alte Vater unser's Curé Pfarrer.

Der nicht breite Weg von Bonneville bis Cluse war meist mit Bäumen besetzt. In Cluse verließ uns der Mann aus Lyon und der Curé. Jenem gab ich ein Blättchen mit, worauf ich einige Worte geschrieben, für M. de Bonnevie, Chanoine de l'Eglise Metropolitaine de St. Jean à Lyon. Ich hatte seinen Namen unter gedruckten geistlichen Mandaten an Kirchthüren in Lyon gelesen, und dachte gleich an meinen ehemaligen Bekannten zu Danzig, wo er im Hause des Fürstbischofs von Ermeland Jahre lang lebte. In der Stadt Bonneville fiel mir's ein, den Lyoneser nach dem Abbé de Bonnevie zu fragen, ob es wohl derselbe sey, der in Danzig in den gesellschaftlichen Circeln der feinern Welt, als ein sehr beredter, in der Französischen Litteratur wohl bewanderter Mann, noch in gutem Andenken steht. Und sich! er war's. Er soll ein natürlicher Sohn des Cardinals Fesch seyn.

In Cluse, wo eben eines Jahrmart's halber viele Leute waren, verzehrte ich im Vorsprunge des Wirthshauses, aus welchem man das Gebirg Tanninge sieht, Erdbeeren mit Wein, im Angesichte der hohen Felsen, die dicht über dem Hause nach der Straße zu hängen. — Hier, so wie in Chamouny, findet man, außer Französischem Gelde, Genfer, Berner u. s. w. Das Wirthshaus liegt nebst einigen andern vor der Stadt.

Ich reiste nun allein weiter in der Diligence.

Eine steinerne Brücke führt über die reißende Arve. Malerisch ist die Ansicht von der Brücke auf die kleine Stadt und auf die Felsen. Bey der Einfahrt von Cluse bemerkte ich über dem Eingang eine Lateinische Inschrift und einen Namenszug, dem eben erwarteten Bischof zu Ehren angebracht. Das Städtchen auf ungleichem Boden gebauet, von Felsen überragt, war gerade recht lebhaft. Dieser Anblick erinnerte mich an ein gewisses radirtes Blatt von Albert van Everdingen.

Der Weg von Cluse bis Sallenche zieht sich durch das Thal der Arve, die der Poststraße immer rechts bleibt, zum Theil unter Nußbäumen, fort. Besonders malerisch liegt das ganz auf Schweizerart gebaute Dorf Maglan, das ich nicht vergessen werde. Darin schimmerte das weiße steinerne Haus des Maire der paroisse hervor. Die Bauerhäuser unter den Bäumen und Felsen haben ein idyllisches Ansehn. So fand ich freylich weiterhin die andern größtentheils auch, in den von mir durchzogenen Thälern Savoyens. Es that mir immer wohl, zwischen dessen meist unter Bäumen an Felsen oder einem Bach sich hinziehenden Bauerhäusern hindurch zu gehn. Die Menschen hatten ein braves Ansehn. Vorzüglich freute ich mich der zufriedenen Gesichter der Kinder, die meist aus schönen Augen blickten. Die begegnenden Mädchen, zum Theil von feinem Teint, sahen bescheiden nieder, oder erniederten

freundlich, wie die begegnenden Menschen überhaupt, den ihnen gebotenen bon soir.

Ehe man nach Maglan kommt, erblickt man in den hohen Felsen oben links einige Oeffnungen. Da ist die Höhle von Balme. Der Conducteur der Diligence sagte, um hinein zu kommen, müsse man auf Leitern erst zu der Höhe des Eingangs steigen. Da zu war nun jezt weder Zeit noch Verlangen.

Bey Maglan ist auch ein kleiner Wasserfall. Viel größer weiterhin, nahe bey St. Martin, la Cascade du nant d'Arpenaz. Sie kommt, vom Wege anzusehn, aus grauem Kalkfelsen von sonderbaren, concentrische Halbbogen bildenden Lagen unter dessen Haupte hervor; stäubt und schmiegt sich an die Form des Felsens; fließt in zwey Silbervinnen, sammelt sich wieder, und stürzt, erst in einem kürzern, dann in einem längern Absatz hinter dem frischen Rasen herab. Die ganze Höhe dieser Cascade beträgt nach einer auf Veranlassung von de Saussure angestellten Messung an 800 Fuß ¹⁾.

Schon war alle Sonnenbeleuchtung aus dem engen Thal verschwunden; nur auf dem obern Theil der Felsen, an welchem leichte Wolken streiften, und hinter beschatteten Höhen, noch Abendlicht.

Größere Felsen, wie die von Cluse nach Sallenche schon darbieten, hatte ich, der von Lyon nach

1) Voyage dans les Alpes, To. I. p. 397. Dort ist auch eine Abbildung, nach Bourciet's Zeichnung gestochen.

Genf Bekommene, doch noch nicht gesehn: so viel ich mich erinnere, auch in früher Jugend nicht auf dem Roßtrapp des Harzgebirgs; auch nicht im Russischen Theil von Finnland. Ein Felsen oben, fast konisch, blieb lange rechts.

Zu dem, was ich schon zur Bezeichnung des Romantischen des Wegs von Cluse bis Sallenche angemerkt habe, kam noch der an Bäumen und Felsstücken des Wegs rankende Ephen; an ein paar Stellen auch steinerne Kreuze auf gerundeter, säulenartiger Basis. Außer Eichen und andern Nuzholz-bäumen waren auch Kirschbäume, Wallnuß- und Birnbäume; keine marronniers; auch kein Wein; zur Einfriedigung der Wiesen und Felder weißt Steinzäune; die Häuser mit Schindeln gedeckt und mit Steinen beschwert.

Endlich trat, rechts der Arve, mit seinem Kirchthurm und mit noch einem andern Thurme Sallenche freundlich hervor. Wir kamen bald an St. Martin, wo die Douane ist, und die über die Arve führende steinerne Brücke. Von dieser blickt man links auf die Gebirgsnachbarn des Montblanc; ihn selbst verhüllten Wolken. Rechts sieht man über dem bebuchten hohen Hügel, an welchem die Stadt liegt, sonderbar gefornite Felsberge, besonders einen oben mit drey Einkerbungen. Dieser kam mir vor wie die Zinnen der hohen Brustwehr einer alten Festung.

Von der Brücke von St. Martin bis zu Sallenche selbst ist noch eine Viertelstunde. Die Häuser der offenen Stadt sind meist mit Schindeln gedeckt; auch Kohlgärten fehlen nicht.

Die Diligence kehrt im besten Gasthof ein, dessen Wirth, ein wohlhabender Mann, Latin heißt. Sie fährt auch aus diesem Hause ab. Der Gasthof heißt eigentlich Ville de Chambery, hat aber seit der Revolution kein Schild.

Man mußte mir ein Zimmer geben, das die Aussicht nach dem Montblanc hat. Vor demselben lief eine gewöhnliche hölzerne Gallerie, wo ich ein Weilschen saß. Dicht vor mir der Gemüsegarten des Hauses; rechts ein Hügel; links die Schindeldächer von Sallenche; weiter rechts eine Alpe mit Gemshütten und links der Mont-Dorant; im Fond wieder eine Bergreihe. Und darüber nun mit seinen Aiguillen und Domen der Montblanc. Als ich in mein, blautapeziertes, Zimmer trat, war das erste, was mir ins Auge fiel, an der weißen, fein polirten Wand des Fensters nach dem Montblanc zu, die einzige dort beständige Bleistift-Schrift: F. Jacobs de Munich en Baviere. Ich grüßte den trefflichen, um Philologie im echten Sinn und um Litteratur überhaupt so verdienten Jacobs, der einst in Gotha mich gefällig

aufnahm, und mir später ein paar wohlwollende Briefe schrieb. Es ist sonst meine Art nicht, an weißen Wänden mich verewigen oder vielmehr vertragen zu wollen. Hier konnte ich's doch nicht lassen, dicht unter jenen Namen, nach nochmaligem Aufblick zum Montblanc, den meinigen zu schreiben, und dazu Heraklit's von Aristoteles uns aufbewahrte Worte, die mir hier nicht unpassend schienen, gleichsam als Aufschrift der Pforte zum großen Heiligthum der Natur, das von hier beginnt:

Εισιεναι Ἰαγοουρας: εἶναι γὰρ καὶ ἐνταῦθα Θεός.

Nicht lange nach meiner Ankunft in Sallenche ging ich noch um acht Uhr mit dem Kellner des Wirthshauses durch das Städtchen. Wir kamen vorbey vor der Sallenche, die durch dasselbe als Bergstrom hineilt. Vorher sind es, wie mein Begleiter sagte, zwey Ströme, die bey der Stadt sich verbinden. Dann vorbey vor der geräumigen Kirche. Ich trat hinein, doch nur auf einen Augenblick: ich eilte ja in die Vorhalle des großen Tempels der Natur. Wir stiegen nun einen grünen Hügel hinan bey einem thurmartigen Gebäude. Der Hügel heißt Mont-Rosséy. Von da sieht man auf die, doch nur kleine Stadt, mit ihren Schindeldächern hinab, die 1500 Einwohner haben soll. Aus der Tiefe rauscht die Sallenche tönend herauf. Jenseits strömt die Arve, und drüber hebt mit mehrern Zacken der Mont-Varens

sich empor; derselbe, der, wenn man von Cluse kommend zurückblickt, gerade in der Mitte den Hintergrund macht bey der Brücke von St. Martin. Ich warf mich auf den Rasen des Hügel, still genießend. Nach Osten erhebt das Gebirg des Montblanc über dem hell- und dunkelgrünen Sammt der nahen Alpen sich mächtig himmelan. Er selbst zwar, der Berg der Berge der alten Welt, war mit Wolken bedeckt. Aber sowohl links als rechts ragte doch ein Theil hervor; nur der mittlere höchste war von weißem Gewölke verhüllt. Aber jene nicht bedeckten Gipfel waren noch von der Abendsonne beleuchtet, während über der ganzen übrigen schweigenden Landschaft schon Dämmerung verbreitet lag. In mild röthliches Violett, schön abstechend gegen den ewig reinen Schnee des oben angestrahlten Gebirgs, verfloß die Luftbläue; jenes verlor sich dann in Graublau. Aber sehr klar und rein in dieser höhern Region waren alle Farben. Und während ich so da saß, zog sich der Wolkenvorhang auch von der Mitte auf, auch von ihm selbst, vom herrschenden Montblanc, wenn auch nicht völlig.

Aber am nächsten Morgen glänzte sein eigener herrlicher Rücken, genannt le Dromadaire, ganz hell und klar in aller seiner Pracht: doch sanft und mild; sein Lilienweiß umflossen von zarter Aetherbläue. — Da war ich ihm endlich näher, dem ersehnten. Und seitdem habe ich, auch von meinem

Zimmer in Sécheron, wo er über dem Genfersee, dessen liebliche grüne Hügel, zwischen dem ernsten Salève und dem wie ein Vulkan konisch gestalteten Môle hinter der Savoyischen Felsenkette über alles erhaben einzig hervorrägt, bis zum Erblinden der vom Schneeglanz geblendeten Augen bey jeder Tageszeit und Beleuchtung, Abends und Morgens zumal, bey heiterm Himmel und nach dem Gewitter, ihn immer gesucht. Man kann's nicht lassen.

Von jenem Abend her noch diese Zeilen, die ich auf dem Rasen des Hügel's Mont-Rossay schrieb.

Elegie.

Aus dem Thal von Salenche noch rauscht das Geräusch des Bergstroms,

Wild, wie des Lebens Gewähr. Aber da oben ist's still.

Muh' entsaug' ich, Natur! nun deinem entschleierten Busen

Kindlich: gelagert auf Sammt schwellendes Rasens. Es streckt

Jenseit der schäumenden Arve der Varen's das Zackengebirge:

Aber ich höre sie nicht: fern ist der trübere Strom, Jegliche Leidenschaft fern. Schon senkte des friedlichen Abends

Dämmerung sich ins Thal; unter den Alpen entschloß

Schon der Heerden Geläut'; ich erkenne der Sennen so liebe

Hütten nicht mehr; es verfloß jede mir nahe Gestalt.

Doch sieh! über der nächtlicher werdenden Landschaft enthebet

Noch dem höhern Gewölkt hier sich ein Gipfel, ein Dom
Dort: sie glänzen wie Lilien, trinkend erquickenden
Lichtglanz.

Montblanc! sey mir begrüßt. Zeig', o Ersehnter, dich mir

Selbst! laß schau'n mich, Erhabner! dich ganz! laß fallen den Schleier,

Der dein Gotteshaupt stehenden Blicken verbirgt.
Kein Erhören. Die höchste der Höhn, des ewigen Tempels.

Altar soll ich nicht schau'n, nur auf die Stufen hin knien,

Die des Vorhofs Säulen, obwohl auch herrlich, umgeben:

Trocknest du, Sehnsuchtssthrän', ach! mir auch hier nicht einmal?

Deun so erging's mir Armen auch auf der Reise durch's Leben.

Kunst und Wissenschaft hat einige Gipfel enthüllt:
Aber der Menschheit höchste der Höhn, die heilige Liebe,

Jene die Alles hingibt, Alles empfangend dafür,

Wo zwey Seelen aus innerstem Heiligthum es entbebet:

Ewig! die ganze Natur Echo wird, Ewigkeit tönt,
Sollte verborgen ihm bleiben, dem dürstenden, einsamen Herzen,

Das Erwiederung nie, völlig genügende, fand —

Und des Montblanc's Haupt enthüllt sich im Glorienlichte

Strahlend: ätherisch und mild spielt der Heiligen schein

Vom Verklärten, erhellt mit überirdischem Abglanz

Tiefere Schneefur, säumt dunkelste Klippen mit Gold.

Schweigend nun feiert die ganze Natur: ich ahnde, verstumme.

Ahndung! ich deute dich nicht. Aber geleite mich heim!

Als ich am nächsten Morgen schon um vier Uhr erwachte, konnte ich selbst aus dem Bett etwas sehn vom Montblanc. Er strahlte in reiner Klarheit, wie an heitern Tagen am frühesten Morgen gewöhnlich.

Einige Bücher nebst andern nöthigen Kleinigkeiten wurden in eine Serviette gepackt, die mein in Sallenche genommener Guide, Marie Vesin, seines Handwerks ein Schlosser, dicht neben dem Gasthof wohnend, über meinem Regenschirm trug. In einem Felleisen hatte ich einen guten Tubus von Ramsden und einige Wäsche. Dieß wurde hinten auf ein Maulthier gepackt, vorn mein grüner Russischer Mantel. Zum ersten Mal bestieg ich ein Maulthier, und zog um halb acht, von Vesin begleitet, aus dem Gasthof von Sallenche, nach St. Martin über die Brücke der Arve.

Nunc mihi curto

Ire licet mulo, vel si libet, usque Tarentum,
Mantica cui lumbos onere ulceret, atque eques armos.

Hor. Sat. I. 6.

Mein sechsjähriger Maulesel war ein sehr gutes Thier, und ich hätte beim Scheiden ihm gern ein Trinkgeld gegeben, oder dem Stallknecht zum doppelten Futter für jenen, wäre ich nur eines executor

testamenti gewiß gewesen. Ein solcher Maulesel kostet in den Thälern von Sallenche und Chamouny 15 bis 16 Louisd'or.

Nachdem ich die Brücke bey St. Martin herüber gekommen, ging der Weg immer das Ufer der mir rechts bleibenden Arve entlang. Auf der Brücke war vor mir l'Aiguille de Varens, links über der Arve der zackige Felsen Mont-Dorans. Ersterer blieb uns rechts bis zum Dorfe Passy. Als ich ausreiste, war vom Gebirge des Montblanc nichts zu sehen als la Vallée de Montjoye.

Nach einer Stunde Wegs ließen wir das Dorf Passy links. Beym Heumachen schwirrten hier auf dem Wiesengrunde viele Sauterelles. Rechts verbarg uns la Côte de Montfort das Gebirge des Montblanc ganz. Die Bäume unter Wegs hieher waren Nufsbäume, Eichen, Kirsch- und Pflaumenbäume. Auch vor Hanffeldern kamen wir vorbey. Es war gerade Heuernte.

Um halb zehn erreichten wir das unter Bäumen liegende Dorf Chède. Nicht weit von demselben kommt ein Bach von Felsen herunter, der als torrent bey dem pont de Chède vorbeystießt. Hier an der Brücke war Kühlung. Hier stieg ich ab, und vertraute Maulesel nebst Felleisen und Mantel einer Bäuerin. Kinder und Weiber versammelten sich um mich, als ich auf einem Stein sitzend die mir dargebrachten Erdbeeren und Raintetten theils verzehrte,

theils unter die Kinder vertheilte. Die Weiber sprachen verständlich Französisch, doch mit meinem Führer in einem patois, das mir nur halb verständlich war. Die Kinder waren zum Theil sehr hübsch, besonders ein blonder Knabe.

Ein Fener reissender Bergbach entspringt aus der bekannten Cascade de Chède. Dahin ging ich nun mit meinem Führer. Der Weg schlängelt sich von der Brücke ab, hinan bey einem kleinen Baumgarten. Höher ein Getreidefeld. Der Quell stürzt über graue Steine in vielen Cascatellen rauschend herab. Jenseits ist herrliches Grün von jungen Eichen, die malerisch von unten auf die Felsen bedecken, welche nur hie und da am Canal der Cascade selbst hervorschauen. Links zieht sich Wein am Hügel herunter. Dann wieder Gebüsch; darüber hin in der Ebene die Arve. Weiter Montagne de Combloux, alpenartig. Im Grunde der Mont-Joli von Wolken oben halb verhüllt, in der Gegend, wo die Commune St. Nicolas ist, die man nicht sieht. Mehr links nach oben im Schatten die Côte de Montfort.

Nun die Cascade selbst, wie man ihr naht. Zwey Silberströme gießen sich herab, angekündigt von Staub über ihnen; weiterhin durch Gesträuch verdeckt, dann vermählt kräftiger herabstürzend. Ich stieg höher und lagerte mich dem Wasserfall gerade gegenüber unter Bäumen. Dies ist die beste

Stelle. Nun sieht man: oben strömt aus der Felskluft unter kleinem Gesträuch Ein Strom hervor; theilt sich auf einem Absatz in zwey Ströme, die weit herabfallen, so daß viel Wasserstaub aufsteigt. Von da rauschen sie in einigen kleinen Absätzen dann weiter hinab. Schade daß die Sonne, also auch der Regenbogen fehlte. Der Wasserfall von Chède ist bey weitem nicht so hoch, als der Nant d'Arpenaz; aber er hat mehr Wasser, und man kommt ihm gewöhnlich näher; und durch seinen lang hin rauschenden Gießbach, der in die Arve fließt, wird er auch etwas bedeutender. Rechts ragt schöner grüner Rasen herüber. Man kann dort hinabsteigen. Doch hielt ich mich nicht länger auf, sondern ging nach dem Dorfe zurück, wo die Bäuerin, einige Schritte entfernt von der Stelle wo ich abgestiegen, mit dem Maulthier mich erwartete. Ich ritt nun wieder hinauf, durch Gehölz und Gesträuch, auf einem schmalen Pfad bey dem Dorfe Chède, von welchem ein Theil unten an der Arve liegt; darunter auch ein steinernes Haus, einst Ferme des Religieuses à Sallenche, jetzt einem Genfer Banquier gehörig. — Beym Rauschen der Arve unter Ruß- und andern Bäumen kamen wir, vor einigen Hütten des Dorfs Joux vorbeyst, nach dem Lac de Chède. Er ist nur klein, aber sein Wasser spiegelhell. An manchen Stellen erscheint er durch das Moos seines Grundes ganz grasgrün. Hie und da lagen große Steinblöcke daran. Aus kleinen Fel-

sen stürzt sich seine Quelle in ihn. Rund umgeben ihn Berge, besonders der buschige, alpine Montfort. Ueber Wiesenhügel ist halb in den Wolken der Unterne. Aber vom Montblanc sah ich der neidischen Wolken halber hier gar nichts. — Ich stand zwar auch so, daß die Brücke, über welche der Fahrweg führt, vor mir im Hintergrund war. Doch ist der Standpunct der Zeichnung von Hef, im ersten Bande der profaischen Schriften von Fr. Brun, verschieden von dem wo ich stand. So gut wie ihr wurde es mir nicht, hier den Montblanc zu schauen; ihn selbst nicht, also auch nicht zugleich sein Riesenbild im Spiegel des Sees. Doch erschien wenigstens über dem Montfort, links aus Wolken, ein Stück des Brévent mit einem Schneespalt. Das Grün um den See ist freundlich. — Aus Genf erhielt ich weiterhin das schätzbare, in Ueberli's Manier radirte, illuminirte Blatt: Vue du Lac de Chêde et du Montblanc par Jⁿ. Ante. Link. Schon aus diesem kann man sich eine Vorstellung machen, wieviel ich hier durch die bösen Wolken verlor.

Mein Führer wollte das Maulthier hindurch haben durch eine seichte Stelle des Sees. Es wollte aber nur daraus trinken; nicht hinüber. So mußten wir einen schmalen, steilen Fußweg nehmen. Wir gelangten an kleine Cascatellen der Quelle des Lac de Chêde; dann mußte das Maulthier durch den Quellsbach hindurch, den wir bald links

ließen, und wieder stiegen, bis wir kamen an einen schauerhaften Abgrund. Da stürzt die Arve herab: anfangs nur wie ein Silberstreif; dann über Felsen rauschend und schäumend, immer enger; dann sacht sich fortwindend in manchem Schlangenweg. Man sieht aus der Ferne die kleine Brücke, welche führt aux bains Gontard unweit St. Gervais.

Ich hielt ohne abzustiegen, mit meinem Maulthier da, wo der Abgrund am furchtbarsten herabgeht. Da unten kochte und brauste die graue stygische Arve mit ihrem Schaum. Gegenüber war der Montfort als reiche, schöne Alpe mit einem Fußpfad, der nach dem hameau Chantelar führt. Unmittelbar vor mir der Rocher de Chantelar. Dann entfernter der Brévent, das dunkle, zum Theil mit Schnee bedeckte Haupt in Wolken; links die Vorberge des Buet; er selbst von Wolken verhüllt. Nach Sallenche zu erschien ein Theil des Comblour als fruchtbare Alpe. — An dieser Stelle war ich mit meinem Führer ganz allein. Ich schrieb dieß in meine Schreibrtafel auf dem Maulthier an einer Stelle, wo Gesträuch mir den Abgrund verdeckte. — In der Arve lagen große schwarze Felsstücke. Da unten hing sonst der Pont de Chèvres; die Gewalt des Wassers hat die leichte Brücke fortgerissen. Diese Chûte d'Arve mit ihrem Kessel und ihrer Umgebung gehört zum Schauerlichsten seiner Art, das ich kenne.

Bald darauf begegneten uns einige Bäuerinnen auf Maulthierern; auch schärft' ein naher Bauer seine Heusenfe. Also auch dieser Scene des Grauens, wo ich mich allein fühlte in der furchtbaren Natur, Menschen nicht fern.

Bald hörten wir nur noch den tobenden Strom, ohne etwas von ihm zu sehn; erblickten dann durch die Bäume wieder nur noch den obern Silberstreifen. Und der Weg stieg wieder. Da war vor mir, vom Montagne de Sale kommend, der Torrent Noir: gerade nicht stark. Im Junius ist er's, und führt dann Felsenstücke mit sich fort. Er kömmt dann tout noir. Jetzt sah ich ihn nur, wie er in zwey, sich vereinigenden Schlangenwindungen herabrann vom grauen Felsen, der kahl war wo jener kam, aber dann sich wieder mit Tannen, Eichen und andern Gesträuch bekleidete. Und noch einmal zeigte sich die Urve mit ihrem Sturz, und die Ansichten änderten sich jeden Augenblick. Der Weg führte, gleich manchem Lebenspfad, über Felstrümmern, neben welchen würzige, blaßrothe Alpenrosen blühten. Wagen können diesen Weg nicht passiren; aber chars-à-banc mit Einem Pferde. Doch war ich vorher an Stellen, auf dem Rückweg von Chède, wo auch kein char-à-banc fortkömmt, sondern nur Maulesel und Fußgänger.

Bald ragten einige Felsen des Chamounythals fernher. Hier waren wir auf einmal an der grauen

Klippe und vielen schwarzen Schiefertrümmern des torrent noir, der über diese in Windungen und kleinen Fällen sich rauschend herabstürzt in die Tiefe seines Betts. Jetzt war er nur klein. Aber hört man auf dieß dumpfe Rauschen, schaut man auf sein graues Bett und auf sein trübes Strömen in der Tiefe, so möchte man auch ihn wol, für einen Höllenfluß nehmen. Auch in diese Tiefe sollte ich mit meinem Maulthier hinab. So eben kam ein Bauer-mädchen, Reiser tragend, über den da unten liegenden schwanken Baum. Mein Maulthier aber ging über diese Kiesel und Cascadeellen recht gut herüber. Ueberhaupt fand ich, daß diese Thiere zum Gebn mehr Verstand haben als die Menschen. Sie wählen immer die beste Stelle, freylich dem Abgrund nah, und treten (wenn nicht etwa, was jetzt nicht der Fall war, der Boden sehr schlüpfrig ist,) nie fehl. — Dann rauschte jener torrent mit einer Windung der Urve zu. Es ging in den Wald, und schon wieder plätscherte ein kleiner Wasserfall zwischen weißen und rothen Alpenrosen. Fichten und Lerchenbäume empfangen mich, und manche Alpenpflanze, die ich leider nicht kannte, schien am Wege mich zu grüßen. Die Kühlung und das Rauschen der Urve, deren Fall noch immer alles überhört' in dieser tiefen Stille, wo kein Vogel sang — erhielt die Seele zugleich frisch und ernst. Doch da zwitschert auch ein Vogel, als wollt' er sagen: Auch

hier ist Leben; außer Pflanzen- und Wasserleben auch verwandteres für dein Mitgefühl. Und da fingen mehrere Waldvögel den kunstlosen Gesang an. Es folgten neue wechselnde Aussichten durch deckendes Gesträuch in das Urveithal. Vorwärts wieder der Blick durch die Berge hin auf den Mont-Voza im Chamounythal, welcher mit grünen, mit faßlgrauen, und mit Schnee-Abern herabging.

Abermals über einen Bach an grauen Felsen, genannt Nant de bois; und abermals über einen kleinern. Nie verstummen die Bäche. — Immer auf und ab auf steilem Pfade. Desterß begegneten uns doch Bäuerinnen und Maulthiere; auch sah man links manche auf den Heuwiesen. — An einigen Stellen, wo terrain mouvant ist, wie mein Führer sich ausdrückte, war selbst eine Art von Pflaster.

Der Himmel wurde bedeckter. So verlor man manches vom Lichtspiel, litt aber auch nicht von jener drückenden Hitze, die sonst in diesen Reverberirkesseln zu Hause ist.

Weiter zeigte sich wieder die Arve, aber etwas gleichförmiger hinrauschend ohne Kiesel. Hier auch wieder oben in den Wolken über der Montagne de Voza, aber von unten verhüllt, der Dôme du Goûte, silbern, schneeweiß; darunter, auch durch die Wolken, Alpenstreifen. — Es ist eine eigne Erscheinung, so in den Wolken ganz oben herablicken zu sehn dieß Lichtweiß der Schneehäupter, hervor-

glänzend durch die weißgrauen Wolken. Es ist immer wie etwas aus einer andern, höhern Welt. Man muß aber die Augen immer darauf haben, weil die Gipfel oft unerwartet, und nur auf Augenblicke, aus den Wolken hervortreten.

Endlich waren wir am Dorfe Servoz, dessen Häuser mit Schindeldächern sich einzeln am Wege hinziehen. Hier lächelten einmal gefüllte Rosen mir aus einem Garten entgegen. — Als ich in einem Winkel mit meinem Maulthier, das eben aus einem in ein Felsstück gehauenen Röhrtrog den Durst gelöscht hatte, mich zurückzog, um einem Char-à-banc Platz zu machen, sprang der, welcher mit einem Bedienten darauf saß, herab, und mir entgegen. Es war K. v. M. aus Z. in Kurland; kommend von Chamouny, und früher aus Neapel. Er sah von der Reise weit gesunder aus, als da ich ihn unter seiner Familie sah. Deine Wohlthat, reine Vergnügung!

Ich hatte noch wol zehn Minuten lang ein Getreidefeld im ebenen Thal zu durchziehen, unter Wachelschlag; kam dann an die Kirche von Servoz. Nah dabey ist das Wirthshaus à la balance d'or, auf dessen Schild ein Engel die Wage hält.

Nach Tische zeigte mir der Neffe des Wirths, Jos. Marie Deschamps, sein Mineralien cabinet. Er hat bey Prof. Jurine in Genf Naturgeschichte studirt. Er gab mir auch ein Verzeichniß, das Prof. M. A. Pictet in Genf ihm hat drucken lassen.

Um halb vier zog ich weiter, noch bey verschiednen Häusern von Servoz vorbey, dann über den Bergstrom Di o z a, der ein kleines Eyland umfließt. Es ging über eine hölzerne Brücke durch sonderbar über einander geschichtete Felsen. Ueber der Brücke ist Montagne de la Ripe, von wo der Weg nach dem Buet geht. Vorher schon ging's vorbey vor einem Felsen von breiten grauen und schwarzen Schichten. Dicht bey der Brücke auf einem kleinen Hügel, der herabschaut auf den Bergstrom, einigen Hütten gegenüber, erhebt sich auf einer grauen Basis ein länglicher, oben cylindrisch abgerundeter Würfel, mit folgenden Inschriften:

I.

Nach dem Wasser zu. Hauptseite.

R. F. 1)

A LA MEMOIRE

DE FRÉDÉRIC AUGUSTE ESCHEN,

NATURALISTE, LITTE RATEUR, POETE,

NÉ EN 1777 à EUTINEN (sic)

CERCLE DE LA SAXE INFERIEURE,

ENGLOUTI DANS UNE CREVASSE

DU GLACIER BUET

LE 19. THERMIDOR AN VIII.

RETIRÉ DE CET ABYME PAR JH. M. DEVILLAZ

J. CLAUDE ET BERNARD, SES DEUX FILS, ET J. OTIL 2)

INUMÉ (sic) DANS CE LIEU PAR LES SOINS

DE A. M. D'EYMAR, PRÉFET.

MONUMENT ELEVE

LE 21. FRUCTIDOR AN IX.

1) d. i. Rep. bl. Franc.

2) Meine Begleiter sagten, dieß sollte heißen J. Etie.

— SOUS LA MAGISTRATURE

DE

BONAPARTE, CANGACERES, LE BRUN,

CONSULS DE LA RÉPUBLIQUE FRANÇAISE.

II.

Nach Servoz hin.

LE GOUVERNEMENT FRANÇAIS

HONORE LES SCIENCES ET LES ARTISTES 1)

PROTÈGE LES SAVANS ET LES ARTISTES

ET ACCUEILLE AVEC HOSPITALITÉ

LES ÉTRANGERS

DE TOUTES LES NATIONS

QUI VISITENT LE SOL DE LA RÉPUBLIQUE.

III.

Nach der Brücke von unten herauf. Diese Seite fällt zuerst auf, und ich las sie zuerst.

VOYAGEURS,

UN GUIDE PRUDENT ET ROBUSTE

VOUS EST NÉCESSAIRE

NE VOUS ÉLOIGNEZ PAS DE LUI

OBÉISSEZ

AUX CONSEILS DE L'EXPERIENCE

C'EST AVEC UN REQUEILLEMENT

MÊLÉ DE CRAINTE ET DE RESPECT

QU'IL FAUT VISITER LES LIEUX

QUE LA NATURE A MARQUÉS

DU SCEAU DE SA MAJESTÉ

ET DE SA

PUISSANCE.

Die vierte Seite nach dem Fußsteig zu ist leer. Der Stein ist grauer Kalkstein; das Erbsenartige daran durch Kunst; piqué, wie ich's auch häufig

1) Soll wohl heißen des arts.

an Hauspforten dieser Gegend sah. — Ich kannte Eschen persönlich, den schätzbaren Uebersetzer des Horaz. Einst (1798) schrieb ich in Dresden an den Rand eines Briefs, den Gries (der Uebersetzer des Tasso und Ariosto) eben an ihn geendigt hatte: *Sis licet felix ubicumque mavis Et memor nostri . . . vivas!* — Und nur zwey Jahre später schrieb ich in einer eignen Stimmung mir selbst:

Träume! wohin ihr doch reißt! hinaus, hinaus in
das Leben!

Ruh' ach! such ich und Raft, wenn nicht im Nor-
den, im Süd.

Morgen empfanget ihr mich, des Baltischen Oceans
Wogen!

Euer Getümmel betäubt, oder begräbt es, dies
Herz.

Soll ich länger noch ringen: vielleicht daß auf
eisiger Bergflur,

Eschen! da wo dein Maal über das Thal sich
erhebt,

Nah bey dir, Horazens Vertrauter! dein schweiz-
sender Freund schon

In still großer Natur findet geöffnet sein
Grab.

Ich wußte damals nicht, ob ich jemals wirklich der Stätte so nah kommen würde. Da bin ich nun, und ziehe wohlgemuth, und dankend dem Weltgeist, dem Denkmaal vorüber.

Vom Wirthshause in Servoz an begleitete mich, zufällig, außer meinem Führer noch Victor

Terraz, Sohn des Gastwirths der ville de Londres in Chamouny: ein braver, verständiger Mann von etwa dreyßig Jahren: dabey stark und handfest.

Unter sonderbar geschichtetem Schiefergestein ist ein Eingang, worin sonst ein Pulvermagazin war. Gleich dabey liegt le château des mines. Dieß Haus (denn alles was nicht ein gewöhnliches Bauerhaus ist, heißt hier château), gehört einer Franz. Gewerks-Gesellschaft. Man findet in den Gruben Kupfer, Bley, auch ein wenig Silber. Man hat kürzlich die seit geraumer Zeit liegen gebliebenen Arbeiten wieder angefangen. Es stehn noch ein paar Gebäude dabey, von ein paar andern nur Ueberreste. Beym Umwenden erschien der Fuß der l'Aiguille des bois in Wolken. — Man reitet weiter im Thal, noch demselben, worin Servoz liegt. Rechts erscheint auf einem Hügel die Ruine des château St. Michel, überragt von andern Bergen. Die Leute der Gegend erzählen sich manche Schatzgräbergeschichten und manchen Teufelsput von diesen Ruinen. Gegen über ist eine Hhle: eine der Minen, worin Wasser ist. Wir kamen unweit davon vor einem Felsen vorbei, von welchem vor einigen Jahren große Stücke herabfielen, nachdem wenige Minuten zuvor der Maulesel von Victor Terraz vorbegegangen. Es soll in dieser Gegend ehemals ein See gewesen seyn. Viele Steintrümmer; rechts wieder die Urve: über ihr der Pont Pelissier, neu von Holz-

Es ging herüber. Von hier erscheint rechts der Anterne gar stattlich, den Gipfel in Wolken.

Der Weg erhebt sich. Er heißt darum auch les Montées. Um in das Thal zu kommen, muß man vorher mühsam höher steigen. Aller Genuß will erworben seyn. So auch, meine ich, geht der Weg zum häuslichen Glück nur über ein arbeitsvolles Leben herüber. — Tief im Thal rauscht die weißliche Arve unter ihrer Brücke. Oben links, wie so oft am Weg, ein Kreuz. Die Natur wird immer größer, alpinischer. Jenseit dem Bergstrom links Felsen mit hohen Tannen. Rechts die Forclaz, die ins Thal Chamouny steigt. Blickt man zurück, so sieht man den Anterne in seiner Größe. — Der Himmel war jetzt bedeckt; doch regnete es nicht. Dieß stimmte zum ernstern Stil der Gegend. Rechts auch wieder Tannen; tief im Thale links die Arve. Das Ganze sehr ernst, mich erinnernd an den Anfang von Haller's Gedicht über die Ewigkeit: „Ihr Wälder, wo kein Licht durch finstre Tannen strahlt, Und sich in jedem Busch die Nacht des Graubes malt“ u. s. w., und an gewisse Alpenlandschaften von Roland Savery von wildem Charakter.

Freundlich überraschten auch in diesem rauhen Felsthal oben links einige Sennhütten, einzeln liegend zwischen den großen bemoosten Granitblöcken; auch am Weg einige röhliche Alpenrosen. Immer noch die sogenannten Montées: gleichsam Stufen

von unordentlich über einander liegenden Steinen, die aber doch das Steigen erleichtern. Rechts Täune von zusammengetragenen Granitstücken, die Wiesen zu schützen.

Auf der Höhe verengt sich der Weg zwischen zwey niedrigen Felsen. Man blickt in das Thal der Gemeine Servoz zurück, und nun vorwärts zum ersten Mal in das herrliche, romantische Thal von Chamouny. Es ist ein seltner Augenblick.

Unten Servoz, dann die Arve. Darüber l'Anterne, über dem Thal von Chamouny wenigstens ein Stückchen vom Fuß der Aiguille de Goûte oben aus den Wolken. Bald fließt die kleine cascade des Montées in Silberstreifen herab. Und nun hat man den vollern Blick in den lieblichen grünen Grund des reich angebauten Chamounythals, das wie eine lange Mulde gekrümmt ist, indem die ebern Theile der Berge schroff, die untern flacher sind: doch ist jener Grund ganz wagerecht, da, wie Saussüre aus der Beschaffenheit des Bodens vermuthet ¹⁾, die Arve einst den ganzen Grund des Thales füllte. Schade, daß der Himmel heute nicht klarer war. An einem heitern Tage muß der erste Anblick des Chamounythals bezaubernd seyn. Saussüre hat den ersten Eindruck desselben sehr wahr dargestellt ²⁾. — Unweit des Eingangs antwortete die Echo, als

¹⁾ Voyages T. II. p. 3.

²⁾ Voyages T. I. p. 429, 430.

ich ihr einen theuren Namen rief. Das erste freundliche Dörfchen ist Chavanne. Der Anblick des wohlgebauten Thals veranlaßte meinerseits Fragen bey Victor Terraz. Ehmals waren diese Thalbewohner doch noch glücklicher. Die Abgaben sind in diesen Gegenden jetzt um vieles höher; z. B. das Wirthshaus Ville de Londres zahlte ehemals als Abgabe etwa 5 Louisd'or jährlich; jetzt 25; also fünf Mal so viel. Dazu nun die Conscriptio, die Abgaben von Erbschaften u. s. w. Alles seit der Franz. Revolution, die an so manchen Orten so viele Menschen unglücklich, so wenige glücklich gemacht hat. — Die Zahl der Genssenjäger in diesen Gegenden möchte auch etwas abgenommen haben, da die Genssen durch die sonst zu häufige Jagd seltner werden, wie schon Saussüre in seinem höchst interessanten Kapitel von den Sitten der Einwohner von Chamouny 2c. voraus sagte 1). Im hameau Fouilly lag links das Haus eines Notaire. Die begegnenden Menschen grüßten alle freundlich, oder erwiderten doch freundlich den gebotenen Gruß. Immer noch bleibt die Urve links, wiewohl klein hier. Rechts le nant de Nayin, auch torrent noir genannt: nicht zu verwechseln mit dem heut früh gesehenen. Weiterhin das Dorf les Ouches mit einer Kirche, eins der drey Kirchspiele des Chamounythals.

1) Voyages T. II. p. 153.

Nun erschien der kleinste Gletscher desselben, la Gria, nicht hinabsteigend ins Thal. Vier andere dagegen steigen hinab. — Auch von la Gria kommt ein torrent. Weiterhin der Gletscher Taconnay, der schon, doch nicht weit, ins Thal herab hängt. Dann der reinste, weißeste der Gletscher, des Buissons oder Bossons. Diesen wollt' ich heute noch bestiegen: aber Regen, der nun angefangen hatte, hinderte daran.

So kamen wir über den pont pierre-haute, und hatten nun die Urve wieder rechts. Sie umschlingt einige kleine bebüschte Eyslande. Im Schatten der Bäume saß nicht weit von hier neben ihren Kühen eine junge Hirtin von geistreicher Physiognomie. — Fast gegenüber dem kleinen Glacier de la Gria sah man schon mehrere chalets (Sennhütten) in beträchtlicher Höhe, dort bildend das Dörfchen Merlet. Ich meinte, die Leute dort oben müßten sehr alt werden. Victor Terraz aber sagte mir, das sey doch nicht der Fall, weil es in den Wohnungen der Leute zu heiß sey, und sie sich dann nicht genug vor Erkältung hüten; zumal im Frühjahr. Gute Aerzte fehlen. Ein erträglicher sey in der Prieuré Chamouny; in Sallenche bessere.

Links zieht sich, immer das Thal entlang, das Gebirg Brévent. An seinen Seiten strichen Wolken hin; sein Gipfel war verhüllt.

Vom Glacier des Buissons kommt auch ein

torrent; ebenso von Aiguille du Midi, oder dem am Fuß dieser Aiguille gelegenen Glacier des Pélerin's bey einem Dörfchen, dessen Namen ich vergessen habe. Denn jede kleine Häusermasse hat ihren besondern einfachen, vom Dertlichen hergenommenen Namen; so wie jede kleine Brücke, jeder bedeutende Felsen, u. s. w. In so bewohnten und so viel besuchten Thälern wird das schon so mannigfaltige, reiche Leben reicher durch den Bemerkungsgeist der Menschen. Wie sach- und namenleer dagegen manche weite Strecken vieler, auch von mir durchzogener, Nordischer Flächen!

Rechts fließt nun immer die weißliche Arve im graukiesigen Bett. Der Weg führt zwischen Steinen und Holzäunen hin. Rechts blickt ein Stück hervor vom Mer de Glace, und tiefer der aus demselben herabgehende gewaltig große Glacier des Bois. Die Höhen am hier sichtbaren Ende des Thals waren in Wolken. — Nun erschien auch die Blechzinne der Prieuré Chamouny nebst einem Theil der Häuser dieses Fleckens, des chef-lieu des canton Chamouny. Beym Eingang begegneten uns Ziegen. Eins der ersten Häuser ist der Gasthof Hôtel d'Angleterre. Ich zog noch etwas weiter zur Ville de Londres, die dem Vater meines Begleiters Terraz gehört. Sobald ich mit dem Maulthier still hielt, umgaben mich mehrere Leute, welche Proben ihres Mineraliencabinet's ver-

kaufen wollten. Dem einen versprach ich einen Besuch.

Ich wurde einquartiert unten im blauen Eckzimmer, weil höher (hieß es) morgen früh die auf die Sennalpen ziehenden Kühe mich aus dem Schlaf wecken würden. Aber gespeist wurde oben im Saal, der einen kleinen Balcon hat, von dem man, so wie aus meinem Schlafzimmer, ins Thal herabschauer. Aus dem einen meiner Fenster sah man über die vorbeystömende Arve herüber gerade auf einen torrent, der von einer mit einigen Sennhütten geschmückten Alpe herab kam. Ich dachte an Göthe's Fery und Bätely und an die dazu gehörige Bignette von Lips. — Dicht beym Hause klapperte eine Wassermühle: aber Nachts schweigt sie weißlich.

Am nächsten Morgen viele Wolken, sich senkend bis in die Mitte der am nächsten liegenden Bergwände. Aber selbst so kam mir doch bey dem schönen frischen Grün und den vielen lebendigen Wassern dieß Gebirge viel wirthlicher vor, als das, was ich in früher Jugend zuerst sah, der Harz. Von jener peinlichen Beklemmung, die mich zum ersten Mal ergriff, als das Harzgebirg mich umfing, hatte ich hier gar keine Umwandlung.

Ich schaute beym Kaffeetrinken behaglich aus dem Fenster, über den kleinen Gemüsegarten, auf die immer reißende Arve, die rechts neben mir klappernde Wassermühle und ein paar Häuser jenseit des

Stroms vor Wiesenmatten, die vom Wege durchschnitten wurden. Gerade gegenüber lag jene schöne Alpe mit dunkeln und hellem so frischen Grün, durch welches ein Bergquell sich wand; oben auf derselben einige Sennhütten; doch waren die höheren Theile dieser Alpe in Gewölk unsichtbar. Nach dem Ausgang des Thals zu senkten sich schwere Wolken tief; andere streiften an den Alpenwänden leicht hin. — Ich sehnte mich hinauf in diese Sennhütten, zu euch, ihr in eurer Beschränktheit doch glückliche Menschen! Aber daß irgend ein Zauber diese Verschleierung lösen könne, schien unglaublich, unmöglich. So dicht hingen die Wolken erdwärts, daß es der Sonne durchaus an Kraft zu fehlen schien, sie zu durchbrechen. Die Luft war kühl. Zum Glück hatte ich außer der leichtern Kleidung auch wärmere mit.

Zum andern Effenster hinaus, auf der Seite der Hausthür, schweifte der Blick über die Mühle und einige Häuser auf den nahen Gletscher hin. Der Montblanc aber mit seinen Basallen war in Wolken verhüllt.

Doch bald brach die Sonne etwas durch; einige Wolken lösten sich in Regen. Noch hatte ich einige Hoffnung: wenige. Nach Col de Balme wenigstens konnte ich heute nicht, und nun überhaupt nicht. Denn diese Reise kostet einen ganzen Tag, hin und nach Chamouny zurück. Man kann bis hinauf mit dem Maulthier; auch hinab, letzteres mit Ausnahme

etwa einer Stunde Wegs. Von da hätte ich den Montblanc bey heiterm Wetter in seiner ganzen Größe gesehen, was aus der Nähe an seinem Fuß in Chamouny nicht möglich ist. Sehr gern wäre ich dort gewesen. Im Chamounythal fehlen viele Mittelstufen zur Schätzung der Höhe. Anders auf dem Col de Balme, der selbst schon ein ansehnlicher Berg ist. Bekanntlich ist's mit der physischen Größe wie mit der moralischen. Um das Erhabene einigermaßen schätzen zu können, muß man selbst auf einer gewissen Höhe stehen.

Halb unmutig über das ungünstige Wetter, besuchte ich Mr. Etienne Joseph Carrier, seine Modelle zu sehn. Ich fand folgende: 1) Modèle du Leman, zu 5 Louisd'or; fast 2 Fuß lang, $1\frac{1}{2}$ breit NB. — 2) Les Vallées de Chamouny et Cormayeur, etwa 1 Fuß 6 Zoll lang, 1 Fuß breit, zu 3 Louisd'or. — Ein mittleres desgl. 2 Fuß 4 Zoll lang, 2 Fuß weniger 4 Zoll breit, à 5 Louisd'or NB. — Das größte desgl. 5 Fuß lang, 4 Fuß 3 Zoll breit, wenn ich mich recht erinnere. Für dieß forderte er 15 Louisd'or. — Ich würde am ersten die beyden mit NB. bezeichneten wählen. Sie sind von Holz gearbeitet. Kunstmäßiger gemalt könnten sie seyn. Aber sie geben doch eine klarere Vorstellung als Charten. Die Exemplare werden frey bis Genf an den Banquier Hent sch geliefert.

Als ich eben wieder in die Hausthür des

Wirthshausers trat bedauernd, daß ich hier den König der Berge nur in kleinlichen Modellen beschauen solle, wändte ich mich um, und siehe! auf einmal stand aus den Wolken in der hohen Bläue der Montblanc mit allen seinen Spizen da. So glücklich war ich. — Ich betrachtete ihn nun vor dem Wirthshause mit meinem Ramsden. Besonders verwundert war ich über die großen Eismassen, die ich auf dem Wege zu ihm unterscheiden konnte. Victor Terraz, der selbst auf dem Gipfel des Montblanc gewesen ist, sagte, es gebe allerdings da oben herum Eismassen von wohl 200 Fuß Länge und 50 Fuß Breite. — Der Montblanc selbst und alle seine Nebenhöhen sind bekanntlich mit ewigem Schnee bedeckt. Aber die Aiguillen starrten mit ihren braunen Felsenzacken dazwischen mächtig hervor, und erinnerten an den unverwüßlichen Riesenkörper, den der nie gelbste Panzer von Eis und Schnee verbirgt.

Um zehn Uhr machte ich mich mit Victor Terraz und Marie Besin auf den Weg nach dem Montanvert. Beyde waren zu Fuß; ich ritt auf dem Maulthier. Wir zogen über eine kleine Brücke der Arve, quersfeld ein über das fleißig bearbeitete Thal. An der Seite, die wir verließen, war das Haupt des Brévent in Wollen: darunter der große Alpenhügel Planpraz. Es folgen die Aiguilles rouges: dunkle zackige Klippen, deren Gipfel sich in die Wolken streckt. Ihre Fußgestelle erhalten andere Namen.

Wir zogen nun rechts hinauf auf Frasse, bey dem Dörfchen gleiches Namens. Dahinter zeigt sich der Glacier des Bois, und jenseits desselben der Berg Chapeau. Die Breite des Thals schloß der Col de Balme, oben etwas bewölkt. — Es ging hinauf durch Tannenwald unter Felsblöcken und Baumstümpfen, wo kein char-à-banc mehr fort kann. Hier auch Granitblöcke unter hohen Tannen, von einer einst eingestürzten Aiguille. Das Getöse der Arve tönte herauf, und das Glockengeläut einer Kirche.

Wir befanden uns nun auf einem Hügel, genannt Planat, wenn ich recht hörte, wo wir etwas anhielten, bald auf Schlangenwegen an meist offenen, weiter hinaufzogen. Hin und wieder zierten ihn schöne, zarte Lerchenbäume. Im Thal lag links Chamouny mit seiner hübschen Kirche; ein bewachsenes Inselchen, von der Arve gebildet, davor. Weiterhin die Vereinigung des vom Eisthal kommenden Arveiron und der Arve unter unsern Füßen. Die kleine Halbinsel, die dadurch entsteht, ist nach der Arve zu wohl angebaut, nach dem Arveiron hin mit Tannen und Gestrauch besetzt. Nach der Arve zu liegt dabey das Dorf De praz en haut. Es gab eine freundliche Ansicht. Die Sonne blickte auf das Grün und auf den Schnee, welcher diese Alpenmassen krönte, über denen dann Wolken die höhern Felsenspizen deckten. Die Lawinenwege (Couloirs d'ava-

lanches) laufen wie Aern durch das Grün in mannigfachen Windungen herunter: denn die Lawinen nehmen, wenn sie kommen, das Grün mit, und lassen den kahlen Fels zurück.

Der Blick ins romantische Chamounythal, das nach Südwesten bis nach dem Dorf les Ouches hin sich zeigte, wird auf einige Momente durch Tannen, Lerchenbäume und einige Birken verwehrt. Aber bald öffnet sich wieder die Aussicht auf den Zusammenfluß der Arve und des Arveiron (das heißt wol eigentlich so viel als kleine Arve). Die Farbe des letztern ist etwas verschieden von der Farbe der Arve, doch nur wenig. Er fließt aus dem Eismeer, oder genauer Eisthal, etwa eine Viertelfunde weit, und verliert in der Arve sich und seinen Namen.

Es war wenig über acht Uhr, als ich vom Maul esel stieg, und diesen von Besin zurückführen ließ. Terraz und ich wanderten nun, mit langen, unten mit einer starken Spitze versehenen Stöcken bewaffnet, bis zur Fontaine de Caillet herauf. Hier ruhten wir einige Augenblicke aus, und tranken aus der kühlen Quelle. Ein kleiner Hirtenknabe war uns gefolgt, um zu seinem Vater zu gehn, der oben auf dem Mont-Anvert wohnt. Da dieser uns aber einige Schritte von der Quelle, auf dem Wege herab, begegnete, so ging der frohe Knabe nun mit dem Vater

nach Chamouny zu. Als wir so wanderten, ragte die Aiguille du Goité aus Wolken.

Weiter stiegen wir einen steilen Weg. Oben weideten Kühe. Darunter zu gehn ist zuweilen gefährlich wegen herabfallender Steine. Man muß sich im Nothfall, wenn welche herabrollen, hinter einem großen Fels verbergen, von dem sie dann leicht abspringen. Während wir so fortschritten, fiel wirklich ein Stein, und mein Führer trat auf einen Augenblick mit mir hinter einem größern. Drey Hirtenknaben oben hatten kein Gare! gerufen. Dafür bekam der auch nichts, der mit dem Worte zu mir trat: *Donnez moi quelque chose*. Wir gingen über eine kleine Schneelage, den Rest einer avalanche. — Die Sonne brannte hier; bald aber kamen wir wieder unter Tannen. Dann bey der grande ravine, wo man eilen muß, weil häufig hier Stücke eines blättrigen Felsen herabbröckeln. Es lagen hier manche Steintrümmer.

Wieder Tannenwald. Immer näher der Glacier des Bois vor mir, von seinen Tannen diesseits begränzt, und der Anfang des Eismeers oder Eisthals. Und rechts über dem Tannenwald trat aus den Wolken zu meiner Freude der Granit-Oberlist des Dru von gelbröthlicher Farbe mit breiten Bänden empor.

Als wir noch gingen, fing es an zu schlossen; doch nur wenig. Schon zeigte mir mein Führer den

Pavillon rechts auf Montanvert. Wir waren seinem plateau ganz nahe. Oben ist Rasen.

Ehe ich um mich schaute, that ich einen Blick in eine kleine Hütte von Feldsteinen, die ich oben fand. Darin saß die Hirtin des Montanvert und ihre zwölfjährige Tochter, die ein starkes Kind, das nur drey Monat alt war, im Arm hielt. Die Tochter hatte, wie einige Leute in diesen Thälern, einen Kropf, aber schöne schwarze Augen. Noch war ein etwa zehnjähriger kleiner Ziegenhirt bey ihr; außerdem ihr Bruder fast gleiches Alters. Auf dem weichen Rasen des Pavillons sprang eine muthwillige Ziegenherde herum, versammelte sich auch zutraulich um mich.

Am achteckten Pavillon, der vor einigen Jahren auf Kosten des damaligen Französischen Residenten zu Genf, Desportes, gebaut ist, steht noch auf einer schwarzen hölzernen Tafel die Inschrift: A LA NATVRE. Der Spiegel, der einst über dem Kamin das Bild des torrent gegenüber auffaßte, ist nicht mehr da. Uebrigens ist der Pavillon wieder in zienlich gutem Stande. Die Hirtin oben hat den Schlüssel. Die Hütte von Feldsteinen, die sie selbst bewohnt, mit Schindeln leicht gedeckt, nur so groß als eine kleine Kammer, steht neben Tannen. Etwas höher ist ein ähnlicher Verschlag (in Scherz sonst genannt Chateau de Blair; von einem Engländer, der ihn aufrichtete), jetzt als Kuhstall ge-

braucht. — Auf dem weichen, schönen Rasen wuchs gar reichlich das liebliche rothe Rhododendron (*ferugineum*). Auch fand ich an der Erde bey dem Pavillon ein halbverwelktes Büschel weißes, welches sehr selten seyn soll. Die fünfblättrigen rosenrothen Kelche, oft zahlreich an Einem Stengel, auf den hellgrünen, fast burbaumartig, doch freundlicher, aussehenden Blättern, sind hier eine liebliche Erscheinung. Ueberhaupt erschien mir das Ganze auf dem Arveiron, wie ein Stück aus einer ganz eignen Idyllenwelt.

Aber nun aus dieser beschränkten, der Phantasie gefälligen Scene, den Blick endlich auf eine höhere, größere. Ich sah hinab auf das sogenannte Eismeer: diese ungeheure Masse, die wie einer der breitesten Ströme das Felsthal bey dem Montanvert ausfüllt, und den Namen unfreutig davon hat, daß seine Oberfläche ausfließt, wie wenn nach einem Sturm die zwar noch hohen, doch schon sich abrundenden Wogen des Meers auf einen Zauberschlag zu Eis erstarrt wären. Man wird erinnert an Thomson's poetische Beschreibung des Winters am Nordpol; zumal an die Stelle (Winter, v. 913 f.):

Ocean itself no longer can resist
The binding fury; but in all its rage
Of tempest taken by the boundless frost.
Is many a fathom to the bottom chain'd,
And bid to roar no more: a bleak expanse,
Shagg'd o'er with wavy rocks, cheerless and void
Of every life, that from the dreary months
Flies conscious southward.

Der Ocean kann selber länger nicht
 Der Furie Fesseln widerstehn: gepackt
 In seiner Sturmeswuth vom Frostkoloß,
 Ist er am Grund gekettet klastertief,
 Und soll nicht brüllen mehr; ein bleicher Raum
 Mit Wogenfelsen überstarrt, entblößt
 Von Reiz, von jedem Leben, das bewußt
 Der Schreckenszeit zum Süd entflucht. *)

Man erblickt hier den Chapeau, den Berg gegenüber, den solche Reisende besteigen, welchen der Montanvert zu steil ist, von wo man aber nicht so viel als auf diesem vom Eisthal sieht. Ferner erblickt man les Aiguilles de Bochart. Weiterhin die Aiguille Verte, in den Wolken sich verlierend, die noch höher ist als der Dru, obwohl dieser von hier betrachtet höher scheint. Weiter l'Aiguille du Moine. Dann dem Grunde des Eisthals zu le petit Jorasse und le grand Jorasse; vor letztem den Tacul: aus dem Hintergrund den Obelisk des Géant; endlich die schwarze Aiguille de Charmoz, zu deren Fuß der Montanvert gehört. Am meisten ergriff von diesen Felsenmassen mich das Schauspiel des Dru, der als ungeheurer, fast kegelförmiger Obelisk, gelbröthlich aus Wolken und Dünsten bald mehr, bald weniger hervortrat. Es war ein wunder:

*) So unvollkommen diese Uebersetzung seyn mag, so scheut sie doch nicht die Vergleichung mit der prosaischen von L. Schubart und mit der metrischen von H. A. R. i. e. s., da sie, ohne wesentliche Züge wegzulassen, beyde an Kraft und Kürze zu übertreffen strebt.

barer Anblick. Mir war, als stünde ich im grauen Alterthum, blickend in das Meer vergangener Zeiten, stehend vor einem Werk grauer Aegyptischer Vorwelt. Der bald mehr, bald weniger geläppte Wolkenschleier erhöhte den Eindruck durch Geheimnißvolles.

Vom Dru kommt ein Gletscher, aber meist nur von Schnee. So kommen in jener obern Region am Glacier du Nant blanc zwey torrents. Noch sieht man jenseit des Eismeers drey andere Sturz-
 bäche herunter schießen. Sonnenblicke gewährten zuweilen die sonderbarsten Ansichten; oft erschienen auch über diesen starrenden Felsen spitzen, wie durch tiefe Löcher der Wolken, Ausschnitte des dunkel-
 blauen Himmels.

Ich blickte von Montanvert nach dem Chamounythal zurück. Da sah man ganz am Ende le Dent du Midi de Bex, mit Schnee her-
 überragend aus der Schweiz, wohl 13 lieues von Chamouny; gegenüber aber, jetzt enthüllt, les Aiguilles Rouges und le Brévent. Die schwarzen Felsen spitzen machten mit dem Schnee, und dieser mit den grünen, von den kahlen Lawinenwegen ge-
 äderten Alpen, starke Gegensätze.

Die Luft war scharf. Ein Feuer selbst wäre nicht übel gewesen. Mein Führer war bereit einzuzumachen. Ich ließ es aber gut seyn, und erwärmte mich am mitgebrachten Wein. Zum gleichfalls mitgebrachten Schinken trug die Hirtin Erd-

beeren und Rahm hinzu. Auch der kleine Ziegenhirt brachte sein Körbchen mit Erdbeeren. Ich nahm das ländliche Mahl zwar im Pavillon, doch bey offener Thür, daß ich's sehn konnte, wenn die Wolken mir etwas von den Höhen gegenüber gönnten.

„Aber nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war“, stiegen wir, Terraz und ich, zum Eismeer herab: eine kleine Viertelstunde lang. Sehr wohl that dem Auge hier dicht neben den ewigen Eismassen der üppigste Teppich von Rhododendron, so reich gewebt als man ihn sonst nirgends sieht. Das lebhaftes Rosenroth der Blumenbüschel auf dem kräftigen Grün der Blätter, und ihre hier nicht unterbrochene Fülle macht gerade an dem ewigen Eise einen überraschenden Eindruck. Auch fand ich hier ein liebliches, blaßroth blühendes, fünfblättriges Blümchen auf hellgrünem Moose. Ich nahm ein Stück mit daran hängender Erde mit. Auch unser gewöhnliches Vergißmeinnicht blüht hier in Menge.

Ich stand am Eismeer. Welche Eispalten! wie gähnend! zum Theil so breit, daß mehrere Menschen neben einander auf einmal hinabstürzen könnten in ihre Tiefe. Ein prächtiges Dunkel-Indigoblau zeigte sich in den Spalten, wo die Sonne nicht hindringen kann; sonst schien fast alles Aquamarin. Hie und da rauscht Wasser mit kleinen Fällen hindurch. In sonderbaren mannigfaltigen Formen

schichten sich in verschiedenen Richtungen die Eismassen über einander; auf und ab. Gegen die Mitte senkt sich das Ganze. Lange hallten hineingeworfene Stücke noch im Wasser des Grundes.

Die gewaltige Moraine, über die man herabklimmt (so nennt man bey den Gletschern bekanntlich den Stein- und Schuttdamm an ihren Rändern und an ihrem Ende) ist von grauem Schutt des Primivgebirges. Es stürzten einige kleine Steinhaufen vor unsern Augen.

Als ich mich auf dem Eismeer befand (es war ein optischer Betrug, daß ich mich schon auf der Mitte glaubte, wie man überhaupt so oft im Chamounythal wegen der ungewohnten Größe der Massen sich über die Entfernungen täuscht), da zeigte sich im Grunde der große Jorassus und der Géant, gleichsam als zwey mächtige Eingangspfeiler dieser Zauberwelt. In der Mitte breitete niedriger, aber näher, der schwarze Tacul seinen Berg aus. Der Jorasse und der Géant erhoben ihre Häupter in die Wolken, und wenn diese schwanden, in dunkelblaue Luft. Unter ihnen glänzte der Schnee. Näher rauschten die Wasser. — Warum kam Milton, warum wenigstens Klopstock nicht hieber? Wäre ich ein Dichter, ich wäre längst hier gewesen. Wohl schafft und überfliegt die Phantasie; aber sie schafft glücklicher und überfliegt Höheres, wenn solche Anschauung voran ging.

Nach dem Eismeer hin, und nach den aus demselben emporstarrenden ungeheuern Felsenmassen zu ist nichts mehr von Tannen; überhaupt kein Baum. Selbst bis zum verhältnißmäßig niedrigen Montanvert gehn nur einzelne Fichten. Seine Platte oben ist glatter Rasen. Aber höher hinauf, nach der Aiguille de Charmoz hin, und so überhaupt nach den Aiguillen zu, erstirbt alles Leben. Nur nach unten noch Moos an den Felsen, und Wasser und Schnee, höher alles kahl: allein schwarze Felsgerippe starrend aus dem unvergänglichen Eise und Schnee unerstiegener und unersteigbarer Höhen.

Die Stille wird nur gebrochen, aber gewissermaßen noch fühlbarer, durch's Rauschen der Wasserfälle. Auch hört' ich das Zwitschern eines einsamen Vogels am ewigen Eise; den Namen konnte mein Führer mir nicht sagen. Bey weiterer Nachfrage hörte ich merle nennen. Also eine Amselgattung? Auch erzählte mir Terraz von einem rossignol de montagne, verschieden von der gewöhnlichen Nachtigall. Wie wohl mag es ihr thun, wenn sie am ewigen Eise das schöne Rhododendron findet, oder jenes blauroth, so lieblich blühende Moos. — Doch was träume ich? Ich möchte aber Klopstock die Gefühle einer solchen Berg-Nachtigall in einer so erhabenen Einsamkeit haben belauschen sehn, und aussprechen hören. Das hätte uns wol eine zweyte, aber auch ganz eigene Bardale gegeben.

Es war über fünf Uhr, als wir uns auf den Rückweg vom Montanvert machten. Im Pavillon sind alle Wände betrigelt. Die Gesellschaft ist natürlich sehr bunt, deren Namen übrigens eine frische Lünche bald genug verlißt. Am innern Holz der Thüre standen ein paar allgemeiner bekannte, z. B. Smelin aus Tübingen.

Wir wählten den steilen Abhang la Felia zum Herabsteigen, was wol nicht Jedermanns Sache ist. Gefahr ist zwar nicht dabey; aber in den Knieen fühlt man es lange nach, und ich stieg im Schweiß meines Angesichts; zumal da der Führer trieb. Ich folgte, so rasch ich konnte, seinen Fußtapfen. Er war besorgt, daß, wenn die Ruhe von den Alpen herunter kämen, Steine herabfallen möchten. Am Abhang begegnete uns erstlich die muntere Ziegenheerde vom Montanvert mit ihrem naiven Hirtenknaben, der mir treuherzig die Hand reichte; dann weiter die zwey Albinos, welche in dieser Gegend sich gewöhnlich einfänden. Sie waren eine Zeit lang in England, ließen sich überhaupt in Europa sehn. Der eine sey, hieß es, über 30, der andere 40 Jahr: ihr starkes Haar ist ganz weiß; ebenso die Augenlieder. Das macht, daß man bey dem ersten Anblick sie für Greise hält. Die Iris ihrer Augen, selbst die Pupille, ist rötlich. Sie sehn mit Mühe. Doch waren sie allein hier am Berge, glaub ich. Der jüngere hat geheirathet: das Kind soll ein

hübscher Junge seyn: kein Albino, da die Mutter keine ist. Der Reisende gibt ihnen gewöhnlich ein Almosen; doch betteln sie nicht. — Nachdem wir fast zwey Stunden herabgestiegen waren, setzten wir uns nach 7 Uhr am Glacier des Bois. Verschiedene kleine Wasserfälle, genannt les Cascades des mottes, gießen im grauen Schutt, aus den Felsen nebenan, sich herab. Man hört schon den in der Tiefe hinbrausenden Arveiron. Ich blickte auf die hohen Eismassen des breiten Glacier des Bois, die ins Blaue spielen, und zum Theil grau, von dem mit Steinschutt gemischten Schnee, sich ins Thal herabsenken. Als wir hier gingen, hörten wir den majestätischen Donner einer ziemlich fernen Avalanche.

Da es schon spät war, meinte mein Führer, ich möge mich begnügen, die Quelle des Arveiron mit meinem Ramsden von hier anzusehn. Aber in der Nähe ist ein solches Schauspiel doch etwas anders. Der Detail macht hier, wie in der Geschichte, das eigentlich Interessante. Und man will mitten darin seyn.

Im Schweisse meines Angesichts herabgestiegen, wollt ich die Quelle des Arveiron durchaus in der Nähe sehn. Der Weg dahin war etwas lästig, ging über Steine und Felsstrümmer und Bäche; aber wir gelangten hin. Zuweilen reichte mir Terraz, wie an schwierigen Stellen früher, seine Hand.

Von unten erschienen die Cascades des mottes viel besser: drey neben einander, hervorkommend aus dem grauen Steinsand. Plötzlich zeigte sich, wie die Erscheinung einer frühern Welt, oben im blauen reinen Azur, nur von einigen leichten, vom Abendroth gefärbten Wölkchen umspielt, über dem Glacier des Bois, dieß Mal in seiner ganzen Herrlichkeit, der Dru. Von hier unten erschien er mir jetzt wie der Babylonische Thurm, so wie ich diesen in meinen Kinderjahren in dem Kupfer zu Hübner's biblischer Historie gesehn. Zu diesem Eindruck mochten besonders die Schneewindungen beitragen, die an ihm von unten schneckenartig heraufzuehn schienen, wie die Schneckenwindungen an Hübner's Babylonischem Thurm. Und nun unten über dem Bergwasser die Grotte des Arveiron. Sie wird dieß Jahr nicht so hoch und groß werden, als sonst, weil das Wasser dieß Mal wol an drey Stellen unter den Eislagen hervorströmt, da es sonst zuweilen nur aus einer kommt, wo dann eben die hohe Eisarcade sich prächtig weit wölbt. Immer aber erschien auch jetzt eine bedeutende, fast runde Oeffnung unter der ungeheuern Eislast. Darunter lagen einige gewaltige Eisklumpen, und der Arveiron tobte dort besonders hinaus in das Thal, seiner Arve zu.

Neben dieser erschütternden Winterstene voll Kraft zum Zerstoern wie zum Beleben, ist ein lieb-

licher Lerchenbaumhain. Man geht über eine aus Baumstämmen leicht zusammengeschlagene Brücke des Arveiron, steigt mehrmals über Steine im Wasser hin, kommt dann in ein freundliches Wäldchen. Dort wartete schon seit ein paar Stunden Besin mit meinem Maulthier. Es that mir leid, kein kleines Geld mehr bey mir zu haben, um einer Bäuerin aus dem Dorf bey diesem Wäldchen geben zu können, die, mein Maulthier bemerkend, ein Stück Wegs mir mit Milch und Erdbeeren entgegen gegangen war, wovon ich nun freylich nicht nahm. Wer hätte ihr aber doch nicht gern gegeben? Ich bemerke dieß für andere Reisende, damit sie genug klein Geld mitnehmen.

Der Rückweg im Kühlen auf dem Maulthier that, nach der Ermüdung, mir sehr wohl. Bilder von Ruhe, Stille und Größe umfingen mich. Wunderbare Beleuchtung, Tag und Nacht zugleich, ergoß sich über das große Schauspiel. Alle Gebirge standen klar da: dunkel die Tannen, hell daneben der ganz wolkenreine Azur und der Halbmond. Der Montblanc selbst mit allen seinen Aiguillen lag da oben in voller Pracht der letzten vergoldenden Sonnenstrahlen, und der schöne, lilienweiße Gletscher des Buissons darunter, schon vom Silberlicht des Halbmonds beschimmert. Da waren ganz bestimmt vor mir, wie ich so hinzog, Aiguille de Crepon, die zwey Aiguilles de Blaitière; alsdann l'Aiguille

du Midi; wobey ich denen Recht geben mußte, die in den wunderbarlichen Umrissen jener braunen Felseninken die Form einer Artischocke, einer Nelke u. s. w. entdeckten; ferner Er selbst, der Montblanc, hier sichtlich um vieles höher, als der Dôme du Goûté, der vom Wirthshaus in Chamouny angesehen, durch optischen Betrug, wenigstens eben so hoch scheint, weil er dort näher ist; auch der Dôme du Goûté und die Aiguille du Goûté. Das reinste, schönste, tiefste Blau, das ich je im Leben sah, umfloß die weißen Firnen, und verschwamm dann leise in den lieblichen wolkenlosen Abendhimmel. Ganz fern nur schwebten ein paar vom Abendgold besäumte Schimmerwölkchen als überhüllender Flor, das Schöne durch dünne Verhüllung eines Theils noch zu heben. Im Thale selbst war schon tiefer Abend; an den es einschließenden untern Bergen breite, gewaltige Schattenmassen. Und immer darüber Er selbst, der von der Abendsonne, die dort gern zu verweilen schien, noch angestrahlt Montblanc samt seinem glänzenden Gefolge. Ebenso noch hell beleuchtet der Dru, und, diesen von hinten zu nun deckend, die Aiguille Verte mit ihrer rauhen Gothischen Domwand. Vom Eismeer schimmerte uns noch ein kleiner hervorragender Theil; aber dieser, so wie darunter der große Gletscher des Bois, grünlich weiß.

Immer herrlicher Abfich der dunkeln Tannen;

berge und des Himmels, dessen gesättigtes Blau so tief erschien und so unergründlich an den Höhen ewigen Eises, und lichter an den etwas nähern Bergen, und dann verschmelzend in das Mondesilber und in den letzten Schimmer der Abendröthe; und dagegen auf der nordöstlichen Seite des Thals nach dem Col de Balme zu das fast ungemischte schwächer gefärbte Bergblau; dazu nun von den beyden feiernden Dörschen des Bois und de Praz Heerdenglocken sanft hertönend, und der freundliche Abendgruß der Frauen und Kinder vor den Thüren — das alles will empfunden seyn, beschrieben nicht. Die Stille unterbrach nur das eintönige Rauschen der Arve in meinem Thal. Gottesfrieden kam über mich aus der Größe und Einsamkeit und Stille. Die dumpfe Glocke der Prieuré schlug acht. Süß träumend ritt ich ihr langsam zu, von der Einigung der Arve und des Arveiron an. Ein stilles Herz schlug dankbar Dem, der das Alles schuf, und unsichtbar sich auch hier in ewige Gesetze hüllte. — Auch darin fand ich mich glücklich, daß mir nicht alles auf ein Mal ward; daß erst Nebel war, dann Klarheit. So ward alles geheimnißvoller, inniger, mannigfaltiger, reicher und lieber durch Sehnsucht und Erwartung. Denn so ist der Mensch.

Es war neun Uhr, als ich wieder ins Zimmer meines Gasthofs trat. Der Kellner sagte, indefs seyen Fremde angekommen, vier Damen und zwey

Herren: ob ich mit ihnen essen wolle? Sie wären's zufrieden; er habe sich vorläufig darnach erkundigt: man speise aber sogleich. Ich ging hinauf, den Genuß des heutigen Tages mitzutheilen, an Wesen, die mich verstünden. Ich war hochgestimmt. — Die Gesellschaft oben bestand aus guten Leuten: einem Mann aus Straßburg, zwey Frauen und einer Tochter und Begleiterin. Außerdem ein junger Mann aus Mühlhausen, der mich überreden wollte, mit ihm noch in diesen Thälern herum zu reisen, auch zum St. Bernard (zu dem ich allerdings mit Victor Terraz auf einem Maulthier ziehen würde, kam ich wieder in diese Gegenden, zumal da es die Sache nur von ein paar Tagen ist). Aber mittheilen konnte ich mich dieser Gesellschaft nicht: nur mitessen. Der junge Mann ging am folgenden Morgen mit einem Führer auf den Brévent, um von da den Montblanc in seiner vollen Größe zu schauen, was ich, dem damals asthmatische Beschwerde das Steigen erschwerte, nicht konnte noch wollte; die übrige Gesellschaft aber fuhr in einem Bankwagen (char-a-banc) nach dem Chapeau hin, um von da das Eisenthal bequemer, obwohl weniger vollständig als ich vom Montanvert, zu sehn.

Anderthalb Stunden durch das Alltagsleben aus der hohen Stimmung herabgezogen, kam ich doch einigermaßen wieder hinein. Denn die Sterne funkelten prächtig über dem Montblanc und allen

nahen Höhen. Frisch und rein kam die Nacht herunter. Die Milchstraße zog sich herab mit noch freudigerem Glänzen als in den übrigen auch sehr schönen Sternennächten des Nordens. Es war nicht finster. Die Arve unter meinem Fenster schimmerte noch, als ich um eils zu Bett ging. Victor hat mir gesagt, der Montblanc sey in dieser Jahreszeit bey hellem Wetter nur zwey Stunden dunkel.

Am nächsten Morgen blickte ich früh nach ihm empor. Sein Scheitel war in weißem Dunstbad, von übrigens ganz reinem Weiß (so auch noch um zehn); doch alle übrigen Theile, Dôme und Aiguille du Goûté, und du Midi u. s. w. waren prächtig klar. Der Augenblick des Sonnenaufgangs wurde verfehlt, da Terraz etwas zu spät aufgestanden war; auch bemerkt hatte, der Gipfel sey nicht völlig sichtbar. Auch soll der Sonnenuntergang noch schöner seyn, weil der Montblanc dann mit noch wärmerer Röthe aufglüht.

Am Morgen war nun auch die Aussicht aus meinem Fenster verändert. Denn über den weichen grünen Alpen, über welchen gestern früh schwere Wolken alles unsichtbar machten, drohten nun die braunen Aiguillen, hie und da mit Eis und Schnee bekleidet, herunter in furchtbarem Contraste. Links glänzte bläulich und grün der Glacier des Bois und der Anfang des Eismeers herüber, und rechts (zumal aus dem Eckfenster) die Spizen und Domen

des Montblanc im ewigen Schnee, und herunterkommend unter ihnen der Glacier des Buissons. Der gestrige Morgen mit dem Nebel hatte doch, sagte ich mir nun, auch seinen Reiz: den des Geheimnißvollen. Und was Schiller von den Jugendwegen sagt, könnte man auch von den Pfaden des Glücks sagen: „Zwey sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Freude hinanstrebt“ u. s. w. „Wohl ihm, wen sein Geschick liebend auf beyden geführt!“ — Noch diese Bemerkung: Vom Lieblichen führt auch hier der Weg durch's Große und Furchtbare zum Erhabenen. Von den idyllischen Thälern und sammtgrünen Alpen steigt das Auge durch die braunen, zackig emporstarrenden Aiguillen, zu dem lilienreinen, im ewig heiterem Himmel, weit über den Wolkenrevier emporglänzenden Montblanc.

Um neun Uhr ritt ich, von Besin begleitet, noch einmal zur Quelle des Arveiron im schönsten Wetter, bey vollkommener Himmelsbläue. Mein Führer zeigte mir die Stelle, wo ein Genfer, der mit Vater und Bruder hieher kam, das unglückliche Pistol abdrückte, worauf die Eisgrotte des Arveiron einstürzte, und das Wasser pfeilschnell mit solcher Gewalt heranschoss, daß der eine von den herandringenden Felsstücken zerquetscht und von der Fluth fortgeführt, die beyden andern aber schwer verwundet wurden. Die Stelle scheint weit genug entfernt: bey großen Felsblöcken. M. A. Pictet hat in der

Bibliothèque Britanique, No. 112, den traurigen Fall, zur Warnung für unbehutsame Reisende, erzählt. Abermals schaute der Dra und die Aiguille Verte neben ihm herab; jener königlich, und wie ein Monument. Wenn man sich der Grotte näherte, senkte er sich und zeigte nur die Spitze... Wem bist du, von wem errichtet, du röthlich schimmernder Obelisk am Eismeer, ragend über dem dunkelblau sich spaltenden Eisgewölbe der Quelle des weißfluthenden Arveiron?

Abermals nahm die Kühlung der Lerchenbäume unweit dem Quell, und dann noch kühlender der kleine Wald bey dem Dorf des Bois mich auf. Mein Maulthier hatte ich auch dieß Mal hier lassen müssen. — Auf dem Hinweg von Chamouny war es ziemlich heiß. So besorgte ich, auf dem Rückweg noch mehr von der Hitze zu leiden. Aber alles vergaß ich wieder über den Anblick des Montblanc auf dem Rückweg. Sein Dromedar glänzte in Lichtklarheit, nachdem ein leichtes Wölkchen wie ein Schleier gesunken. Scheint er gleich vom Wirthshause in Chamouny fast weniger hoch, wie der Dôme du Goûte mit dem petit mulet, so läßt doch die Perspective schon auf dem Weg vom Dorf des Bois nach dem Dorf de Praz ihm Gerechtigkeit widerfahren. Das Auge steigt von glänzendem Schneegebirge durch glänzendes Schneegebirg zu Ihm, wie der Geist dort in Diotima's Rede bey Platon im

Symposion vom Schönen durch Schöneres zum Urschönen, gleichsam stufenweise empor.

Ich war um elf Uhr zurück und besah noch bey Joseph Marie Carrier dessen Naturalien cabinet, wozu er ein eignes hölzernes Häuschen gebauet hat. Er gab mir ein gedrucktes Verzeichniß von 68 minéraux de la Vallée de Chamouny et de montagnes voisines: außerdem noch ein geschriebenes. — Auch sah ich bey ihm eine ausgestopfte Gemse, die er für einen Pdr. verkaufen wollte. Ferner ließ ich mir sein Herbarium zeigen. Es sind hundert Blätter mit Alpenpflanzen. Dieses gibt er für zwanzig Liv.; alles portofrey sendend bis zum Banquier Hentzsch in Genf. — Ich nahm wenigstens getrocknetes Rhododendron mit, und eine getrocknete blaue Gentiana. Auch ließ ich mir die Namen sagen von einigen von mir auf dem Montauvert und sonst gepflückten Blumen.

Um 1 Uhr verließ ich auf meinem Maulesel das mir sehr lieb gewordene Chamouny, begleitet von Victor Terraz und Marie Besin. Immer war links über mir der Montblanc mit seinem ganzen Gefolge im Sonnenglanz. Sein Dromedar war ganz klar, zurückgezogen zwar, aber doch von der Höhe erscheinend, daß man auch hier wol mit eignen Augen inne wurde, er überrage alle seine Brüder, einsam thronend. O hätt' ich ihn doch vom Col de Balme noch sehn können! Auf diesen hätt' ich mit

dem Maulthier ganz hinauf reiten können, und bey dem Rückweg etwa nur zwey Stunden zu Fuß zu gehn gehabt. Auf den Brévent hinauf kann man höchstens den vierten Theil des Weges reiten, so wie auf den Arveiron fast die Hälfte.

Eine halbe Stunde war ich schwägend mit Terraz fortgeritten, als ich mein kleineres Perspectiv vermisste. Ich schickte deshalb Besin nach Chamouny zurück und zog weiter. Auf dem Wege sahen wir nun immer die Aiguilles Argentières, durch ihren Schnee allerdings mit silbernen Zinnen sich hinziehend. Dann auch weiter den Dru und Aiguille Verte, letztere sich schon erhebend über dem stolzen hinter ihr. Noch einmal warf ich Abschiedsblicke auf die Aiguillen unter dem Montblanc: Crepon, de Blaitière und du Midi.

Da waren wir dann am Dorf des Bossons. Hier nahm ich einen Bauerburschen mit, um ihm den Maulesel weiterhin zu übergeben. Dies geschah, nachdem ich durch ein Erlenwäldchen gekommen. Ein armer Bauer wanderte mir nach, zeigend ein ärztliches Attestat, das seine Unfähigkeit zur Arbeit bezeugte. Er schwatzte noch mit Terraz im Patois; sagte z. B. *tosol für tout seul, toute sola für toute seule.*

Ich saß während des einige Minuten unter dem Schirmdache eines Backofens, nachdem ich zuvor hingeblickt auf die Eispyramiden des Glacier des

Bossons, die von einer Größe, Weiße und Reinheit sind, wie sie sonst wol nirgends gefunden werden. Es ist ein in seiner Art einziger Anblick, wie diese lilienweißen herrlichen Eismassen herüberraegen über den Wald der Lerchenbäume, wenn man ausschließlich steht auf sie über dem grünen Dunkel.

Wir gingen noch, Terraz und ich, über wohl eingefriedigte Wiesen mit vielen Blumen und Blümchen für honigmachende Bienen. Dem Honig des Chamounythals, ganz weiß, von glänzendem Korn, ohne Schärfe und vom feinsten Geschmack, von Kennzeichnungen vorgezogen dem stärker schmeckenden von Malta und Marbonne, sehr verschieden vom gewöhnlichen Honig der nächstgelegenen Thäler, wie Saufüre¹⁾ bezeugt, fehlen nur Hellenen, um so berühmt zu seyn als der Hymettische. Von den Blumen waren manche vom zartesten Bau und der schönsten Zeichnung; einige, wie von dünnen baumwollartigen Gespinnst überzogen; darunter dufteten auch einfache, blaßrothe, dornenlose Alpenrosen.

Wir kamen an den Lerchenbaumhain; traten auf die Moraine (den Wall von Steintrümmern), und blickten von hier in diesen prächtigen Gletscher hinunter. Die Hauptsache bleibt bey ihm immer die Weiße, Reinheit und Höhe seiner Eiszapfen, die bald pyramidalisch, bald rhomboidalisch u. s. w. über einander stehn und liegen.

¹⁾ Voyages T. II. p. 162.

Das zeichnet diese Gegenden so aus, vor so vielen andern Gebirgs-, z. B. Harzgegenden, daß fast überall hier das Erhabene mit dem Schönen und Lieblichen zusammenwohnt. So erfreute selbst am Eismeer, am Abhang des Arveiron, das schöne Feld von Rhododendron; so die Alpenrosen an den Gletschern; so diese zarten, zartesten Blümchen überall am Fuße des Montblanc. Denn hier geht der Weg zu ihm.

Beim Gletscher des Bossons flog mein Führer, Victor Terraz, vor einem Jahre (1808 am 14. Jul.) mit acht andern Personen (seines Gleichen) zum Gipfel des Montblanc hinauf. Darunter war ein Mädchen, Marie Paradyß, die erste ihres Geschlechts, die den Montblanc bestiegen, etwa dreißig Jahr alt, aus Chamouny. Sie legten den Weg von 18 Stunden in 16 zurück, angerechnet von der Prieuré. Sie hatten schönes Wetter. Nur zwanzig Minuten waren sie auf dem Gipfel. Von da erschien ihnen das ganze Thal Chamouny wie ein kleiner herceau. Oben fanden sie nichts als den ewigen Schnee, umglänzt von der ewigen Klarheit. Nicht einmal Steine sieht man oben. Von lebenden Wesen war das letzte was sie antrafen, eine Biene auf dem Schnee, noch nicht leblos, 1800 Toisen über dem Meer; endlich noch höher ein weißer Pappillon, dem Sterben nah, auch liegend auf dem Schnee: „sur le grand plateau, tout à fait sous

le Montblanc.“ Als ich das hörte, sagte ich seitwärts für mich hin:

Kanntest du, Victor, die Biene? des Menschen strebender Geist war's,

Wissenschaft suchend und Kunst. Aber noch höher gelangt

Seine Seele, das Herz der Seele, zum Ewigen, Reinsten

Auf sich schwingend. Und kommt gleich zu dem Gipfel auch nicht

Schmetterlingsflügel, des weissesten, leichtesten Lichtesgenossen:

Kam am nächsten doch er: starb ihn, den seligsten Tod.

Vom Dorf des Bossons war ich zum Dorf du Mont hinaufgestiegen. Bey jenem steht in einem Kapellchen ein kleines Marienbild.

Wir nahmen den Weg jetzt nicht wieder zum Dorf des Bossons, sondern zum Dorfe Montcuart, wo eine Kapelle ist. Hier war Besin mit meinem Maulesel. Auf dem Rückweg nach Chamouny war ihm schon entgegengekommen die kleine Tochter des Naturalienhändlers Carrier, wo ich mein Perspectiv hatte stehen lassen. Ihr Vater hatte sie mir nachgeschickt. Sie gab es mir selbst in Montcuart. Natürlich bekam sie ein doppeltes Trinkgeld. Hier schied ich von Victor Terraz, zufrieden mit ihm, so wie er mit mir. Ich gab ihm für den gestrigen Tag und für die zwey Stunden nach dem Glacier

des Bossons 9 Liv. Er [war mir „infinement obligé.“

Wir zogen vorbey dem Gletscher Taconnay, der dem Glacier des Bossons ganz nah ist. Beyde sind getheilt durch die Aiguille noire: ein schwarzes Felshaupt. Es war noch nicht vier Uhr. Gegen fünf passirten wir wieder das Dorf des Ouches mit seiner hübschen Kirche; setzten über den torrent de la Gria, nachdem wir schon über ein paar andere, auch über den von Taconnay gekommen waren, welcher vom Gletscher gleiches Namens sich herab gießt. Hinter dem Dorfe des Ouches rief ich dem noch einmal erscheinenden Dru und seinen Nachbarn mein Lebewohl zu.

Als wir die Montagne de la Trappe (wie Besin sie nannte) rechts hatten, öffnete sich die Aussicht auf die Gebirge de Salles und d'Anterne. Auf einige Aiguillen senkten sich Abendwolken. Immer erschienen die Wolken viel weniger weiß, als der Schnee und das Eis in und über ihnen: aber immer bilden sie auch Schatten an den Hauptern der Berge, wenn die Sonne scheint.

Wir waren etwas gestiegen, da drängten sich die Felswände enger zusammen. Die Arve brauste herauf. Hier mußte ich das Chamounythal verlassen. Noch einen Blick auf die Aiguille du Midi, le Dôme und l'Aiguille de Goûté. So blieben die höchsten Berge außer dem allerhöchsten, der gleich

einem Herrscher des Orients nur in feierlichen Momenten seinen Anblick vergönnt, lange im Gesicht. Wahrhaft Großes dauert.

Unter dem Wolfenkranz vor uns im Thal steht ein mit Lerchenbäumen gekrönter Fels; darunter eine kleine Cascade. Der Weg verengt sich unter nicht hohen Felsen, die man mit der Hand abreiben kann. Es sind die Pforten des Thals. Lebe wohl, du herrliches Thal, noch vom Abendstrahl beleuchtet; lebet wohl, ihr Sennhütten — ihr guten Menschen! Du aber, da oben im klaren Himmel über dem Wolfenkranz, Mont blanc, jetzt mir Unsichtbarer, gehab dich wohl, und herrsche, werth daß jetzt eine Abtheilung des großen Reichs nach dir benannt wird, du selbst keinem Kaiser, wie früher keinem Könige zinsbar, über die Länder und Geschlechter der sterblichen Menschen, weit erhaben über ihre Sorgen und ihre Leidenschaften, (doch nicht über ihre höhern Gedanken und Gefühle), noch Jahrtausende so fort!

Wir stiegen die Felsen herab, ich immer auf meinem Maulthier bleibend. Die Arve verbirgt sich unter den Felsen. Gegenüber ziemlich steile Steinwände mit Lerchenbäumen. Man blickt ins Thal von Servoz, das äußerst malerisch in dieser Abendbeleuchtung da lag. Vorwärts und zurück blickend hat man noch einmal die Aussicht in beyde Thäler zugleich.

Die Arve verliert sich ganz unter den immer

höhern Tannen, diesen himmelanstrebenden Massen. Doch fehlt auch hier das Romantische nicht. Denn rechts lächelt über diesen Abgründen die weiße und röthliche dornenlose Alpenrose dem Auge entgegen: Heerdengeläut der Kühe tönt; von oben blicken Sennhütten herab, und selbst von unten her heben sich einige Schindeldächer.

Beide Thäler (das von Chamouny und das von Servoz) sind eine Weile verschwunden. Aber dort und da ragen noch Vorgebirge des Montblanc, und am andern Ende der Unterne. Wir stiegen immer mehr, und die Arve erschien in ihrem tiefen Felsenbett. Wieder öffnete sich dann dem Blick das Thal von Servoz, nun näher.

Ein hölzernes Kreuz ragte vom Felsen; der abschüssige strauchlose Pfad senkte sich endlich. Eine hölzerne Brücke hing tief unten über der Arve.

Ein kleiner Junge von etwa vier Jahren lief mir bittend nach. Er bekam nichts: er sollte nicht betteln lernen. Da kam er noch einmal wieder, ein Blümlein (ein Stiefmütterchen war's) in der Hand, und wollte mir's reichen. Wer hätte nun dem Kinde widerstanden! Doch gab ich ihm nur einen schönen Apfel. Da sah er mich mit großen Augen an.

Hier nahm ich nun, der Abwechslung halber, den Weg von St. Gervais. Die Brücke im Arvetal nach Servoz hin blieb jetzt unberührt. Stattdeswegen, und zwar thurmartig, erscheint von dieser

Seite die verrufene Ruine des Château St. Michel, als auf dem neulichen Wege, doch nur einen Augenblick; weiterhin links ein Gemäuer derselben mit vier Fensteröffnungen.

Wir zogen einen Fußpfad unter kleinen Felsen hinab, die die Aussicht neben uns verschlossen, aber die auf die Berge de Salles und d'Anterra erlaubten. Bald waren wir auch um diese Felsen herum, und schauten nun wieder ins Thal von Servoz, auf welchem die Abendsonne noch freundlich weilte. Aber sogleich waren wir auch unter den Hütten des hameau Rhodogne. Links lag mit Tannen bewachsen la Forclaz; davor Kornfelder. Servoz im gelben Abendlicht blieb rechts. Es folgte ein Stückchen Ebne. An den Tannen floß ein Bach dahin. Mein Esel naschte überall, wo er konnte: doch nur immer einen Mundvoll, und ohne sich aufzuhalten. Die Maulesel sind immer voleurs, sagte mein Führer.

Wir kamen nun in das Thal Charelard, auf einem Fußsteig zwischen Hütten und Zäunen. Mein Maulthier wollte in das kleine Wirthshaus hinein, wo die Wirthin mit einer hübschen, etwa zwölffährigen Tochter mit hellen blauen Augen auf dem Hofe saß. Chars-à-banc können hier nicht gehn. Die Felsen erscheinen blätterig und geschichtet. Wieder ein Bächlein. Vor uns Mont-Dorans. Das Thal ist klein, sehr schmal und wild. Die Tannen

rechts gehören zur Côte de Montfort, die wenigen Einwohner zur Gemeine von Passy. Rechts wieder Schiefergeschiebe. Obgleich es erst halb sieben war, so drang doch die Abendsonne nicht in diese einsame Thalschlucht hinab. — Ich hörte das Brausen der noch unsichtbaren Urve. Wir waren (sah ich nun) an der andern Seite ihres Falls . . . Da ist sie wieder. In zwey Armen stürzt sie donnernd herunter. Grauer Sand schießt von den Seiten gegenüber herab, äußerst sparsam mit wenigem Moos und Gestrüpp bekleidet. Darüber der horizontalstreifige Felsen de Salles. Etwas weiter die Cascade du Lac de Joux, herunter kommend von Chède. Schön stach sein Silber ab gegen das Grau der trüben Urve. Ich hatte diesen Wasserfall von der andern Seite des Wegs nicht sehn können. Der Silberbach theilt sich in mehrere Cascatellen, welche die schwarzen Kiesel umarmen. Er rieselt leise herab, während die Urve nicht weit davon brüllt.

Von der Seite von Chamouny her, ragte die Aiguille du Midi allein noch in Sonnenglanz aus wolkenlosem Azur. Auch in dem nun weit sich öffnenden schönen Thal von Sallenche war keine Sonnenklarheit mehr. Es windet sich von der linken zur rechten in parabolischer Linie herum an der Urve. Da blickte der Mont Joli, von Abendwölkchen umspielt; das übrige Thal durch Alpenhöhen freunde-

lich, und doppelt willkommen nach der Schreckensscene der Urve.

Ich stieg ab, auch nach dem Rath meines beherzten Führers. Denn es sollte einen gewaltigen Felsen im Zickzack heruntergehn. Er nahm das Thier und zog von dannen. Ich blieb eine Weile noch ins Schauspiel des Sturzes der Urve und des Wasserfalls des lac de Joux vertieft. Mein Führer war indeß aus meinen Augen verschwunden. Ich kletterte auf dem Zickzack der Felsenstufen nach. Dieß ist der furchtbare Grappillon de Chatelard. Ich hätte hier für keinen Preis auf dem Maulthier bleiben mögen. Doch ist's eigentlich keine gefährliche Stiege, da es stufenweise in vielen Windungen an den Abgründen, die freylich kein Baum deckt, herunter geht. Wer dem Schwindel unterworfen ist, dem wollte ich das Herabsteigen wahrlich nicht rathen. Der Felsen ist ganz kahl: nur sproßt aus den Steinrigen ein fünfblättriges kleines Sternblümchen mit schwarzen Punkten.

Unten liegen viele Steintrümmer. Da erwartete mich Besin mit dem Maulthier. Nun ging's wieder fort im Urvehal. Rechts war noch die Côte de Montfort, sparsam bebüschet. Ziemlich steile, bröckliche, verwitterte Felsen.

Rechts auch stand in violetten Schattenmassen scharf abgerundet Montagne de Fours; dasselbe, das ich schon neulich Abends bey der Hinfahrt nach

Sallenche sah. Die übrigen höhern Berge links waren geschwunden; man sah jetzt dort nur Alpen. Der Fußsteig ging hier hart an der Urve, am nicht hohen, aber abschüssigen, mit Kieselrümern bedeckten Ufer des Flusses, ohne daß Gesträuch dazwischen war. Ein einziger Fehltritt des Thiers, das ich hier von Vesin führen ließ, hätte mich hinabgeworfen in den reißenden Strom.

Rosenschimmer, ungemein reiner, umglänzte die scharfen Kanten der Montagne de Varens. Die Halbscheibe des Mondes hing als Lampe an der unbedeckten Himmelswölbung. Jenes Rosenlicht floß bis über die Kette der Montagne des Fours. Der höchste Theil, sagte mein Führer, heiße le File. Diese Tinten des wolkenlosen Abendhimmels gehören zum Schönsten, was ich in der Art jemals sah.

Jetzt zeigte sich, in derselben Reihe wie die Montagne des Fours, auch der Mont - Dorans hinter dem Varens in jenem Rosenschimmer. Diese Felsenkette rechts erschien gegen den hellen Himmel ganz wie das Profil von weitläufigen Festungswerken.

Der Mond durchschien nun wirklich diese reine Luft, und versilberte die Wellen der Urve. Wir kamen durch einige Hütten des Dorfs le Plaigne. Abendglocken tönten; die Urve rauschte; im Kornfeld zirpten Heimchen. — Rechts zeigte sich wieder, nun vom Monde beleuchtet, der auf breiter Base

oben an den regulären Seiten pyramidalisch zugespitzte Mont-Joli. Alle Umrisse schwammen endlich schon nächstlich zusammen. Und da erschien noch aus der höhern Welt, in reinerer Höhe heller vom Mond angestrahlt, die Aiguille du Bonhomme (nach dem Dorf Bionnay zu). Wir waren am pont Bonnant, welcher über das Bergwasser gleiches Namens führt, das mit einem Fall, den ich jedoch nur hörte, hinter den bains Gontard vom Bonhomme herabkommt.

Es war über neun Uhr. Frage, ob wir nun gleich nach Sallenche wollten über die Brücke herüber, oder noch (wie ich gleich anfangs mir vorgenommen hatte) nach den bains Gontard, die eine Viertelstunde von der Brücke abliegen, wenn man den Weg am Bonnant hin verfolgt. Mich fröstelte; ich wollte Abendbrot, auch die eaux thermales noch gesehen haben. Wir ritten also hin. Der Weg ging im Gesträuch fort. Ueber dem rauschenden Bonnant waren Felsen. Uebrigens war's schon finster. Wir kamen bey einem kleinen Wirthshause, dann vor ein paar angefangenen Häusern vorbei. Endlich schimmerte Licht. Es war aus dem Gebäude des Bades. Ich hielt, verlangte Wein. Die Leute wiesen mich von einer Seite des Hauses zur andern, bis endlich Herr Gontard, der Eigentümer der Badanstalt, selbst kam. Er führte mich in ein Zimmer, wo eben gespeist wurde. Außer ihm und seiner Frau, einer

Rhoneferin, fand ich am Tisch noch drey Damen. Die eine war eine Engländerin, jetzt Besitzerin der so reizend gelegenen Baronie Prangin, nah bey Nyon am Genfersee; die andere ihre nicht uninteressante Tochter; die dritte, eine ältliche Dame aus Genf. Noch ein junger Mann aus Aubonne. Es gab ein angenehmes kleines Souper, mir gerade willkommen. Die Englische Dame erzählte mir von Schweizerreisen, vom wunderbaren Felsenpaß des Gemmi besonders, und von den lieblichen Borromäischen Inseln. — Nach Tische besah ich noch, von Gontard geführt, die wohl überwölbten warmen Quellen. Es ist außer der ältern noch eine, erst kürzlich von ihm entdeckte, die er mir auch zeigte, welche noch um ein paar Grade wärmer seyn mag, als die früher von Marc-Auguste Pictet untersuchte. Ich steckte in beyde die Hand hinein. Es war starker Schwefelgeruch da unten. — Gegen eilf zog ich von dannen, zufrieden, die bequeme Straße nach Sallenche zu.

Die vorher schwarzen Schattenrisse der Gebirge, des Mont-Dorans u. s. w., waren nun grau, aber immer noch scharf abgeschnitten in der hellen Luft.

Es ging nur noch durch das Dorf Domancy, sonst über Feld. — So zog ich Nachts, unter prächtig funkelndem Sternenhimmel, durch die Thal Savoyens. Nußbäume zeigten sich schon. Es schlug zwölf, als ich Lavin's Gasthof, von dieser Seite das erste Haus von Sallenche, erreichte.

Und vor meinen Fenstern lag er wieder da, der Berg der Berge.

Am nächsten Morgen wurde ich schon um vier Uhr geweckt. Um fünf fuhr die Diligence mit mir allein ab. Hinter St. Martin setzten sich noch zwey Männer ein: ein Nargauer und ein Mann aus Sallenche; weiterhin noch ein Brigadier de Forets, gebürtig aus Carouge, der mir manches von der Jagd in diesen Bergen erzählte. Um drey Uhr waren wir wieder bey Genf. In prächtigem Blau glänzte unter hellem Himmel der herrliche See mir wieder entgegen.

Da ich diese Gegenden zum ersten Mal sah, so faßte und behielt ich wenigstens so viel ich konnte. Auch die radirten, mit Farben ausgemalten Blätter jenes Zaubertals können nur einiges wiedergeben: verhältnißmäßig sehr wenig. Wohl magst du, wie ich that, Rhododendron vom Mont-Arveiron, gepflückt am ewigen Eise, getrocknet mitnehmen in deiner Schreibtafel. Was aber ist die trockne Blume für's Herbarium, gegen die brennende Purpurrothe der saftigen, balsamisch duftenden Kelche, und gegen das frische Grün der glänzenden Blätter? Doch nimmst du es mit. Es erinnert wenigstens lebendiger an das, was sich nicht mitnehmen, nicht beschreiben läßt. Olim meminisse iuvabit.

Brieſe und Brieffragmente.

9.

Viro Clariffimo Carolo Morgenſtern

Jacobus Morellius

s. p. d.

Nescio quo fato, certe tamen iniquo, litteras tuas ante quatuor menses iam scriptas, nunc demum recipio. Nollem, Vir Clariffime, in tam longo temporis intervallo, me negligenter atque inurbane tecum egisse, oborta tibi suspicio esset. Ut primum itaque licet, cum pro litteris humanitatis et officii plenis, tum pro libris egregia liberalitate missis, gratias multas habeo, ac ut olim referre possim, valde me optare profiteor. Quam grati hi mihi acciderint, quaerere noli; Commentationes in primis tuae de Republica Platonis, quibus tantam operi pulcherrimo auctoritatem atque laudem conciliaſti, quantam ex scriptoribus novis certe nemo eidem attribuit. Utinam vero, quod tui potissimum interest, codicibus mss. bibliothecae Marcianae novam operis editionem, quam bene ac sapienter moliris, iuvare possem. Interea tamen ut quaeenam ex iis adiumenta tibi parari possent, quodammodo constet; en de codicibus omnibus indicium.

Codex in Indice impresso notatus No. 184. membranaeus in folio, saec. XV. manu Joannis Rhosi Presbyteri Cre-

tensis, Bessarionis Cardinalis iussu, scriptus, continet Platonis opera omnia, cum scholiis.

Si Cod. No. 185. membr. in fol. saec. XII. Platonis opera quaedam, et de Rep. cum scholiis perpaucis.

Cod. No. 187. membr. in 4. saec. XV. Platonis de Rep. cum scholiis perpaucis, et quaedam eiusdem alia.

Codex absque numero, post impressum Indicem in bibliothecam illatus, membr. in folio, saec. XII. continet Platonis Varia, et de Rep., cum scholiis; sed a libro de Rep. tertio ad ultimum manu saec. XV. est.

Hos mihi codices inspicienti, pro continuatione atque supplementis Indicis impressi, lectiones multo meliores vulgatis non se se equidem obtulere; neque eorum ullus ad Platonis vulnera sananda valde opportunus apparuit: at a capite ad calcem non ii collati a me sunt. Ante duos circiter annos, quoad libros de Rep., codicem 185 contulit Carolus Nürnbergerus Baruthinus, Harlesio nostro admodum notus; a quo, in Germaniam iam reverso, non difficile tibi erit varias lectiones sumptas cognoscere. Codicum 184 et 187 magna consensus est, ut ex eodem fonte uterque immediate manasse videatur: non tamen est alter ex altero descriptus. Scholia in codice 184 et in quarto sine numero eadem sunt, nec tamen ultra initium libri tertii de Rep. procedunt. Ex iis excerpta sunt perpauca quae in Codd. 185 et 187 appinguntur. At Scholia in Platonem omnia, luce sane dignissima, Ruhnkenius, vir summus, modo profert; et impressionem quidem iam coeptam esse ab eo novi. Si itaque operae pretium putas codices hosce Marcianos in rem tuam universim conferri; populari alicui tuo id negotii committe, cui meo omni officio adfuturum esse polliceor. Si loca quae emendatione omnium maxime indigent expendi satis tibi sit; id ut ego ipse faciam curabo. Maiora ne tibi praestare possim prohibeor, cum quod occupationibus assiduus impeditus ego sim; tum quod qui codices Graecos antiquos tractare calleant, Venetiis fere omnino desint. In libellis, rei praesertim philologicae, mittendis a te perhumaniter oblatam operam non ego unquam respuerim; immo rem mihi per-

gratam te in eo facturum esse scias velim; multo vero gratiorem, si opera mea tu quoque in officiis mutuis, quae homines litteratos potissimum decent, utaris. Venetiis VII. Id. Mart. MDCCLXXXVI.

10.

Von Karl Graß.

Rom, am Tage Johannes des Evangelisten, ehemals dem dritten Weihnachtsfeste, 1811.

Theurer Morgenstern,

Ihren im Mai geschriebenen Brief, nebst Einlage von Krause, erhielt ich bereits im August. Er blieb, was gegen meine sonstige Art ist, unbeantwortet, weil ich gerade ein paar Tage vorher an Krause geschrieben hatte; immer aber behielt ich ihn in meinem Taschensuche vor Augen, und da ich ihn nun, im Vertrauen auf Ihre Nachsicht, mit desto größerer Freude beantwortete, so ist in der Verzögerung nichts verloren gegangen, ja Sie bekommen einen Weihnachtsbrief. — Nach einem Jahr hat fast alles Vorübergegangene in dem Herzen seinen bestimmten Platz eingenommen. So weiß ich's jeko auch mit Zuversicht, daß Sie mir sehr lieb gewesen sind, und das kleine lateinische adfuit auf meiner Thür*), die eine Art von Stammbuch vorstellt, macht mir immer Freude... Seyn Sie also von mir herzlich begrüßt, und lassen Sie sich nun wie einen alten Freund einführen in meine stille Welt, und hören Sie, wie es mir geht und gegangen ist, so gut sich's in kur-

*) Ein auf die Stubenthür des Künstlers geschriebenes M. adfuit, als dieser sie zufällig verschlossen fand. H. d. H.

zem fassen läßt. Daneben sollen Sie manches andere erfahren, das Sie interessiren kann.

Bald nach Ihrem Wegflug kam eine Familie Hofmann nach Rom. Hr. Hofmann, ein Mitarbeiter Pestalozzi's, hat nun in Neapel eine Erziehungsanstalt errichtet, die vielen Zulauf hat und besonders auch vom Hofe aus protegirt wird, nachdem ein französischer General Julien ein kräftiger Lobredner jener Methode, über die er ein ganzes Werk geschrieben, geworden ist. In jener Familie brachte ich manchen Abend zu, und feierte mit ihr die Neujahrsnacht 1811, indem ich für Hofmann's Kinder eine Erzählung „die alte Brücke“ (nachmals in Ischokke's Erheiterungen gedruckt) geschrieben hatte. An jenem Abend machte ich die mir theure Bekanntschaft mit einem evangelischen Menschen, Namens Lossius aus Leipzig, und durch ihn bin ich in der Folge mit vielen lieben Menschen, auch Frauenzimmern, in Sachsen in Verbindung gekommen, so daß ich mit neuen Banden der Liebe, an die mir einst und immer so unbeschreiblich theure deutsche Welt gebunden bin. Durch Ischokke's Erheiterungen haben sich mir auch alte Freundschaftsverbindungen vom Harz erneuert, und nun ist's aus und vorbei mit den Italienerinnen, obgleich mir eine die romantischsten Glücksmomente meines Lebens gab, und eine andere mir noch jeko eine Freundschaft gibt, die deutschen Herzen werth ist und zu Erhaltung meines ganzen Charakters unendlich viel beygetragen hat, indem ich die Herzenswelt, das Seyn in Wahrheit, Vertrauen, Liebe im stillen Häuslichkeitsegefühl gesichert wußte. Unter diesen Umständen macht es mir geringen Kummer, daß meine ökonomischen Verhältnisse, durch kleine oder große Verluste bei

Andern, die mir zu zahlen hatten, und durch das Niederliegen des Buchhandels (wodurch auch Cotta in vieler Hinsicht anders gestimmt wurde) beschränkt worden sind; ja, da ich für's erste noch gedeckt war, so nahm ich's mir vor, ein Jahr lang zu leben wie in den Tagen der Kindheit, ohne Sorge für den Gewinn, nur Freude zu suchen, und nichts zu thun, das mir nicht durchaus gemüthlich und natürlich wäre. Ich ging daher, nachdem ich für Ischokke's Erheiterungen mancherley, unter andern einen kleinen Roman: Eginhard's Reise nach Chamouny, Graf Dunkner's Abenteuer, Fridolin und Myrta, für Cotta Roman zweier Fische und dergleichen Schnurrpfeifereien geschrieben hatte, nach meinem alten, seiner Lage wegen noch pro forma existirenden Kloster Palazuola. Dort abgeschieden von allen Verhältnissen mit Menschen..... lebte ich, si magna parvis comparare licet, wie Apollo unter den Hirten, vollendete eins meiner größern Gedichte, die Sage vom Prinzen Johannes (Licht und Sehnen sind das metaphysische bildlich bearbeitete Thema) und trieb mich an den himmlischen Octobertagen auf allen Bergen, ja selbst, wie dort Horazens Sänger im lybischen Wüstenland, im Räuberwald, der Fajoula, umher mit einem armen Holzhauer, und studirte bey ihm Philosophie des Lebens. Ein Fragment dieses Lebens ist unter dem Titel: „Reise zu dem Waldschloß Ariana“ (ara Jani), an Cotta abgegangen. Erst am 16. Nov. kehrte ich über die alte via Appia mit dem Malerkasten unter dem Arm, nach Rom, und malte, bey dem Regenwetter unter einem alten Grabmal sitzend, eines meiner gelungensten Studien, einen Lichteffect in den Sabinen mit der Gegend von Torredimezza via, auf der Straße von Albano. Seit

dem leb ich wie ein Eremit, und sehe außer einem gewissen mir lieben Mann, Zangen, der 9 Jahre lang in Livland war, und Thorwaldsen, Eberhart, Steinkopf, fast keinen Menschen, vollendete aber meine Herbststudien, größtentheils um den Albanersee erhascht, mit Freude und Liebe zu Lebensandenken; Bildern. Denn von diesen Studien will ich mich nicht trennen, da man nur selten so leben kann, wie ich in diesem Jahre lebte. Als einen Abdruck meiner heitern und geordneten Geistesstimmung habe ich eine Epistel vor zwey Tagen geschrieben, die ich für Ischokke's Erheiterungen absende zugleich mit diesem Briefe an Sie.....

Sie müssen mit dieser Darstellung meiner bisherigen Existenz zufrieden seyn, und Sie sehen daraus, daß man noch immer in und um Rom herum, sehr glücklich leben kann. Wirklich abgerechnet die Sicherheitskarten, die man alle drey Monate erneuern muß, spürt unser einer wenig Unterschied, wenn gleich vieles theurer geworden ist. Leute, die aus Rom nach Wien gingen, haben zurückgeschrieben: bey euch sind goldne Zeiten. Möchte es bey Ihnen auch so seyn, wenigstens in Vergleich mit andern Gegenden. — Von dem, was zur Umgestaltung des äußern Roms gehört, z. B. Einrichtung des ehemaligen Pallastes auf M. Cavallo zu einem Kaiserpallast, Niederreißung vieler Gebäude u. s. w., mögen Sie Ischokke's Miscellen zur neuesten Weltkunde und Cotta's Morgenblatt unterrichten. In der Kunstwelt hat sich nichts Ausgezeichnetes bemerkbar gemacht. General Miollis läßt einiges bey französischen und italienischen Künstlern arbeiten. Außerdem werden für den Kronprinzen von Baiern Emblemen von Antiken gemacht. Von neuern Kunstwerken,

die etwas versprechen, nenn' ich Ihnen Vogel's aus der Schweiz: Rückkehr des alten Schweizerheers aus der Schlacht bey Morgarten, Overbeck's Einritt Jesu Christi in Jerusalem, Cornelius' aus Düsseldorf Zeichnungen zu Blättern, die gestochen werden, aus Göthe's Faust. In der litterarischen Welt ist alles stille. Gledke schreibt noch immer auf dem Vatican deutsche Minnesänger ab, und Zangen ver- gleicht alle hier vorhandenen Manuscripte von den Briefen des jüngern Plinius, um, wenn die Arbeit zu einer litterarischen Ausbeute führen sollte, eine deutsche Uebersetzung mit kritischen Erläuterungen herauszu- geben. Es ist gewiß, daß man den Plinius in Rom mit andern Augen, wenigstens mit doppeltem In- teresse, liest. D'Agincourt läßt wie bisher arbei- ten, aber das Werk sieht man hier nicht, während man sich in Frankreich und Deutschland um die ersten 6 Hefte zerreißt. — Von den nach Griechenland Ge- reisten, worunter auch ein Hr. v. Staekelberg war, ist eine Hauptperson, der junge dänische Gelehrte, Koes, in Athen gestorben. Was Hr. v. Ramdohr hier treibt, weiß ich nicht: ich glaube, er schreibt über den neuesten Zustand der Künste in Italien... Von Deutschen, zumal Preussen, ist eine Sündfluth von Baronen, Grafen und Prinzen zur Tiber gekommen. Gestern hat es ein zusammengetrommeltes Künstler- mahl bey Franz gegeben. Berner, der Verfasser Luther's, ist ein eifriger Messiasfan und mitunter Proselytenmacher. Ein schwedischer Künstler, Na- mens Cramer, ist wirklich katholisch geworden. Die Priesterwelt ist übrigens sehr unter die Volkzwei gerathen, aber sie hat alte tiefe Wurzeln, und fest und unerschütterlich steht der Glaube: die Kirche habe

immer bei den Stürmen gewonnen. — Theaterwesen hint. Madame Morandi ist erste Sängerin in Argentinia: alle andere Theater sind geschlossen. — Das Volk klagt viel, aber es hofft doch auf den Mai, indem man den Kaiser erwartet; ich hörte gestern einen aus dem Volk charakteristisch sagen: abbiamo mangiato ogni giorno. Giesu Christo pro- vedera.

Jetzt habe ich Ihnen so viel von Rom geschrieben, daß mir fast der Athem ausgegangen ist. Nun einen Blick auf das kommende Leben. Der Himmel erhalte Ihnen eine frohe Seele und eine stille Welt. Es wäre Schade für Sie, wenn Sie sich bey Ihrem innern Reichthum, in den Paluden der klimatischen Verhält- nisse heruntreiben ließen..... Gegenwärtig ist kein reisender Liv: oder Kurländer hier. Da ich Ihnen nur selten schreiben kann, so will ich mich dies Mal ausschreiben, und namentlich auch von dem reden, was ich in der Welt treibe. Vielleicht gibt es einmal der Zufall, daß Sie irgendwo in eine Saite greifen kön- nen, aus der auch mir eine Freude klingt. Dann trink ich am Ende des Jahres auf Ihre Gesundheit, und sage, ich möge auch die Wohnung verändert haben: adfuit Morgenstern.

Ich trage in meiner Seele ein dunkles Walten, das mich, wo ich ihm kindlich folge, immer recht führt. Daß ich mich in diesem Jahre auf die Malerei warf, kam auch daher, obgleich jeho gar nichts für mich zu gewinnen wäre: aber es ist in meiner Seele geschrie- ben, daß die Kunst mir Brot geben wird, quanto a me basta, und gern denk ich's auch, daß ich auf ket- nerlei Weise meinem Vaterlande mehr Ehre machen könnte, als wenn ich's zu einem honorigen Namen in

der Künstlerwelt bringe. Daß ich die Natur fühle, das weiß ich, am Geiste Gottes fehlt es mir auch, Gottlob! nicht, und da ich bey keinem Meister in die Schule gegangen bin, so sollte ich, wenn ich aus den Dünen herausträme, segeln und fliegen wie ein Schwan der dem Parnasse zustiegt. Meine letzte Arbeit (gezeichnet vollendet, vor einem Jahr angefangen) eine zwei Palm lange, anderthalb hohe Landschaft — eine Ansicht zwischen zwei mit Bäumen einen magischen Bach umschließenden Felsen — im Hintergrunde sind die Negaden — ist mir ganz ausgezeichnet gerathen, so daß ich sagen darf: diese Arbeit thut mir wohl; es ist in ihr der Geist ausgesprochen, und gar kein Nachwerk, sondern nur das waltende, schaffende Gefühl sichtbar. Ich werde dieses Bild, das ich nie eigentlich zu verhandeln denke, behalten, bis ich etwas besseres zu Stande bringe. So muß es ja gehen. Mit dem neuen Jahr will ich ein paar große Bilder als Ehrenbilder malen — vielleicht unter andern den Aetna unter seinen Kindern, den Kratern von Trecastagna mit der Aussicht auf die Küste von Taormina. Diese Bilder sollen sich, irgend einmal ohne mein Zuthun verkaufen, und ich hoffe dahin zu kommen, daß keine meiner Arbeiten verloren seyn wird. — Etwas schäme ich mich, daß ich den Plan hatte, mich mit Niga in eine Verbindung der Verbindlichkeit zu setzen, damit meine besten Arbeiten nach meinem Vaterlande kämen. Ich bin nicht gewiß, ob man mir meine wahrhaft gut gemeinte Idee nicht gemißdeutet hat, und fürchte mich nun fast vor irgend einem Auftrage, der als etwas Freiernes mir der schönste Anruf zum Weiterstreben gewesen wäre. Ich hoffe von Ihnen, edler Freund, so gekannt zu seyn, daß Sie aus Ueberzeugung meine

Verteidigung übernehmen würden, wenn irgend jemand auf meine lautere Absicht einen Flecken bringen wollte. Dann fühl ich mich reich, wie wenn's eine Heze mir zutrüge, und sage zur ganzen Welt: ich bedarf keines Menschen — das heißt, keines Protector's. So lange ich Kräfte habe, und ich habe meine Kräfte nicht vergeudet — so lange werde ich Arbeit schaffen, die mir zu leben gibt, und in der Freiheit den Himmelsflug finden; sollten Unfälle mich treffen, so wird mich die Liebe richten; denn daß ich in der Welt Liebe habe, das weiß ich.

Nun wissen Sie alles, und nun kein Wort weiter. Gott und die Zeit sollen walten, und was mir Gutes kommt, sollen mir die Himmlischen gegeben haben. Da ist meine Weisheit, meine Kraft, mein Glaube. Augurati bene e bene avrai, lehrte mich ein Bettler aus der Mark Ancona.

Theurer Morgenstern, Freund des alten Freundes des Krause, Freund der Griechen und alles Edeln, Schönen und Wahren — ich danke Ihnen, daß Sie nach Rom kamen, und denke mit Freude daran, wie Sie der Geist Gottes leitete, daß Sie durchdrangen. Nun erhalten Sie sich heitere Ruhe des Geistes, und stehen Sie sich oft aus der Menschen- und Convenienzwelt und von allem, in nichtigem Glanz Schimmenden, ans Herz der Mutter Natur.

Ich habe Ihnen geschrieben als ein wahrer guter Freund. Grüßen Sie Parrot und seine Amalie, und den mir sehr lieben Senff — und Glück zum neuen Jahr!

Karl Graß.

II.
 Vom Professor Frähn.

Rasan, 2. November 1813.

Zu Ihren Obeyptischen Beyträgen finden Sie zu Ende dieses Briefs das Verzeichniß der Subscribenten. Unser Hr. Curator, der Kammerherr *Салтыков*, bewilligte ungesäumt auch ein Exemplar für unsere Universitäts-Bibliothek. — Was man Ihnen in Petersburg über ihn gesagt hat, ist in jeder Hinsicht gegründet. Er ist ein äußerst humaner Mann, von sehr feinem Geschmack und ausgebreiteten litterarischen Kenntnissen. Er arbeitet jetzt an einem großen Werk, historisch; geographisch; statistischen Inhalts, über den Kaukasus, in französischer Sprache. Von seiner richtigen Schätzung gelehrten Verdienstes und zugleich von seiner Gerechtigkeitsliebe, haben wir noch jüngst in der Zurückberufung des wackern Litterators und Geschichtsforschers *Зеплин*, der die Stelle der Diplomatik und politischen Oekonomie versehen wird, einen kräftigen Beweis erhalten. Ich besonders freue mich herzlich über die Rückkehr desselben, nicht sowohl weil er ein Landsmann von mir ist, als auch weil seine treffliche Bibliothek und seine wackern historischen Kenntnisse, mir oft zur Zuflucht bey meinen Arbeiten über tatarische Geschichte dienen werden.

Die Ruinen *Вулгар*'s hab' ich gesehn und untersucht. Ich fühlte mich eigen gestimmt, wie ich da unter den ehrwürdigen Trümmern alter verschollener tatarischer Herrlichkeit herumwandelte, und an demselben Orte mich wußte, den einst vor 4 Jahrhunderten etwa der gefürchtete *Тимурленк* mit gewaffneter Hand eroberte. Trotz des zerstörenden Zahns der

Zeit und des zernichtenden Arms der Bewohner des *Дёрсchen's* *Волгари*, das jetzt einen kleinen Theil des ehemaligen ungeheuern Bezirks der Stadt einnimmt, sind noch 4 große Ruinen da, die aufrecht stehen, und es ist eine Freude für's Auge, einen vielleicht ein fünf, vielleicht noch mehrere *Сacula* alten Thurm, schlank und gewunden und ungebeugt noch jetzt in die Luft streben zu sehen, während in seiner Nähe der weit niedrigere und plumpere Thurm einer dabey erbaueten russischen Kirche, kaum 80 Jahre alt, schon jetzt sich zu neigen anfängt. Mein College, der Hr. Prof. *Erdmann* (der sich Ihnen bestens empfiehlt und Ihnen seinen verbindlichsten Dank abstattet), nahm durch die *camera obscura* jede Ruine einzeln auf; der Maler der Universität, Hr. *Krukow*, zeichnete eine Ansicht des Ganzen, und copirte für mich mehrere arabisch; tatarische und ein paar armenische Inschriften. — Mir gefiel es dort unter der Zerstörung so, daß ich nächsten Sommer noch einmal dahin zu wallfahrten gedenke.

Bis ich an die Ausarbeitung der Monographie gehen kann, die *Вулгар*'s Ruinen, dünkt mich, längst verdient hätten, und der ich die vorhergenannten Zeichnungen, so wie mehrere dort vor und nach dem Einfall der Tataren geprägten und von mir erklärten Münzen, in Kupfer gestochen, beysügen zu können suchen werde, — wart' ich noch auf einige Hülfsmittel, die mir abgehen. Ich habe indeß hier eine Skizze des *Pototschen* orientalischen Museums (*Musei orientalis Pototiani levis adumbratio*) in den Druck gegeben, die Vorläufer der, so Gott will, einmal herauszugebenden ausführlichen Beschreibung dieses trefflichen Cabinets seyn soll, und die ich als Brief an die

Herrn de Sacy und Oluf Tychsen entworfen habe. Der Druck geht etwas langsam; denn es ist die Erstgeburts unsrer lateinischen Presse — zum Neujahr hoff ich indes doch die paar Bogen, auf die ich das Ganze reducirt habe, weil ich's auf meine Kosten drucken lassen mußte, fertig zu sehen. Ich werde alsdann nicht verfehlen, mir die Freiheit zu nehmen, und Ihnen die kleine Piece zu überschieken, die, als Erstling der kasanischen lateinischen Druckerey wenigstens, Sie als Litterator interessiren könnte. Die lateinischen Typen sind, wie Sie sehen werden, gut, die tatarischen aber alt und abgenutzt. Zu Anfang des nächsten Jahres wird aber der neue Guß der größern dem Auge des Orientalen so gefallenden arabischen Lettern, will's Gott, beendigt seyn; dann denk' ich auch die gleich mit einem Büchlein: „Abstammung und Leben Dschengischans“, einzuweihen, das ich aus einem im grob-tatarischen Dialekt geschriebenen Manuscript herausgeben will, mehr des Dialekts wegen, in dem bis dahin noch nichts gedruckt ist, als des fast sehr fabelhaften, indes doch auf Sitten und Gebräuche der Mogholen und Tataren manch Licht werfenden Inhalts wegen. Da ich auch die Schrift auf eigene Kosten drucken lassen muß, fühl' ich es bitter, daß der Orientalist mit seinem Fach so isolirt da steht, nichts weniger als an Subscription denken kann, und einen Verleger umsonst sucht, der ihn wenigstens nur für die ausgelegten Druckkosten entschädigen möchte.

Aus dem Zustande bin ich bey den jetzigen Zeiten ohne alle Nachrichten. Indes erhielt ich vor etwa vier Wochen unvermuthet durch meinen Buchhändler wieder ein Paquet vom Hrn. de Sacy. Ich erböthe über die zuvorkommende Gefälligkeit des trefflichen Man-

nes. Es ist das dritte Geschenk, das ich seiner Güte verdanke, ohne daß ich bis dahin im Stande gewesen wäre, ihm meine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Ein Päckchen Orientalien, das ich kurz vor Ausbruch des jetzigen Kriegs an den General L. schickte, wurde bald darauf meinem Beauftragten in Petersburg wieder zurückgegeben, und ob Hr. de Sacy meinen Brief, der fast zu gleicher Zeit directe nach Paris abgehen sollte, mit Ihrer Einlage erhalten hat, bezweifle ich fast. Ich verehere in de Sacy einen Lehrer meiner gereiftern Jahre, Oluf Tychsen war es in jüngern. Hadern möcht' ich oft mit mir selbst, daß ich einst nicht geradezu nach Paris ging, um den Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und von dem zu lernen, der unter allen europäischen Orientalisten unserer Zeit der erste ist, und auch nach seinem Tode noch der erste bleiben wird; ein Mann, dem die arabischen Studien zumal es verdanken, daß sie in kurzer Zeit, mit Einem Mal einen Riesenschritt vorwärts thaten, den andere Wissenschaften oft nur in mehrern Generationen thun konnten. Das Studium der Schriften, die ich von ihm besitze, ist ein wahres Labsal für mich. Jede derselben ist eine Fundgrube tiefer solider Gelehrsamkeit. Aber ich darf es nicht bergen, bey jeder fühl' ich eine Art von Demüthigung; ein Bewußtseyn des Unvermögens, es jemals bis zu dem Grade bringen zu können, wandelt mich an, und setzt mich oft in die unangenehmste Stimmung von Niedergeschlagenheit, daß ich die Hände in den Schooß legen möchte und es machen, wie so mancher andere es macht. Aber doch bekom' ich wieder Muth und Vertrauen zu mir selbst, sobald ich dazwischen Schriften mancher deutschen Orientalisten in die Hände bekomme, und da, so hoch:

gepriesen auch die Männer sonst sind, doch tausend Blößen bey ihnen wahrnehme. In meinen Analectis critico-philologicis ad Scriptores arabicos, von denen ich den liber primus ebenfalls für's nächste Jahr zum Druck bestimmt habe, will ich mein Herz darüber etwas ausschütten und leicht machen.

[Aus einem Brief desselben Gelehrten, vom 12. Jan. 1841]

Ich nehme mir die Freyheit, Ew. Hochwohlgeb. die Erstlinge der kasanischen lateinischen Presse zu übersenden.

Hier bildet sich seit vergangenem Herbst ein neues orientalisches Cabinet, das, wenn es fernerhin in dem Maße, wie bis dahin, zunimmt, eines der ersten und vorzüglichsten in seiner Art werden wird. Es ist das Wänggische, dessen ich in der kleinen Schrift hier und da gedacht habe. Hätt' ich das alles, was ich jetzt davon gesehen und untersucht habe, früher gehabt: ich hätte da in der Abtheilung der Münzen der goldenen Horde manches, was mir damals, als ich schrieb und ich nur erst etwa 4000 Münzen der Art in Händen gehabt hatte, noch dunkel war, aufhellen, manche Fragezeichen in dem Büchlein weglassen und das Richtige hinsetzen, noch manchen Chan aus dem Grabe, noch manche Kaptshakische Stadt aus ihren Trümmern hervorziehen können. Es soll das in Zukunft nachgeholt werden, bis wohin ich mir noch manche Entdeckungen machen zu können verspreche, weil der Besitzer dieses neuen Cabinets, der weitläufige Connerionen hat, zur nächsten Mataview-Messe, mit den Caravanen aus der Bucharey ic. Münzschatze aller Art erwartet. Ich sehe der Zeit mit Sehnsucht entgegen. Indes wird's, hoff' ich, auch bis dahin an

neuen Münzen nicht fehlen; und ich werde es so schon eher verschmerzen können, daß die Akademie der Wissenschaften in Petersburg mir die Entzifferung ihrer orientalischen Münzen — in Abdrücken — wenn gleich schon längst versprochen, bis dahin nicht erlaubt hat.

Es ist aber in Wahrheit ein Ruin für die Augen, so ganze Haufen von oft äußerst unleserlichen Münzen in ununterbrochener Folge durchzusehn. Fast ganze vier Wochen hatte ich mit Abschreiben eines unbekanntesten, aber trefflichen Scholiasten, zu zweyen der herrlichsten Dichterwerke Arabiens, verbraucht, und bey den feinen Zügen des Codex nicht wenig meine Augen angegriffen, als mir zu diesen Weihnachtsferien von dem Hrn. v. Wängg etwa 5000 Münzen der goldenen Horde zum Durchsehen, Sichten, Entziffern und Ordnen gebracht wurden. Ein paar hundert davon hab' ich, meinen Augen zu Lieb, auf eine Zeitlang bey Seite legen müssen.

Während ich mit jenem Manuscript, das mir ein hiesiger Mulla für Geld und gute Worte auf 4 Wochen Lieb, beschäftigt war, hab' ich einmal am Sarge eines Freundes reden, ein ander Mal, bey einer wichtigen und feierlichen Gelegenheit, als Sprecher der hiesigen deutschen Gemeinde auftreten müssen...

In dem für Sie bestimmten Exemplar der Adumbratio finden Sie eine Münze aus Amud (das les' ich darauf), die ich von dem weitgerейsten Armenier, von dem ich Ihnen, irre ich nicht, einmal schrieb und der mit dem größten Theil seiner Münzschatze nach Mataview und von da nach Konstantinopel ging, erhielt. Ich dachte, sie möchte Ihnen vielleicht nicht ganz unlieb seyn....

12.
 Vom Professor, Hofrath Groddeck.

Wilna, 6. Jul. 1813.

Bey dieser Gelegenheit darf ich Sie wol, als Erwiederung Ihres freundschaftlichen Aufrufs, um Ihr Urtheil über eine sehr leichte, aber mir sehr nothwendig scheinende, Veränderung einer Stelle in Demosth. Or. pro Corona ersuchen. Sie steht p. 242 Reisk. und p. 37 ed. Wunderl. Καὶ περὶ μὲν τῶν τότε πραχθέντων ἔχων ἔτι πολλὰ λέγειν, καὶ ταῦτα ἠγούμαι πλεῖν τῶν ἱκανῶν εἰρησθαι. Αἴτιος δὲ οὗτος, ὡς περ ἐωλοκρασίαν τινά μου τῆς πονηρίας τῆς ἐαυτοῦ καὶ τῶν ἀδικημάτων κατασκευάσας, ἢ ἀναγκαῖον ἦν πρὸς τοὺς νεωτέρους τῶν πεπραγμένων ἀπολύσασθαι.

Das letzte Wort gibt freylich einen recht guten, angemessenen Sinn, aber doch weniger zu dem metaphorischen ἐωλοκρασίαν passend, womit κατασκευάσας sehr gut stimmt, selbst nach Suidas: κατασκευάζειν γενιῆ. ἔδος ἦν Θράκιον ἐν τοῖς συμποσίοις, ἵνα, ὅταν πῶσι τοῦ οἴνου, καταχέωσι κατὰ τῶν ἱματίων τῶν συμποτῶν, ὅπερ ἔλεγον κατασκευάζειν. Ich vermüthe daher, daß Demosthenes, um in der Metapher zu bleiben, statt des verdorbenen ἀπολύσασθαι, ἀπολούσασθαι geschrieben habe, was eigentlich lavando se purgare a sordibus, hier aber in figurlichem Sinne, wie das lateinische purgare se, statt diluere, refutare, refellere criminationes gebraucht seyn würde. Der Sinn wäre freylich derselbe; aber der Ausdruck, wie mir scheint, gewählter: Ad quod idem ille me provocavit, suae ipsius nequitiae atque maleficiorum velut faecula me perfundens, de qua propter iuniores aetate purgare me necesse erat. Eine Auctorität

für diesen Gebrauch des Worts ἀπολούσασθαι hab' ich bis jetzt freylich noch nicht auffinden können; aber er scheint so natürlich zu seyn, daß selbst der Mangel derselben an dieser Stelle der Gültigkeit der Vermuthung keinen Abbruch thun dürfte, u. s. w.

13.

Vom Professor P***.

Aboae, d. XV. Oct. n. St. 1814.

.....Parum absuit, ut sollemnium apud nos celebratorum praecipua referre neglexerim. Dixerunt in Programmate memorati Oratores, Wallenius, Eloqu. Prof., d. III. Oct. Suecice, Pippingius, novus Prof. Hist. Litt. d. IV. Latine, Ehrström, civis et alumnus Universitatis nostrae, d. V. Rossico idiomate. Vespertinis dictorum dierum horis erant fenestrae novae aedis Academiae candelis illustratae, et duabus pictis tabulis transparentibus: in quarum una conspiciebatur Atlas orbem stelliferum humeris fortiter sustinens, posito superne versiculo: Tantae molis erat Europae reddere iura, atque infra adiecta Suecana periphrasi: in altera spectabilem se praebet juvenis sagatus, ocluso obseratoque Jani Templo, altera tenens manu duas claves, altera olivam. Supra legebantur haec verba: Positis mitescunt saecula bellis, infra periphrasi Suecana.

14.

Vom Hofrath Böttiger.

Dresden, den 19. Oct. 1814.

....., Noch vor kurzem erfreute und erquickte mich Ihre gediegene Vorlesung, Klopstock als vaterländischer Dichter, ungemein. Ich erinnerte mich dabey, wie der Alte im Jahr 1796, als ich goldene Stunden mit und bey ihm in Hamburg verlebte, oft darüber deutlich unzufrieden war, daß man sein

Bardenopfer auf dem Altar des Vaterlands, seine Bardiere damals fast ganz vergessen zu haben schien. Er hielt sie nicht für unwerth, in den obersten Classen der Gymnasien neben Aeschylus und Sophokles gelesen zu werden, wie er denn überhaupt sein Selbstgefühl unverhohlen äußerte. (Ich habe in der Minerva von 1814, aus meinem damals gehaltenen Tagebuche mehrere Beweise von dem angeführt, was nur die Zwerge um diesen Kolosß Selbstvergötterung nennen konnten). Dank Ihnen für diese neuen ästhetischen und litterarischen Erweckungen, die so zeitgemäß sind!

..... Ich habe so eben volle Gelegenheit, die Vortrefflichkeit Ihrer Bemerkungen über Italien aufs neue schätzen zu lernen, da mir der Auftrag wurde, das Reisetagebuch der edeln Elise von der Recke vom Jahr 1804 — 6 durch Italien, zu revidiren und als Herausgeber zu besorgen. Hätte ich nur auch schon Ihr Rom vergleichen können! Frau v. der Recke wurde überall von Zoega herumgeführt. In so fern hat, was sie niederschrieb, traditionellen Werth...

Durch die neueste verhängnißvolle Zeit ist meine Thätigkeit vielfach beschränkt und unterbrochen worden. Ich mußte mir selbst meinen Wirkungskreis zu erweitern suchen, und nahm daher die Oberaufseherstelle der Antikengalerie und des Mengs'schen Museum, die mir vom russischen Generalgouvernement zugetheilt wurde, ohne alles Gehalt und klingenden Vortheil an — mein nothdürftiges Gehalt habe ich als Director der Ritterakademie, mit welcher das Pageninstitut vereinigt wurde —; ja ich habe den ganzen Sommer über auch ohnentgeltliche Vorlesungen über die Kunst-Mythologie für die Zöglinge unserer

Malerakademie im Vorsaal der Antiken, der zu einem prachtvollen Hörsaal eingerichtet wurde, zur Probe gehalten, um zu zeigen, wie diese Schätze benutzt werden könnten. Da wurde mir auch das Glück zu Theil, der Großfürstin Katharina, der holdesten und lehrbegierigsten aller Prinzessinnen, einen Vortrag halten zu dürfen, den ich dann auf ihre Genehmigung auch drucken ließ und hier beylege *). Es ist das Werk weniger Stunden und will als solches beurtheilt seyn. Mein nächster Plan wäre, einen Catalog unsrer Antiken mit Umrisen, etwa wie die Villa Pinciana, herauszugeben, heftweise, aber mit zureichender Erklärung. Aber dazu gehören noch große Vorstudien. Kömmt' ich doch jetzt diese Säle mit Ihnen durchwandern!

Lassen Sie uns, da nun die Völker sich wieder befreundet umarmen, die Gelehrten sich mittheilen können, einander öfter schreiben und in guten Vorsätzen und Leistungen bekräftigen! Eben schickt mir Hüttner aus London das mir noch neue Memorandum on the subject of the Earl of Elgin's pursuits in Greece. (Edinburgh 1811. 33 S. in gr. 4.) von Hamilton, jetzigem Untersecretär der auswärtigen Angelegenheiten, der Elgin

*) Ueber die Dresdner Antiken-Galerie. Ein Vortrag, gehalten im Vorsaale derselben den 31. Aug. 1814, von C. A. Böttiger, 23 S. 4. Diefem geistreichen Aufsatze, wie ihn nur ein solcher Kenner der Archäologie in so kurzer Zeit schreiben konnte, ist auf dem Titelblatt Niobe in der Dresdner Antiken-Galerie, von Stölzel 1789, nach Schenau's Zeichnung auf Wacker's Anlaß gestochen, zweckdienlich vorgefetzt. A. d. H.

auf der Gesandtschaft nach Konstantinopel begleitete. Daraus lerne ich erst, wie viel Elgin von den Metropolen des Parthenon und andern Denkmalen der Architektur und Sculptur nach London gerettet hat, wo alles jetzt täglich den Liebhabern offen steht. Die Schrift ist gar nicht in den Buchhandel gekommen. . . . Haben Sie des edeln Erzbischofs von Tarent, dem Sie ein so schönes Denkmal im ersten Heft Ihrer Reise gestiftet haben, *Illustrazione di un vaso Italo-Greco*, Neapel 1811 in Quart? Ich besitze durch Millin's Güte eine Doublette. Gern wollte ich sie Ihnen überlassen.

Noch lege ich einige Druckblätter über Siegesmonumente bey aus den Deutschen Blättern, die bisher in Altenburg bey Brockhaus erschienen, und an welchen ich eine Zeitlang großen Theil hatte. . . . Gerhard v. Kugelgen, jetzt zum Professor unsrer regenerirten Akademie der Künste ernannt, grüßt Sie. . . . Mit unwandelbarer Hochachtung und Freundschaft

der Ihrige

Böttiger.

XXIV.

Vermischte Nachrichten

litterarischen und artistischen Inhalts.

10.

Frucht der Liberalität eines Russischen Großen.

So eben (im December 1814) hat die Presse verlassen: Kritische Vorarbeiten zur Geschichte der Russen. Erstes und zweites Buch. Von Joh. Phil. Gustav Ewers. Dorpat, MDCCCXIV. XVI und 349 S. gr. 8., gedruckt zu Mitau, bey Joh. Fr. Steffenhagen und Sohn. Preis 2 Rubel 50 Kopeken S. W. oder 2½ Thaler Sächs. Dieses Buch wird den im Kriege abgebrannten Schulen der Vorstädte von Riga zum Besten verkauft. Hiezüber erklärt der Verfasser S. IX., nachdem er die „Mediceische Freygebigkeit“ des Herrn Reichskanzlers Grafen Rumjanzov gerühmt hat, dem das Werk „in ehrerbietiger Dankbarkeit“ mit vollem Rechte zugeeignet ist, sich selbst in folgenden Worten: „Seiner Antwort, Muster einer ehrenvoll aufmunternden, war

die Summe hinzugefügt, welche der Druck, wie ich ihn wünschte, höchstens forderte“; (Vergl. Dörpt. Beyträge, Jahrg. 1813 S. 199) „und weigerte nur die Genehmigung meines Vorschlages, das Buch in der ganzen Auflage den abgebrannten Schulen der Vorstädte Miga's zu schenken; aber weigerte dieß auch nur, um mir Gelegenheit zu geben, dadurch in seinem Geiste zu handeln, daß ich solchen Vorschlag ausführte. Er erklärte die ganze Auflage für mein Eigenthum, selbst ein einziges Exemplar begehrend.“

II.

Müthel's litterarischer Nachlaß.

Der litterarische Nachlaß des verstorbenen Coll.: Rath's Joh. Ludw. Müthel, ord. Professors des Livl. Rechts und der prakt. Rechtsgelehrsamkeit auf der Dörptischen Universität (Vergl. Dörpt. Beyträge, Jahrg. 1813 S. 217 — 219), ist, so weit derselbe sich auf das Livländische Recht bezieht, dem in diesem Fache durch seine Schriften rühmlich bekannten Livländischen Landrath und Ritter, Herrn Gustav v. Buddenbrock in St. Petersburg, von den Vormündern der unmündigen Kinder Müthel's, den Professoren Jäsche und Meyer, übergeben worden, wogegen Hr. v. Buddenbrock, aus Eifer für sein Lieblingsfach, sich zur künftigen Herausgabe desselben, sowohl zum Besten der Kinder des Verstorbenen, als auch besonders zum Vortheil des Studiums des Livländischen Rechts, um welches der Verewigte sich unvergeßliches Verdienst erworben hat, verbindlich gemacht hat. Die dem Hrn. Landrath von Buddenbrock eingehändigten Manuscripte sind, dem von den Vormündern dem Herausgeber der Dörpt. Beyträge mit-

getheilten Verzeichniß zufolge: 1) System des Livländischen Provinzialrechts, bestehend aus 34 starken Heften. 2) Livländische Rechtsgeschichte, der Ordens-, Polnischen, Schwedischen und Russischen Periode, bestehend aus 31 starken Heften. 3) Livländische Rechtsgeschichte, seit 1710 bis auf Kaiser Paul's Regierung einschließlich, bestehend aus 25 starken Heften. 4) Livländisches Solitärrecht, 25 starke Hefte. 5) Schluß des Livländischen Solitärrechts und Livländisches Gesellschaftsrecht, 34 starke Hefte. 6) System des Livländischen Ritter- und Landrechts, als angestammten Provinzialrechts, 11 starke Hefte. Sämmtliche vorgenannte Handschriften hat Hr. Landrath v. Buddenbrock am 1. Junius 1814 gegen Empfangschein erhalten. — Außerdem befinden sich gegenwärtig auch in den Händen eines der Vormünder, des Hrn. Coll.: Rath's und Professors D. Meyer, von Handschriften des Verstorbenen, dessen Vorlesungen: a) über den Kanzleystil; b) über Meister's Criminalrecht; c) über Feuerbach's System des Criminalrechts; d) über die Römische Rechtsgeschichte; e) Deutsche und kanonische Rechtsgeschichte. — In Hinsicht der in den Dörpt. Beyträgen Jahrg. 1813 S. 218 erwähnten criminalistischen Abhandlung von den Graden der Zurechnung, die der selige Müthel zunächst zu seiner Inauguralschrift bestimmt hatte, als er die juristische Doctorwürde von der Universität Halle zu erhalten hoffen konnte, weil er, nach seiner schon anderweitig berühmten, zuweilen fast ängstlichen Gewissenhaftigkeit, von derjenigen juristischen Facultät, deren Mitglied er

selbst war, diese Würde zu empfangen vermeiden wollte, muß der Herausgeber der Dörpt. Beyträge mit Bedauern berichten, daß sie sich bis jetzt nirgends vorgefunden hat. Nach Halle ist sie nicht gekommen, wie ein an den Herausgeber gerichtetes, vom 2. Junius 1814 datirtes Schreiben des Hrn. D. Woltár, Ordinarius der Juristen-Facultät und ersten ordentlichen Professors der Rechte zu Halle, mit augenscheinlichem Beweise zu erkennen gibt. Sollte sie vielleicht noch in den Händen irgend eines Correspondenten des Verstorbenen seyn, so wird dieser im Namen der Vormünder vom Herausgeber hiemit aufgefordert, das Manuscript an letztern gefällig gelangen zu lassen. Gern würde derselbe durch einen Abdruck in den Dörptischen Beyträgen, an welchen Müchel ohnehin thätigen Antheil zu nehmen sich vorgenommen hatte, dem Scharfsinne seines, von ihm stets sehr hochgeachteten, Collegen ein, vom Berewigten selbst gestiftetes, Denkmal gesetzt haben.

12.

Neumann's Arbeiten über das Russische Recht.

Was die im ersten Jahrg. der Dörpt. Beyträge S. 210, 211, erwähnten Arbeiten des Prof. Neumann über Russisches Recht betrifft, so ist das von im Anfange dieses Jahres der erste Theil des Lehrbuchs des peinlichen Rechts unter dem Titel: „Allgemeine Grundsätze des peinl. Rechts“ in Russischer Sprache in St. Petersburg gedruckt. Der Professor Neumann hat es bey seinen zu Dorpat gehaltenen Vorlesungen, im ersten Semester des J. 1814, zum Grunde gelegt. Für das deutsche Publicum, zunächst

aber auch für die Zuhörer des Verfassers, ist eine Uebersetzung von einem der hiesigen Studierenden, Hrn. von Essen, angefertigt und mit einer Vorrede und Anmerkungen vom Verfasser selbst herausgegeben. Diese Uebersetzung ist in Dorpat, kurz vor dem Abgange des Prof. Neumann nach St. Petersburg, gedruckt unter dem Titel: „Abriss des Russ. peinlichen Rechts. I. Thl. Aus dem Russischen übersezt von Fr. v. Essen“; oder auch: „Allgemeine Grundsätze des peinlichen Rechts. Aus dem Russischen.“

Das Lehrbuch des Russischen Staatsrechts von ebendenselben (in Russischer Sprache), ist ausgearbeitet und wird wahrscheinlich bald gedruckt werden. Seine Bearbeitung der Russischen Rechtsgeschichte wird, so wie er solche gegenwärtig zu liefern gesonnen ist, mehrere Bände füllen. Bey der Bearbeitung der ältesten Gesetze ist er auf mehrere besondere Untersuchungen und Ansichten geleitet, deren weitere Entwicklung und Durchführung, in so fern sie der Bearbeitung der Rechtsgeschichte selbst vorangehen muß, die Ausarbeitung dieses Theils gehindert hat, und leicht noch um einige Jahre verzögern kann. Um eben in Rücksicht auf jene besonderen Ansichten das Urtheil der Kenner noch vor dem Anfange der Arbeit selbst zu hören, übergab er der Akademie der Wissenschaften, bey welcher Krüg bekanntlich dem Fache der Russischen Geschichte mit dem Ruhme tiefer Gründlichkeit vorsteht, im Anfang dieses Jahres eine Abhandlung: „über die Wichtigkeit der Kenntniß und der Bearbeitung des alten Slavischen Rechts für die Erklärung der ältesten Russischen Gesetze und für die Russische und Slavische Geschichte überhaupt.“

Von demselben Verfasser sind erschienen: „Principien der Philosophie und Moral. Ein Fragment. Dorpat, 1814“; und „Principien der Politik. Ein Fragment. Dorpat 1814.“

Die schriftstellerische Thätigkeit des Verfassers ist dadurch vorläufig unterbrochen, daß er, mit besondern Aufträgen Sr. Erlaucht des Hrn. Ministers des öffentlichen Unterrichts, nach Kasan gereist ist.

13.

Engelhardt's und Fr. Parrot's Reise in den Kaukasus.

Die Beschreibung der Reise in den Kaukasus von D. Moriz v. Engelhardt und Friedrich Parrot, ist unter der Presse. Sie erscheint zu Berlin, im Verlage der Buchhandlung der Realschule. Erst jetzt lesen wir in Dorpat die in dem Intell. Blatt der Leipz. Lit. Zeitung Jahrgang 1812. No. 164. und No. 187 von jener Reise gegebenen Nachrichten. Die in No. 164 enthaltene Notiz scheint beyde Reisende für Professoren der Universität Dorpat zu nehmen, was sie nicht sind, und spricht von ausgezeichneten Belohnungen, die ihnen von Sr. Kaiserl. Majestät geworden, worauf sie nie Anspruch gemacht haben. Hr. v. Engelhardt, Mitglied der Livländischen Ritterschaft und sonst Gutsbesitzer, bereiste früher, nach mehrjährigem Aufenthalte in Freyberg, in mineralogischer Hinsicht Frankreich zugleich mit seinem Freunde, Hrn. v. Raum er (jetzt Prof. der Mineralogie auf der Königl. Universität zu Breslau), und ist den Mineralogen Deutschlands und Frankreichs hinlänglich bekannt, obgleich er außer der Schrift: „Fragmente über Mineralogie. I. Heft. Mitau 1810“ und einigen

kleinen Aufsätzen in Zeitschriften, nichts hat drucken lassen. Gegenwärtig privatist er, bald zu Dorpat, bald auf dem Lande. Fr. Parrot, nunmehr Doctor der Medicin und Chirurgie (Vergl. Dörpt. Beyträge, Jahrg. 1813, S. 214, 395), der jüngere Sohn des Coll. R. und Ritters Ge. Fr. Parrot, Professors der Physik zu Dorpat, hält sich gegenwärtig zur Erweiterung seiner medicinischen Studien in Wien auf, wo er sich vorzüglich der Leitung J. P. Frank's erfreut. Seine (in den Dörpt. Beyträgen Jahrg. 1813 S. 233 und 214 schon angekündigte) Preisschrift ist nunmehr (1814) auf Kosten der Universität im Druck erschienen: „Ueber Gasometrie, nebst einigen Versuchen über die Verschiebbarkeit der Gase. — Dorpat, gedr. b. Grenzius. IV u. 89 S. gr. 8. m. 5 Kupfertaf. — In Hinsicht der Kaukasischen Reise darf hier noch bemerkt werden: Hrn. v. Engelhardt's und Fr. Parrot's Wunsch, zu ihrer persönlichen Sicherheit von der Regierung unterstützt zu werden, wurde auf eine ungemein bereitwillige und vollständige Art erfüllt. Die Reisenden hatten Anfangs den Plan, nicht den Kaukasus, sondern die Moldau und Wallachey zu bereisen, um den dortigen Zweig der Karpathen zu untersuchen und ihn bis nach dem schwarzen Meere zu nivelliren. Einige politische Veränderungen in diesen Gegenden veranlaßten sie, diesen Plan aufzugeben und den ältern wieder aufzunehmen, nemlich in den Kaukasus so weit als möglich einzudringen. Bemerkt aber darf hier werden, daß zur Reise in die Moldau und Wallachey Hr. v. Engelhardt, auf lebhaftest Verwendung der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, alle nur irgend zweckdienliche Befehle und Empfehlungen von Sr. Exc. dem Kriegs-

minister, Hrn. General Barclay de Tolly, dem Polizeyminister, Sr. Exc. Hrn. General Balaschov, und vom Minister des Unterrichts, Sr. Erlaucht Hrn. Grafen Kasimovskij, zu erhalten das Glück hatte. — Die Reisenden begaben sich aus dem vorhin erwähnten Grunde schon von Kaminiez Podolsk gerades Wegs nach der Krim, deren Gebirg sie bereiseten, in des Prof. Parrot ihnen von Dorpat aus die nöthige Unterstützung von Seiten der Regierung verschaffen würde. Dieser wandte sich darüber an den Hrn. Kriegsminister Barclay de Tolly (des nunmehrigen Gen. Feldmarschalls Grafen B. de T. Erlaucht), den 10. May 1811, der gleich beym Empfange seines Briefs durch seinen Adjutanten, den Garde-Capitän und Ritter Alexander Klinger (einzigen Sohn Sr. Exc. des Hrn. Generalleut. und Ritters Fr. Max. Klinger: der ausgezeichnet hoffnungsvolle, noch sehr junge Mann starb in Folge der in der Schlacht bey Borodino erhaltenen Wunde zu Moskwa), ihn versichern ließ, daß die nachgesuchten Befehle sogleich ausgefertigt werden sollten. Am 21. May schrieb der Hr. Minister selbst mit einer seltenen Güte und Theilnahme, daß er an den im Kaukasus commandirenden General Titschschew und an den General-Gouverneur von Taurien, Duc de Richelieu, die nöthigen Befehle ertheilt habe, so daß den beyden Reisenden durchaus nichts mangeln solle, was zu ihrer Sicherheit und zur Erreichung ihres Zwecks dienlich sey. Und so fanden es auch die Reisenden auf ihrer ganzen Reise; zumal da auch der Civil-Gouverneur des Taurischen Gouvernements, der wirkliche Staatsrath und Ritter Vorosdin, sie auf alle Weise unterstützte.

Krusenstern's Nachrichten über die Fortschritte der Physik in England. Ihm ertheiltes Doctordiplom.

In folgendem, dem Herausgeber mitgetheilten Schreiben des Weltumseglers, Hrn. v. Krusenstern, der sich bekanntlich jetzt in London aufhält, werden Freunde der Physik einige interessante Nachrichten finden.

„Hrn. Collegienrath und Ritter von Parrot in Dorpat.“

London, den 17. Sept. 1814.

„Ich habe sehr gegen Sie gefehlt, Ihren freundschaftlichen Brief, den ich kurz vor meiner Abreise aus Rußland erhielt, erst jetzt, d. h. nach beynahe vier Monaten, zu beantworten. In Petersburg war es mir unmöglich, da es mir wirklich an Zeit mangelte. Freylich hätte ich es längst von hier aus thun sollen; zu meiner etwanigen Entschuldigung kann ich nur sagen, daß ich von dem schönen Sommer in diesem paradiesischen Lande profitirt habe, und nur wenig in London gewesen bin. Davy ist, wie Sie wahrscheinlich wissen, nach Frankreich und Italien gereist; fast alle Physiker Englands sind ihm gefolgt, Brewster, Leslie, Vlagden. Es ist mir höchst interessant zu erfahren, daß Sie an einer Physik der Erde arbeiten. Leslie, den ich hier auf seiner Durchfahrt nach Paris kennen lernte, ist mit einer ähnlichen Arbeit beschäftigt; die von Horner ist noch nicht erschienen, so daß die Ihrige wohl am frühesten erscheinen wird. Ich erinnere Sie an Ihr gütiges Versprechen, mir sogleich ein Exemplar zu schicken. Ich habe ein Exemplar Ihrer Physik mitgenommen, und werde sie an

Leslie zeigen, sobald er zurück kommt; er ist einer der wenigen Englischen Gelehrten, welche Deutsch lesen. Brewster beschäftigt sich, was Ihnen wahrscheinlich auch nicht unbekannt seyn wird, viel mit der Polarität des Lichts: die letzten Bände der Philosophical Transactions enthalten seine neuesten Arbeiten über diesen Gegenstand. Kennen Sie sein im vorigen Jahre erschienenes Werk: Treatise on new philosophical Instruments? Dieses Werk, so wie das von Leslie: on heat and moisture, glaube ich Ihnen besonders empfehlen zu können. Wollaston hat eine Camera Lucida angegeben, welche sehr einfach und sehr ingenüß ist. Thomas Jones (nicht William Jones), ein Cleve von Namsden und sehr geschickter Künstler, verfertigt Hygrometer von einer Indischen Pflanze, welche er nur allein besitzen soll (*Andropogon contortus*, LINN.); sie sind sehr sensibel. Nicholson hat sein Philosophical Journal aufgegeben und sich mit dem Herausgeber der Philosophical Annals, Hrn. Tilloch, den ich persönlich kenne, verbunden. Auch der Chemiker, D. Thomson, gibt ein physikalisches Journal heraus, welches sehr gut zu seyn scheint. D. Spurzheim ist hier; im künftigen Monate fangen seine Vorlesungen über das Galische System an. Im Januar will ich auf einige Wochen nach Paris reisen. Den verlangten Phosphor werde ich bestellen“ u. s. w.

Krusenstern.

Kurz vor seiner Abreise nach England im Frühjahr 1814 ertheilte die Philosophische Facultät der Universität Dorpat, mit Genehmigung des gesammten Universitäts- Conseils, Hrn. v. Krusenstern das Ehrendiplom eines Doctors der Philoso-

phie, unter dem Decanat des Prof. Parrot. In dem (vom Herausgeber der Dörpt. Beyträge verfaßten) Diplom hieß es: honores ac privilegia Doctoris Philos. ultrò collata esse Viro Illustrissimo, Doctissimo, longè que Celeberrimo, Adamo de Krusenstern, in Classe Imperiali Nauarcho primi Ordinis, scholae tironum nobilium militiae navali praeparandorum Inspectoris vices gerenti, Thalassiarchorum Collegii Petropolitani Assessori, Imperialis Academiae doctrinarum Petropolitanae Sodali honoris causa adscripto, Instituto nationis Francogallicae commerciis literarum iuncto, Ordinis aquilae rufae Equiti primi ordinis maiori cruce decorato, Ordinum S. Georgii quartae, S. Vladimiri tertiae, S. Annae secundae classis Equiti, — Viro per Europam claro, primae per Russos factae circa orbem terrarum navigationis duci peritissimo, opere, quo iter suum candide atque accurate descriptum aequalibus posterisque tradidit, de re nautica, de Geographia, Historia naturali aliisque disciplinis, atque adeo de generis humani cognitione, deque ipsius humanitatis incrementis immortaliter merito, — ut tanti viri gloriae celebrandae ne patria quidem litterarum Universitas defuisse videretur, quae hoc publico summae erga eum suae observantiae documento laudem sibi potius se quaesivisse, quam illi contulisse, minime ignorat —.

Zugleich ertheilte die Kaiserl. Universität zu Dorpat (unter den 25. April 1814) demselben berühmten Seemann und Gelehrten auch das Diplom ihres litterarischen Correspondenten. In diesem (vom Herausgeber der Dörptischen Beyträge verfaßten) Diplom heißt es: Quum Universitates litterariae institutae sint, ut doctrinae artesque liberales in iis non solum doceantur, tradantur, propagentur, sed etiam ipsae Professorum studiis et laboribus angeantur, amplificentur, perficiantur; eam vero ob causam Professorum maxime interesse debeat artior coniunctio quaedam ac consociatio cum viris ingenii felicitate, doctrinae copia, experientiae ubertate

spectatis: Universitas litterarum Caesarea Dorpatensis Illustrissimum et Celeberrimum Adamum de Krusenstern, Philos. Doctorem, rel. rel., primae per Russos factae circa orbem terrarum navigationis ducentum illum peritissimum, Virum doctrinis ingenii solertia, rerum usu, morumque humanitate iuvandis natum, Socium sibi litterarum commercii coniunctum optavit, legit, idque his ipsis literis publice declaratum esse voluit; quae hoc coniunctionis ac necessitudinis vinculo id se consecuturam sperat, ut Vir Clarissimus, vel in Imperii sede gravissimis muneribus fungens, vel posthac quoque in itineribus et reipublicae et communi litterarum commode inserviens, inventa, observata vel animadversa cum Universitate Dorpatensi humaniter communicare, quae ab uno vel altero Professorum Eius indagini ac perscrutationi commendabuntur, quatenus locus tempusque permittent, sollerter indagare ac perscrutari, omninoque Universitatis Dorpatensis utilitatibus litterariis pro virili parte consulere non dedignetur.

15.

Einladung zu Funk's Denkmal.

Unter dieser Ueberschrift ist dem Herausgeber der Dörpt. Beyträge ein bedrucktes Quartblatt aus seinem Vaterlande gekommen, das hier zu wiederholen für ihn Pflicht und Freude ist:

„Funk, — unser liebenswürdiger, unser ehrwürdiger Funk lebt in unserm Andenken, aber nicht mehr in unserm Mitte! Um ihn trauern alle Männer und Jünglinge, die er in einem Zeitraume von Fünf und Vierzig Jahren bildete; — mit ihnen trauert seine Domschule, die Stadt Magdeburg, der Preussische Staat, die Welt und die Wissenschaft; — um ihm trauert Religion und Tugend, die an ihm ein Muster für alle ihr geweihte Gemüther verlor!

Bey seinen Zöglingen, Freunden und Verehrern

folgte dem Schmerz über seinen Verlust sogleich der Gedanke, ihm ein Denkmal zu stiften: für die Stadt Magdeburg auf seinem Grabe — so einfach, wie er selbst war; — und für die Nachwelt durch eine Stiftung zum Besten seiner Domschule, damit er in ihr und für sie auch im Tode noch fortlebe.

Kein Einzelner von seinen Zöglingen, Freunden und Verehrern, so meinte Jeder von uns, — dürfe Einzeln sich die Stiftung eines Denkmals zueignen; — Alle würden sie daran Theil nehmen wollen; — Alle müßten sie also dazu eingeladen werden.

Als Zögling von Funk, und berechtigt durch den mir gewordenen ehrenvollen Auftrag, thue ich dieß jetzt.

An Sie Alle, die Sie mit mir das Glück hatten Funk's Zöglinge, seine Freunde, seine Verehrer zu seyn, ergethet dieses Wort. Lassen Sie uns, ein Jeder nach seinen Verhältnissen und in seinem Kreise, den Beytrag unsrer Theilnahme zeichnen, und Unterzeichnungen sammeln, und diese an den „Verein zu Funk's Denkmal“ senden, welcher in Magdeburg sich bilden wird.

Lassen Sie uns der Nachwelt zeigen: die jetzige große Zeit sey auch dadurch groß gewesen, daß sie ihre ausgezeichneten Männer, den hohen Beruf des Erziehers, und den Werth der Religion und Tugend, dankbar zu ehren verstanden.

Lassen Sie uns, — und das ist die Hauptsache, — unserm Funk ein Denkmal stiften, das seiner würdig sey.

Nicht zu groß müsse das Unternehmen uns dünken! Vertrauen vollendet, was es beginnt.

Halberstadt, den 13ten July 1814.

von Klewitz,

Geheimer Staats-Rath und Civils
Gouverneur."

Sollten in Livland und in Rußland überhaupt, sich Schüler, Zöglinge, Freunde und Verehrer des Verewigten finden, die an Funk's Denkmal Theil zu nehmen wünschten, so würde der Herausgeber dieser Zeitschrift mit Vergnügen Beyträge dieser Art sammeln und dem in Magdeburg sich bildenden „Verein“ zusenden.

In diese Zeitschrift gehört übrigens dieser Artikel um so eher, da Funk mit der Universität Dorpat in so fern in Verbindung stand, als bald nach ihrer Eröffnung, ihre Philosophische Facultät, mit Genehmigung des gesammten Universitäts-Conseils, dem Verehrungswürdigen das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie übersandte, kurz vorher ehe die Theologische Facultät der Universität Halle ihm das Ehrendiplom eines Doctors der Theologie ertheilte. Im Dörptischen, unter dem Decanat des Herausgebers der Dörpt. Beyträge ausgefertigten, Diplom hieß es: honores ac privilegia Doctoris Philosophiae ultro collata esse d. XII. Dec. MDCCCIII, ipso Augustissimi Imperatoris natali — Viro summo Venerando Godofredo Benedicto Funk, Potentissimo Borussiae Regi a consiliis ecclesiasticis, Scholae Cathedralis, quae Magdeburgi floret, Rectori dignissimo, seni de re Germaniae paedagogica immortaliter merito, scripturum paucorum, sed aureorum elegantia claro, disciplinae vere Socraticae eximia praestantia clarissimo.

Inhalt

der ersten Hälfte.

- Zuschrift an Hrn. Hofr. u. Ritter G. Theodor Faber zu St. Petersburg. Statt einer Vorrede. S. III — XII.
- XIX. Etwas zur Beantwortung der Frage: Gab es bey den Alten Belohnungen des Verdienstes um den Staat, welche den Ritterorden neuer Zeit ähnlich waren? Vom Hrn. Staatsrath Heint. Karl Ernst Köhler, Kaiserl. Bibliothekar und Director des Münzcabinetts und der Sammlung geschnittener Steine in der Kaiserl. Eremitage zu St. Petersburg. S. 1 ff.
- Drittes Buch. Belohnungen des Verdienstes in Griechenland. S. 3.
- Einleitung, nebst Uebersicht sämmtlicher Abschnitte des dritten Buchs. S. 5 — 13.
- Erster Abschnitt. Laubkränze. S. 14 — 17.
- Zweyter Abschnitt. Goldene Kränze. S. 18 — 96.
- XX. Joh. Gottl. Fichte's Briefe an Imm. Kant. S. 97 — 124.
- XXI. Ansichten des Pantheismus nach seinen verschiedenen Hauptformen. Eine Parallele zwischen dem Alten und dem Neuen der antidualistischen Philosophie des *By rō Nōy*. Vom Hrn. Collegienrath D. Gottl. Benj. Jäsche, ordentl. Prof. der Philosophie zu Dorpat. S. 125 ff.
- Einleitung. S. 125 — 134.
- I. Historische Darstellung der verschiedenen ältern Hauptformen des Pantheismus. S. 134 — 183.
- XXII. Reise von Genf nach dem Chamounythal. 1809. Vom Herausgeber. S. 186 — 259.
- XXIII. Briefe und Brieffragmente. Geschrieben an den Herausgeber.
9. Von Jacopo Morelli. (Krit. Anz. von Handschriften von Platon's Republik, in der Bibliothek S. Marco zu Venedig.) S. 260 — 262. — 10. Von

Karl Graß. (Seine poetischen und artistischen Beschäftigungen. Nachrichten von Litteratur und Kunst in Rom.) S. 262 — 269. — 11. Von Chr. Mart. Frähn. (Litt. Nachrichten aus Kasan. Bulghar's Ruinen. Silv. de Sacy. Wänggisches Cabinet orientalischer Münzen ic.) S. 270 — 275. — 12. Von Gottfr. Ernst Groddeck. (Krit. Verbesserung einer Stelle in Demosthenes' Rede für die Krone.) S. 276. — 13. Von G. P. (Friedensfeier der Universität zu Abö.) S. 277. — 14. Von Karl Aug. Böttiger. (Klopstock über seine Vardiete. Archäologische Litterarnotizen ic.) S. 277 — 280.

XXIV. Vermischte Nachrichten, litterarischen und artistischen Inhalts. Vom Herausgeber. 10. Frucht der Liberalität eines Russischen Großes. S. 281. — 11. Müthel's litterarischer Nachlaß. S. 282 — 284. — 12. Neumann's Arbeiten über das Russ. Recht. S. 284 — 286. — 13. Engelhardt's und Friedr. Parrot's Reise in den Kaukasus. S. 286 — 288. — 14. Krusenstern's Nachrichten über die Fortschritte der Physik in England. Ihm ertheiltes Doctordiplom. S. 289 — 292. — 15. Einladung zu Gunk's Denkmal. S. 292 — 294.

Druckfehler.

S. 17 Z. 12 ist die nach um auszustreichen. — S. 32 Z. 4 v. u. lies *υπο* — S. 121 Z. 7 v. u. l. autorisiren. — S. 140 Z. 7 v. u. l. *κοινός* — S. 147 Z. 14 l. *σπερματιοίς* — S. 217 Z. 12 und S. 259 Z. 2 v. u. l. du statt de — S. 225 Z. 14 l. am statt an (NB.) — S. 226 Z. 11 v. u. l. eilf statt acht (NB.) — S. 229 Z. 6 v. u. lese nach frost ein Komma. — S. 233 Z. 4 l. nach statt noch — S. 242 Z. 1 v. u. l. Dome statt Domen.

In der zweyten Hälfte des Jahrg. 1813 ist noch zu verbessern: S. 333 Z. 10 v. u. l. der statt den — S. 330 Z. 7. l. Militär. Waisenhause statt zweyten Landcadettencorps, und füge nach St. Petersburg hinzu: als Director. Z. 8 l. Obrist statt Obristlieutenant — S. 332 Z. 7. l. sein statt seinen — S. 425 Z. 9 l. Illustriss.

Dorptische Beyträge

für

Freunde der Philosophie,
Litteratur und Kunst.

Herausgegeben

von

Karl Morgenstern.

Jahrgang 1814.

Zweyte Hälfte.

Dorpat,

auf Kosten des Herausgebers gedruckt bey J. C. Schünmann,

Leipzig,

in Commission bey P. G. Kummer, 1815.

Etwas zur Beantwortung der Frage:

Gab es bei den Alten Belohnungen des Verdienstes um den Staat, welche den Ritterorden neuer Zeit ähnlich waren?

Drittes Buch.

Dritter Abschnitt.

Gemälde und Bildnisse.

Die Ehre in Vollbringung einer glänzenden That auf einem Gemälde, an der Wand eines öffentlichen Gebäudes, vorgestellt zu werden, gehört zu den von den Griechen selten ertheilten Belohnungen. Nicht etwa weil ihnen diese Auszeichnung zu bedeutend erschienen; vielmehr ist es wahrscheinlich, daß ihre Vorliebe für Werke der Plastik den meisten Antheil an der Nichtanwendung der Geschichts-Malerei zur

Verewigung großer Thaten ihrer Mitbürger hatte. Diese entschiedene Vorliebe aller Griechen für die Plastik, war eine Folge ihres öffentlichen äußeren Lebens; das häusliche in sich gekehrte, das an dessen Stelle in neuern Zeiten getreten ist, und unser Glaube, haben allen plastischen Sinn verdrängt und desto mehr die Malerei begünstigt *), die aus demselben Grunde vormals der Plastik so sehr nachstand.

Diese Ehre erhielt Miltiades auf dem Gemälde der Schlacht von Marathon in der Stoa Pötile zu Athenä, vom Bruder oder Brudersöhne ¹⁾ des Phidias, Panänus, gemalt. Hier kämpfen die Bóter aus Plataä und das Heer der Athenäer mit den Persern, auf der einen Seite mit gleicher Kraft; in der Mitte des Treffens aber fliehen die Perser und drängen einander in den Sumpf. Das andere Ende des Gemäldes zeigt die phönikischen Schiffe, die sich hinein stürzenden Perser, und die sie mordenden Griechen ²⁾. Miltiades, der auf diesem Bilde gern seinen Namen geschrieben gesehen hätte und darum gebeten hatte, erhielt, als Oberfeldherr, nur den ersten Platz vor den übrigen gleichfalls dargestellten

*) Man sehe hierüber die nirgends so schön entwickelte Darstellung in Jacobs Schrift: Ueber den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken, S. 71 — 76.

1) Strab. Geogr. L. VIII. p. 543. A.

2) Pausan. Att. c. XV. §. 4. p. 55 — 56.

gehen Anführern, doch ohne Aufschrift seines Namens. Miltiades war abgebildet, wie er die Truppen zum Kampf ermahnte ¹⁾. Man darf vermuthen, daß die Athenäer damals, als dem Miltiades diese Auszeichnung zugesichert ward, sehr eifersüchtig auf Einzelnen ertheilte Auszeichnungen, die übrigen gehen Anführer sehr gern neben dem Feldherrn Miltiades sich gemalt dachten, weil dadurch die demselben erwiesene Ehre in etwas vermindert wurde. Wenn gleich alle Anführer der Athenäer auf diesem Schlacht-Gemälde vorgestellt waren, so lag es doch in der Natur des Kunstwerkes, daß nur einige der durch diese Bildniß-Gestalten Geehrten vorzüglich ins Auge fallen konnten. Diese waren Miltiades, Kynägirus und der Polemarch der Athenäer Kallimachus ²⁾. Unter den Feinden bemerkte man die

1) Aeschin. Orat. adv. Ctesiph. p. 575 — 576. Corn. Nep. Milit. c. VI. p. 50. Pausan. Eliac. I. c. 11. §. 2. p. 47.

2) Pausan. Att. c. XV. §. 4. p. 56. Cf. Herodot. L. VI. c. 114. p. 491. l. 83. Plin. N. H. L. XXXV. c. 34. p. 438 — 439. Ed. Franz. Plinius nennt hier den Kynägirus unter den Anführern; war er dies wirklich und hat sich Plinius hier nicht geirrt, so darf er nicht mit dem gemeinen Krieger verwechselt werden, der denselben Namen führte, und dessen That so gerühmt wird. Uebrigens ist es nicht unwahrscheinlich, daß Kynägirus auf dem Gemälde des Panänus abgebildet war, obgleich Pausanias nichts davon meldet, und daß der hier abgebildete Kynägirus wirklich keiner der Anführer, sondern vielmehr der Unerstickene und Kühne

Oberanführer Datis und Artaphernes, den Neffen des Königs Darius ¹⁾). Außerdem hatte Panänus, als Dichter in seiner Kunst, einige Gottheiten und Heroen als Theilnehmer an dieser großen Begebenheit dargestellt. Hier war der Heros Marathon, von dem das Schlachtfeld seinen Namen hatte, zu sehen; hier stieg der ehrwürdige Theseus aus der Unterwelt herauf; dort schaute man Minerva die Schutzgöttin von Athenä, und Hercules, die von den Marathoniern am höchsten verehrte Gottheit. Auch der Heros Echetus, der in dieser Schlacht so kräftig gewirkt hatte, war vom Künstler nicht vergessen worden ²⁾).

war. Herr H. Böttiger hat in seinen reichhaltigen Ideen über die Archäologie der Malerei sehr ausführlich und belehrend von diesem Gemälde gehandelt (S. 246. f.). In einigen Nebendingen aber sehen wir uns genöthigt, uns von dieses Gelehrten Vorstellung zu entfernen, unter andern in dem was die Anordnung desselben betrifft.

1) Plin. l. c. Cf. Herod. L. VI. c. 94. p. 481. l. 62. et L. VII. c. 74. p. 542. l. 21.

2) Pausan. Att. l. c. et c. XXXII. §. 3. p. 125 — 126.

Plutarch. Thes. c. XXXV. p. 73. Die Schlacht bei Marathon scheint in der Folge vielfach ausgeschmückt worden zu sein, indem dabei noch viele andere Gottheiten den Griechen sollen erschienen sein und Theil an dem Gefechte genommen haben (Cf. Wernsdorf in Himer. Orat. II. §. 22. p. 404 — 405). Was der Sophist Sopater (ant. Rhet. Aldi, p. 340.) davon sagt, gehört zu den größten Abgeschmacktheiten. Dergleichen elendes Sophisten-Geschwätz verdient nicht beachtet

Ob die Vorstellung der Schlacht bei Marathon, eine erhobene Arbeit von zwei Ellen, welche Attalus auf der Akropolis geweiht hatte ¹⁾, dem Gemälde des Panänus ähnlich war, ist unbekant. Daß Miltiades aber eine ausgezeichnete Stelle darauf einnahm, ist sehr wahrscheinlich.

Wenn gleich über das Gemälde der Schlacht von Marathon so manches schon geschrieben ist, so hat doch niemand versucht, die Zeit, zu welcher es entstand, zu bestimmen; eine Frage, deren Beantwortung aber schon in Hinsicht dessen, ob Miltiades das Gemälde vollendet sah, für gegenwärtige Untersuchung des Nachforschens werth ist. Zuerst bemerken wir, daß Miltiades bei dieser Auszeichnung auf dem Gemälde abgebildet zu werden, bloß durch das Zuerkennen dieser Ehre belohnt ward. Das Schlachtgemälde selbst sah er nicht. Denn kaum ein Jahr nach dem Tage von Marathon, starb der hochverdiente und verehrte, aber gefürchtete Mann im Gefängnisse ²⁾. So wenig wahrscheinlich es nun schon an sich seyn würde, daß die Athenäer innerhalb

und neben die Aussagen der frühern Schriftsteller gesetzt zu werden. Diese Sophisten enthalten zwar auch für unsere Armuth manche brauchbare Nachricht und schätzbare Winke, aber ihre Anwendung setzt eine strenge Beurtheilung voraus.

1) Pausan. Att. c. XXV. §. 2. p. 93 — 94.

2) Corn. Nep. c. VII. p. 52 — 58. Plutarch. Cim. c. IV. p. 177.

des ersten Jahres nach der Schlacht, wo sie mit so vielen andern wichtigen Staatsangelegenheiten umgeben waren, an die Ausführung dieses Gemäldes hätten denken können, so stehen einer solchen Meinung noch bestimmtere Gründe entgegen. Die Schlacht bei Marathon fiel im dritten Jahre der 72. Olympias, 490 vor unserer Zeitrechnung vor. Phidias starb 58 Jahre nachher, im ersten Jahre der 87. Olympias, 432 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Nimmt man an, daß Panänus des Phidias Vatersbruders Sohn war, oder sein Bruder, so konnten beide zur Zeit als die Schlacht vorfiel, noch nicht als große Künstler bekannt sein, folglich Panänus auch nicht einen so ehrenvollen Auftrag erhalten. Macht man aber mit dem Strabo ¹⁾ den Panänus zum Neffen des Phidias, so ist es wahrscheinlich, daß er am Tage der Schlacht noch nicht geboren, oder noch ein Knabe war. Die Stoa Pöfike konnte von Panänus also nicht in dem kurz auf die Schlacht folgenden Jahre gemalt werden. Aber es läßt sich die Zeit, wo Panänus dieses Bild verfertigte, mit aller Sicherheit in eine viel spätere Zeit, lange nach dem Kriege des Xerxes, verlegen. Denn es sagt Pausanias ²⁾, daß die dem Aeschylus im Theater zu

1) Geogr. L. VIII. p. 543. A.

2) Att. c. XXI. §. 3. p. 77: Τὴν δὲ εἰκόνα τοῦ Αἰσχύλου πολλὰ τε ὕστερον τῆς τελευταίας δοκῆ ποιηθῆναι τῆς γραφῆς, ἢ τὸ ἔργον ἔχει τὸ ἐν Μαραθῶνι.

Athenä gesetzte Bildsäule lange nach dessen Tode, und nach dem Gemälde von der Schlacht bei Marathon, errichtet wurde. Das Gemälde des Panänus muß daher nothwendig nach dem Anfange der 81. Olympias, nach dem Jahre 456 vor unserer Zeitrechnung, in welchem Aeschylus starb, oder nach dem 34. Jahre nach jener Schlacht, gemalt worden sein. Weil Pausanias den Tod des großen Dichters zuerst, die Fertigung des Bildes aber nachher erwähnt, so ergibt sich offenbar, daß diese später als jener statt fand; denn hätte Pausanias die Fertigung des Gemäldes, als vor des Dichters Ableben geschehen vorausgesetzt, so wäre die Erwähnung desselben an dieser Stelle völlig überflüssig, ja sogar verwirrend, und Pausanias würde ihrer dann hier gar nicht gedacht haben. Im Gegentheil kann des Pausanias Meinung, nach der natürlichsten Auslegung seiner Worte, nur folgende gewesen sein: „ich halte dafür, daß die Bildsäule des Aeschylus lange nach seinem Tode, und sogar nach dem Gemälde das die Schlacht von Marathon vorstellt, gemacht worden sei.“ Daß dieses der wahre Sinn dieser Worte ist, bekräftiget sich zum Ueberflus durch die Angabe des Plinius, welcher als ausgemacht versichert, daß Panänus in der 83. Olympias blüdete, oder sich hervorthat ¹⁾. Da nun Kimon im dritten Jahre der 77.

1) N. H. L. XXXV. c. 34. p. 455.

Olympias im Jahre 470 vor unserer Zeitrechnung angefangen hatte, Athenä durch prächtige Gebäude und Malereien zu verschönern ¹⁾, am Ende der 82. Olympias im 449. Jahre vor unserer Zeitrechnung aber starb, so entsethet hieraus, da uns bestimmte Angaben mangeln, sehr viel Wahrscheinlichkeit daß, weil Kimon zu seinen Unternehmungen sich des Rathes und der Hilfe seines Freundes, des Polygnotus von Thasos, bediente, die Gemälde dieses großen Künstlers in der Pöfite ²⁾ früher ausgeführt worden, als die Schlacht von Marathon von der Hand des Panänus ³⁾, obgleich Plinius ihn, den Polygnotus, in die neunzigste Olympias setzt ⁴⁾; und daß Panänus, wenn er dieses sein Werk nicht etwa in den letzten Jahren des Kimon vollendete, es in der Zeit gefertigt habe, in welcher Perikles, das was Kimon unternommen weiter führend, so viele Sorgfalt auf die Verschönerung von Athenä verwandte. Perikles starb im Jahre 429 vor unserer Zeitrechnung; das Jahr vorher verwüstete die Pest Athenä: es folgt also, daß die Schlacht von Marathon nur zwischen

1) Böttigers Ideen zur Archäologie der Malerei, S. 274 — 275.

2) Plutarch. Cim. c. IV. p. 178.

3) Herr H. Böttiger ist in seinem vortreflichen Werke über die Malerei (A. a. D. S. 247 — 248.) auch derselben Meinung, aber ohne genauere Angaben der ihn dazu bestimmenden Gründe.

4) N. H. L. XXXV. c. 35. p. 439.

den 25 Jahren von 456 bis 431 vor unserer Zeitrechnung, vielleicht gar während der 17 Jahre vom Anfange der 83. Olympias bis zum zweiten Jahre der 87. gemalt seyn konnte. Denn die nachfolgenden 30 Jahre verhinderte der peloponnesische Krieg und andere Unruhen die Athenäer, an Verschönerung ihrer Stadt zu denken; auch war Panänus nach dem peloponnesischen Kriege schwerlich noch in Kraft oder am Leben. Die von Pausanias erwähnte Bildsäule des Aeschylus, mit denen des Sophokles und des Euripides im Theater zu Athenä aufgestellt, war erst geraume Zeit nach dem Gemälde des Panänus errichtet worden. Nur darf man diesen Zeitraum nicht zu groß annehmen, weil sich dieselbe sonst der, zu welcher dem Astydamas, dem Urenkel der Schwester des Aeschylus, eine Bildsäule gesetzt wurde, zu sehr nähern würde. War daher des Aeschylus Standbild nicht schon vor des Perikles Ableben errichtet, vor Ol. 87. 4., 429 vor unserer Zeitrechnung, so ward sie es gewiß binnen dieser Zeit und Ol. 95. 2., 399 vor Ehr., wo Astydamas zuerst mit seinen Trauerspielen auftrat ¹⁾, welcher späterhin wegen des Parthenopaus mit der Aufstellung seiner Bildsäule geehrt ward. Hieraus erhellet offenbar, daß die den drei größten tragischen Dichtern vom

1) Diod. Sic. L. XIV. c. 43. p. 676. l. 49. Diog. Laert. L. II. segm. 43. p. 106. et Menag. Observ. p. 96.

Nedner Lykurgus gesetzten Bildsäulen ¹⁾ nicht mit jenen von Pausanias erwähnten verwechselt werden dürfen. Die Standbilder, welche Lykurgus errichtete, gehören ohngefähr in das Jahr 357 vor unserer Zeitrechnung, um das 100. Jahr nach des Aeschylus Tod, oder das 50. nach dem Ableben des Euripides.

Es ist oben schon bemerkt worden, wie undankbar die Athener gegen ihren vortreflichen Themistokles gewesen, auch mit welcher Freigebigkeit die Verdienste dieses großen Mannes vom Könige von Persien belohnt worden waren. Nach seinem zu Magnesia erfolgten Tode empfand Athenâ Reue über den Kalt Sinn, mit dem sie den so hoch verdienten Staatsmann und Feldherrn belohnt hatten. Des Themistokles Verwandte brachten die Gebeine desselben nach Athenâ, seine Kinder kamen zurück und weihten zu Ehren ihres Vaters, im Tempel der Minerva auf der Akropolis, ein Gemälde, auf welchem Themistokles vorgestellt war ²⁾. Obgleich dieses Bild nicht auf Kosten des Staats gefertigt und nicht mittelst eines gesetzlichen Beschlusses des Volkes aufgestellt worden war, ihm also dieses wesentliche Stück eines öffentlichen Verdienst-Gemäldes mangelte: so gehört es dennoch nicht minder in diese

1) Plutarch. Vit. Lycurg. in Vit. X. Rhet. c. VII. p. 377.

2) Id. ib. c. I. §. 2. p. 4 — 5.

Classe von Gemälden, auch schon wegen des so ehrenvollen Platzes, den man ihm anwies. Weil Themistokles zu einem feindlichen Staate seine Zuflucht genommen hatte, konnten die Athener nichts mehr thun, als zulassen, da wo sie gern selbst thätig gewesen wären.

Panänus, der Verfasser des berühmten Denkmals auf den Miltiades, hatte, es ist unbekannt auf welche Veranlassung, auch für den Themistokles ein Erinnerungsmal an irgend einem der Beiwerte am Throne des Jupiters zu Olympia gemalt. Es waren zwei weibliche Gestalten, Hellas und Salamis vorstellend, von welchen diese jener ein Aplusstrum ¹⁾, als Symbol des an dieser Insel über die Perser erfochtenen Sieges zur See, darreichte.

Im Kriege mit dem Xerxes die Griechen überzog, hatte unter andern sich Skyllias aus Skione sehr hervorgethan, nachdem er, der erst im Heere des Xerxes gedient, den Tyrannen verlassen hatte und zu den Griechen übergegangen war. Als nun die persische Flotte nach der Seeschlacht bei Artemisium am Pelion und dem Vorgebürge Sepias vor Anker lag, soll dieser Skyllias, ein sehr vorzüglicher Taucher, mit seiner Tochter Ryane, die er selbst in dieser Kunst unterrichtet hatte, in einer Nacht, wo die Flotte von einem heftigen Sturme sehr litt, unterhalb der Ober-

1) Pausan. Eliac. L. I. c. 11. §. 2. p. 46.

fläche des Meeres die Untertaue vieler dreirudriger Schiffe zerschnitten, und dadurch das Unglück der Feinde sehr vermehrt haben ¹⁾). Diese mit so viel Gefahr verbundene Unternehmung des Skyllias und seiner Tochter Kyane hatte der Maler Androbios in einem Gemälde vorgestellt ²⁾). Plinius, der leider nur zu oft seine Nachrichten in der gedrängtesten Kürze gibt, erwähnt zwar nur des Vaters; da aber das Verdienst der Tochter eben so wie das seinige durch andere in der Folge zu erwähnende öffentliche Ehrenbezeugungen anerkannt wurde, so findet wohl kein Zweifel statt, daß der Heldenmuth der Kyane auch auf diesem Gemälde zugleich verewigt worden war. Plinius läßt uns ferner in Ungewißheit, ob Androbios dieses Bild, welches vorzüglich gewesen sein muß, da er dasselbe der Erwähnung würdig hielt, für die Aufstellung in einem öffentlichen Gebäude oder Tempel gemalt hatte.

Was den vorgestellten Gegenstand betrifft, so konnte das Gemälde des Malers Phasis, das den

1) Pausan. L. X. c. 19. §. 1. p. 210. Herodot. L. VIII. c. 8. p. 622. Strabo L. IX. p. 675. C. Cf. Valken. in Herod. l. c. Wir vermuthen, daß die auf dem Gemälde des Androbios vorgestellte Heldenthat des Skyllias von Herodotus zu den ungegründeten Gerüchten von diesem Manne gerechnet wurde. (l. c. p. 623. l. 9.) Inzwischen sprechen alle übrige hier davon bemerkte Nachrichten für die Wahrheit der Sache.

2) Plin. N. H. L. XXXV. c. 40. §. 32. p. 524.

berühmten Kynagirus abbildete ¹⁾), ein Gegenstück zu dem vorigen des Androbios abgeben.

Nach dem Gemälde der Schlacht bei Marathon, war die Schlacht bei Mantinea, ein mit Begeisterung ausgeführtes Werk des Euphranor, in der Stoa des Jupiter Eleutherius auf dem Keramikus ²⁾), das merkwürdigste Schlachten-Gemälde zu Athenä. Jenes erinnerte an einen der glänzendsten Siege unter allen, welche Athenä erkochten hatte: dieses stellte eine Schlacht vor, bei welcher die Athenäer nur eine untergeordnete Rolle spielten, indem sie den Lacedämoniern gegen die Thebäer zu Hülfe gekommen waren. Da in derselben die Lacedämonier völlig geschlagen wurden, so würden die Athenäer um so weniger Ursache gehabt haben, sich ihrer Theilnahme zu rühmen, hätte in einem Gefechte der athenischen Reiterei, welche der tapfere Kephissodorus gegen die Thebäer anführte ³⁾), nicht Gryllus, der Sohn des berühmten Xenophon, den Feldherrn der Thebäer Epaminondas getödtet ⁴⁾). Dieser Umstand, der für die Athenäer fast noch glänzender war, als für die Thebäer der Sieg, hatte das genannte Gemälde veranlaßt, auf welchem der Künstler dieses

1) Cornel. Long. Epigr. II. in Br. Anal. Vol. II. p. 200.

2) Pausan. Att. c. III. §. 3. p. 13. Schneid. Comm. ad Vitruv. L. V. c. 1. §. 4. p. 312 — 313.

3) Pausan. Arcad. c. IX. §. 5. p. 376. c. XI. §. 4. p. 382.

4) Pausan. Boeot. c. XV. §. 3. p. 47.

Gefecht der Reiterei vorzüglich herausgehoben und die Gestalten des Gryllus und des Epaminondas auf das kenntlichste abgebildet hatte ¹⁾. Zu Mantinea war von den Arkadern, deren Reiterei vereint mit der athenischen gegen die böotische gefochten, im Gymnasium eine Wiederholung desselben Gemäldes aufgestellt worden ²⁾. Daß das Gemälde des Euphranor zur Ehre des Gryllus, als Belohnung für seine Heldenthat, und zum Ruhme des athenischen Volkes öffentlich aufgestellt worden war, leidet keinen Zweifel.

Welchen Sieg desselben Staates Pamphilus auf einem seiner Gemälde abgebildet hatte ³⁾, ist unbekannt.

Ueberhaupt beförderten Gemälde und Vorstellungen dieser Art, theils zu Athenâ, theils im übrigen Griechenland, die Liebe des Vaterlandes und feuerten zu großen Thaten an, diese Gegenstände mochten nun aus dem Helden-Zeitalter genommen sein oder die neuere Geschichte betreffen. Hierher gehört eine Amazonen-Schlacht von Phidias ⁴⁾, und

1) Plutarch. de Glor. Athen. c. II. p. 418 — 419. Paus.

Att. l. c. Plutarchus spricht zwar nur kurz von diesem Gefechte, trägt die Sache aber mehr zum Vortheile der Athenâer vor.

2) Pausan. Arcad. c. IX. §. 4. p. 376.

3) Plin. N. H. L. XXXV. c. 36. §. 8. p. 460.

4) Plin. N. H. L. XXXVI. c. 4. §. 4. p. 611.

eine andere in der Pöfite gemalt ¹⁾; das eben dasselbst den ersten Platz einnehmende Gemälde, der Anfang der Schlacht der Athenâer und Argier gegen die Spartaner bei Denoe, in welcher die letztern besiegt wurden ²⁾; der erste Feldzug der Argier gegen Thebâ, von Onatas auf einer Wand der Vorhalle des Tempels der Minerva Area zu Plataâ gemalt ³⁾.

Außer diesen zu Athenâ aufgestellten Verdienst-Gemälden, wird noch des gemalten Bildnisses des Isokrates im Pompeion zu Athenâ ⁴⁾, und des Gemäldes gedacht, welches den Heliodoros von Halâ abbildete und im großen Tempel der Minerva auf der Akropolis aufgestellt war ⁵⁾. Wodurch dieser Mann sich ausgezeichnet hatte, ist uns zwar unbekannt; daß Heliodoros aber ein bedeutender Mann gewesen, folgt theils aus dem Orte, wo sein Gemälde aufgestellt war, theils aus dem Umstande, daß sein Grabmal sich zu Athenâ neben dem des um diesen Staat sehr verdienten Demagogen Kephissodoros befand ⁶⁾.

Anderere hier zu erwähnende Verdienst-Gemälde befanden sich auf dem Gebiete von Athenâ, aber

1) Pausan. Att. c. XV. §. 2. p. 55.

2) Pausan. l. c. et Phoc. c. X. §. 2. p. 176.

3) Pausan. Boeot. c. IV. §. 1. p. 13.

4) Plutarch. Vit. Isocrat. in Vit. X. Rhet. c. IV. p. 368.

5) Pausan. Att. c. XXXVII. §. 1. p. 140.

6) Pausan. l. c. et c. XXXVI. §. 4. p. 139.

außerhalb der Stadt, und waren dem Andenken von Helden gewidmet, die sich in den Kriegen gegen die Makedoner hervorgethan hatten. Das eine derselben stellte den Olympiodorus dar, welcher sich zur Zeit des Einfalles des Kassander auf das athenische Gebiet, große Verdienste um den Staat erworben hatte. Man sahe es zu Eleusis ¹⁾, höchst wahrscheinlich im Tempel der Ceres und ihrer Tochter, woselbst sich auch das Gemälde des Phylarchus, ein Werk des Athenion von Maronea, befand ²⁾. Das dritte erneuerte das Andenken des um ganz Griechenland vielfältig verdienten Leosthenes. Die Griechen, welche unter dem Darius und seinen Satrapen gegen Griechenland für Gold gefochten hatten, die Alexander der Große in Persien ansiedeln wollte, waren von dem Leosthenes wieder nach Europa zurückgebracht worden ³⁾. Derselbe hatte, als Oberfeldherr der Athener und sämtlicher verbündeten Griechen, die Makedoner in Böotien und nochmals außerhalb Thermopylä geschlagen, und sie genöthigt, sich in

1) Id. Ib. c. XXVI. §. 3. p. 98.

2) Plin. N. H. L. XXXV. c. 40. §. 29. p. 516 — 517. ib. Dalec. et Hard. Dalechamp hatte nicht den geringsten Grund, diesen Phylarchus mit dem böotischen Heros Phylatus für eine und dieselbe Person zu halten, und beide mit einander zu verwechseln; eben so wenig Hardouin, diesen Phylarchus für den Geschichtschreiber gleiches Namens anzunehmen.

3) Pausan. Att. c. XXV. §. 4. p. 95.

Lamia einschließen zu lassen. Im Tempel der Minerva und des Jupiter auf dem Gebiete des Demus Piræus befand sich das Gemälde von der Hand des Arkesilaus, welches den Leosthenes und seine Söhne vorstellte ¹⁾.

Das auch Thebä Schlachten-Gemälde zum Ruhm des Staates, ihres Heeres und dabei auch der Anführer öffentlich aufstellte, lernen wir aus einer merkwürdigen Nachricht bei dem Plutarchus. Der Maler Androkydes aus Kyzikus, hatte von dieser Stadt den Auftrag bekommen, das Gemälde einer Schlacht zu verfertigen. Der Künstler blieb zu Thebä, um an diesem Bilde zu arbeiten. Als aber Thebä seine Freiheit behauptend von Sparta abfiel und der Krieg entstand, der mit der Schlacht bei Leuktra so ehrenvoll für erstere endigte, fehlte an dem Gemälde nur noch wenig zur Vollendung; die unruhigen Zeiten hinderten jedoch den Künstler an der Beendigung, und die Stadt behielt das Gemälde so wie es war, in Verwahrung. Nun lebte damals zu Thebä Menekidas ein Redner, geschickt in seiner Kunst, übrigens aber von schlechter niedriger Denkart. Weil er einer von denen gewesen war, die sich in jener Nacht im Hause des Charon, um den Staat von Sparta's Joche zu befreien, eingefunden hatten, und sich für seine dem Vaterlande geleisteten Dienste

1) Id. ib. c. I. §. 3. p. 5.

nicht satzsam belohnt glaubte, verläumdete er den Epaminondas und Pelopidas bei dem Volke. Ersterer verlor dadurch die Würde eines Bbotarch, den andern aber herabzusetzen gelang ihm nicht. Er suchte ihn also mit Charon zu entzweien. In dieser Absicht rühmte Meneklidas die Thaten des Charon, die Vortheile und Siege die er als Anführer errungen hatte. Er ging in seiner Kühnheit so weit, in der Volksversammlung vorzuschlagen, einen Sieg, welchen Charon als Anführer über die feindliche Reiterei bei Plataää kurz vor der Schlacht bei Leuktra erhalten, durch Weihung des Gemäldes des Androkydes von Ryzikus zu verewigen, und den Namen des Charon darauf zu setzen. Hierdurch hoffte er den Ruhm des Epaminondas und Pelopidas zu verdunkeln. Ein großer Unverstand, so vielen und so großen Siegen den Vortheil zu vergleichen, welchen Charon über den Gerandas, einen unbekanntenen Spartaner, erhalten, der mit vierzig Mann im Gefechte fiel! Pelopidas wandte gegen den hierauf erfolgten Volksbeschluss ein, daß er den Befehlen zuwider laufe, und behauptete: es sei zu Thebä nicht gewöhnlich, daß Einzelne auf diese Art geehrt würden; die Ehre des Sieges könne nur allein dem Vaterlande im Ganzen zugeschrieben werden. Er that die fast beleidigende Frage an die Thebäer: ob sie denn nicht glänzendere Thaten, als die des Charon, aufzuzeigen hätten? Pelopidas erreichte seinen Zweck,

und Meneklidas ward um eine bedeutende Geldsumme gestraft ¹⁾. In dieser Erzählung vermißt man ungern die Angabe, welche Schlacht Thebä dem Androkydes zu malen aufgetragen hatte, und muß sich damit begnügen, daß man doch wenigstens daselbst eine Zeit bestimmt findet, vor welcher die Schlacht vorgefallen sein muß, nemlich die Verjagung der Lakedämoner aus Kadmea ²⁾. Ohne diese Gränze würde man kaum auf ein andres Ereigniß, als auf die für Thebä so ruhmvolle Schlacht bei Leuktra haben fallen können. Inzwischen folgt aus dieser Zeitangabe, und aus dem was Pelopidas gegen das Psephisma für Charon einwandte, daß hier keine Schlacht, wo Epaminondas Heersführer war, sondern eine frühere gemeint sein mußte. In dieser Ungewißheit würde es nicht möglich sein, in der thebaischen Geschichte auf ein wichtigeres Ereigniß vermuthend zu gerathen, als die Schlacht bei Delion, in welcher Pantodas, der Feldherr der Thebäer, durch Tapferkeit den entscheidendsten Sieg über Athenä, deren Krieger Hippokrates anführte, im ersten Jahre der neun und achtzigsten Olympias, davon trug ³⁾.

1) Plutarch. Pelopid. c. XXV. p. 373 — 375.

2) Plut. l. c. p. 374: γενομένης δὲ τῆς ἀποσύσεως καὶ τοῦ πολέμου συμπεσόντος.

3) Diod. Sic. L. XII. c. 69. p. 526. Thucyd. L. IV. c. 101. p. 654.

Die Schlacht bei Phlius hatte Pamphilus gemalt ²⁾, und wir müssen bedauern, daß wir außer dieser Angabe keine näheren Umstände von diesem Werke besitzen. Es ist sogar nichts weiter als Vermuthung, daß der Künstler hier den Sieg, den die Phliaster im zweiten Jahre der 103. Olympias über die Pellender davon trugen ²⁾, abgebildet hatte.

Ueberhaupt scheinen in dem außerathenischen Griechenland die Verdienst-Gemälde noch seltener zu seyn, als dort. Einige derselben, deren wir hier erwähnen müssen, werden zugleich zum Beweise dienen, daß mit dieser Belohnung des Verdienstes, außer der Kyana, auch andere Frauen und Jungfrauen im Griechenland beehrt worden sind. Zu Olympia befand sich ein Tempel der Juno, für welche jedes fünfte Jahr sechzehn Frauen ein weites Obergewand wirkten. Diese Frauen hielten auch zur selbigen Zeit Wettspiele, Heräa genannt, in welchen bloß Jungfrauen von verschiedenem Alter um die Wette liefen; die kleinsten mit einander, die mittleren und die erwachsenen immer mit andern von gleichem Alter. Sie trugen dabei frei herabhängendes Haar, ein Unterkleid, das nur wenig über die Knie reichte und die rechte Schulter bis zur Brust frei ließ. Die Laufbahn war beinahe so lang, als

1) Plin. N. H. L. XXXV. c. 36. §. 8. p. 460. ib. Dalecamp.

2) Xenoph. Hellen. L. VII. c. 2. §. 14. p. 374 — 375.

die olympische. Diejenigen welche den Preis davon trugen, bekamen einen Kranz von Nelkweigen, einen Antheil an den der Juno dargebrachten Opfern, und ihre gemalten Bildnisse wurden im Tempel der Göttin aufgestellt ¹⁾.

Zu Tanagra in Bbötien war im Gymnasium das Bildniß der berühmten Korinna aufgestellt, deren Haupt mit einer Binde geschmückt war, wegen des Sieges den diese Dichterin zu Iheba über Pindarus in einem Wettgesang davon getragen hatte. Der Schriftsteller, der uns diese Nachricht mittheilt, fand es befremdend, daß hier Pindarus übertroffen und besiegt wurde. Er glaubt die Ursache des Sieges der Korinna sei erstlich der Dialekt gewesen, weil sie nicht des dorischen sich bedienet, sondern eines verschiedenen den Aeolern verständlichen; zweitens der Umstand, daß Korinna, nach ihrem Bildnisse zu schließen, die schönste Frau ihrer Zeit war ²⁾. Das letztere war in der That ein so mächtiger Grund des Sieges, daß auch zu unsern Zeiten kein Dichter oder Künstler unter solchen Umständen einen Wettkampf einzugehen wagen würde. Ein Bildniß der Sappho von Leon gemalt ³⁾, war vielleicht auch zur Ehre dieser berühmten Dichterin an einem öffentlichen Orte aufgestellt.

1) Pausan. Eliac. I. c. 16. §. 2. p. 70 — 71.

2) Pausan. Boeot. c. XXII. §. 3. p. 67.

3) Plin. N. H. L. XXXV. c. 40. §. 35. p. 530.

Die Kriegsthaten Alexanders des Großen waren von mehreren Malern abgebildet worden. Eine Schlacht gegen die Perser hatte Aristides aus Theba¹⁾, und die Schlacht bei Issus in Kilikien Helena, Tochter des Aegypters Simon, gemalt; welches Bild der Kaiser Vespasianus zu Rom im Tempel des Friedens aufstellte²⁾. Eine der Schlachten, welche Alexander dem Darius geliefert hatte, war von Philoxenus aus Eretria für den König Kassander gemalt worden³⁾. In wie ferne in allen diesen Gemälden auf die Ehre weiser Anführer und das Verdienst ausgezeichnete Krieger Rücksicht genommen war, ist nicht zu bestimmen. Dasselbe gilt von den Werken des Nealkes und Theon, von welchen ersterer eine Seeschlacht auf dem Nile zwischen den Aegyptern und Persern⁴⁾, der zweite einen unerschrockenen Krieger gemalt hatte, der allein sich zahlreichen Feinden entgegenstellte⁵⁾; so wie auch von den Arbeiten der geschickten Künstler in Erz, des Iffigonus, Pyromachus, Stratonikus, und Antigonus, die sie auf Verlangen der Könige von Pergamus, Attalus und Eumenes, übernommen hatten, welche die Gefechte dieser Könige gegen die Gallier

1) Plin. N. H. L. XXXV. c. 40. §. 19. p. 484.

2) Ptolem. Hephaest. Nov. Hist. L. IV. p. 320. Ed. Gale.

3) Plin. N. H. L. XXXV. c. 40. §. 22. p. 497.

4) Id. ib. L. XXXV. c. 40. §. 36. p. 531.

5) Aelian. V. H. L. II. c. 44. p. 187 — 190. Ed. Gron.

vorstellten¹⁾. Eben so wenig läßt sich der Zweck der Weibung einer Vorstellung der Niederlage der Gallier in Mysien, von zwei Ellen, die Attalus in der Akropolis zu Athenä geweiht hatte²⁾, mit Zuverlässigkeit angeben.

Wir dürfen in unserer Untersuchung die Schlacht bei Pellene, eines der spätern Schlachten-Gemälde in Griechenland, nicht übergehen, in welcher Aratus, der Feldherr der Achäer, die Aetoler schlug, sie bis in die Stadt Pellene verfolgte und siebenhundert tödtete. Eine That, welche ausnehmend gepriesen wurde, die der Maler Timanthes auf einem wohl angeordneten Bilde lebhaft und mit Genauigkeit darstellte³⁾. Das Gemälde des Leontiskus, der Sieger Aratus mit einem Tropäum⁴⁾, bezog sich wahrscheinlich auf dasselbe glückliche Ereigniß.

Merkwürdig sind die erhobnen gearbeiteten Tafeln, welche an Säulen angebracht waren in dem zu Rhizikus erbaueten Tempel der Apollonias, Gemalin des Attalus Königs von Pergamus, und Mutter des Eumenes seines Nachfolgers. Diese ausgezeichnete und weise Frau hielt es für ihr größtes Glück, daß ihre drei jüngern Söhne mit dem ältesten Bruder, der nach seines Vaters Tode König von Perga-

1) Plin. N. H. L. XXXIV. c. 19. §. 24. p. 287.

2) Pausan. Att. c. XXV. §. 2. p. 93 — 94.

3) Plutarch. Arat. c. XXXII. p. 561.

4) Plin. N. H. L. XXXV. c. 40. §. 35. p. 530.

mus geworden war, in der vollkommensten Eintracht und Freundschaft lebten. Die Söhne aber bewunderte man wegen der großen Verehrung, mit der sie ihrer Mutter begegneten. Als nach des Eumenes Ableben dessen Bruder Attalus Vormund seiner Kinder geworden, begrub er die Apollonias in dem prächtigen Tempel, den er ihr zu Ehren erbauete, welches nach dem Jahre 156 vor unserer Zeitrechnung, dem Todesjahre des Eumenes geschah ¹⁾. Die in diesem Tempel aufgestellten erhobenen Arbeiten, neunzehn an der Zahl, von welchen sechszehn aus den Mythen, drei aus der ältern Geschichte genommen, bildeten sämmtlich Züge der Zärtlichkeit und Liebe von Söhnen gegen ihre Mütter ab. Hier sahe man vorgestellt: Bacchus der seine Mutter Semele aus der Unterwelt in den Olymp einführt; Teiephus der nach langem Suchen seine Mutter wieder findet; Alkimele die sich des um ihretwillen von seinem Vater Amyntor verfolgten Sohnes annimmt;

¹⁾ Jacobs Exercit. Crit. in Script. Vet. To. II. p. 139 — 144. et Animadv. in An. hol. Gr. To. XIII. p. 620. Das Wort *Στυλοποιήσιον*, welches von die'n Tafeln gebraucht wird, bedeutet entweder, daß diese erhobenen Arbeiten am Schatte der Säulen befestigt waren, so wie die Fußgestelle der Bildsäulen an denen von Palmyra. Oder es sind nur halbe Säulen gemeint, aus denen die Tafeln mit den erhobenen Vorstellungen herausstraten; al' ähnlich den in Asien so sehr üblich gewesenen Inschrift-*Stelen*, von denen wir anderswo gesprochen.

die Söhne des Phineus, Polymedes und Klytius tödteten die Gattin ihres Vaters Phrygia, die er nach Verstoßung der Kleopatra, ihrer Mutter, geheirathet hatte; Kresphontes tödtet, mit Hilfe seiner Mutter Merope, den Mörder seines Vaters Polyphontes, der sich mit seiner Mutter wider ihren Willen verhehlicht hatte; Apollo tödtet den Drachen Python, der seine Mutter Latona verhindert hatte, sich in den Besitz des Orakels zu Delphi zu setzen; Amphion und Zethus binden die Dirke an einen Stier, wegen der Grausamkeit die sie an ihrer Mutter Antiope verübt hatte; Ulysses der seine Mutter Antikleia, die vor Verlangen nach ihrem Sohne gestorben war, aus der Unterwelt hervorrufft; Pelias und Neleus, des Neptun Söhne, befreien ihre Mutter Tyro von den Ketten, mit welchen Salmoneus sie belegte, als ihre Stiefmutter Sidero sie zur Folter bestimmt hatte; die Söhne der Hypsipyle, Eunous und Thoas, geben sich ihr durch das Kennzeichen ihrer Herkunft, den goldenen Weinstock, zu erkennen, und befreien sie von der Strafe, die ihr Eurydike wegen des Todes des Archemorus zugebracht hatte; Perseus verwandelt durch das Medusenhaupt den Polydektes König von Seriphus, der sich mit der Danae wider ihren Willen vermählen wollte, in Stein; Trion tödtet den Phorbas und Polymelus, weil sie seine Mutter Megara, die keinen von beiden ehelichen wollte, um das Leben gebracht hatten; Hercules führt seine Mutter

Alkmena in die elyſſiſchen Gefilde und vermählt ſie dem Rhadamanth; Tityus wird von Apollo und Diana mit Pfeilen erſchoſſen, weil er der Latona, ihrer Mutter, zu nahe gekommen war; Glaukus, des Bellerophon Sohn, tödtet den Megapenthes, des Prötus Sohn, der ſeinem Vater nach dem Leben trachtete; Aeolus und Bötus, Neptun's Söhne, erlöſen ihre Mutter aus der Gefangenschaft, zu welcher ihr Vater ſie verdammt hatte; Anapis und Amphinomus retten, bei einem Ausbruche des Aetna, ihre Aeltern aus den Flammen, indem der eine den Vater, der andere die Mutter hinwegträgt; Kleobis und Biton, welche ihre Mutter Kydippe, die Priesterin der Juno zu Argos war, als die Zugthiere nicht ankamen, zum Tempel zogen, und welche die Götter, um auf das Gebet der Mutter ihnen das größte Glück zu gewähren, in der darauf folgenden Nacht ſterben ließen; Romulus und Remus befreien ihre Mutter Silvia von der ihr von Amulius aufgelegten Strafe 1). Eigentlich gehörten von dieſen neunzehn Vorſtellungen nur die drei letzten zu unſerer Unterſuchung: allein die kurze Anführung der übrigen kann den Leſern nicht unangenehm ſeyn, um ſo weniger da dieſe hier erwähnten erhobenen Arbeiten ſämtlich merkwürdige Handlungen abbildeten,

1) Jacobs Exercit. Crit. in Script. Vet. To. II. p. 145 — 204. et Animadv. ad Anthol. Gr. To. XIII. p. 620 — 639.

von denen viele es verdienten zur allgemeinen Nachahmung öffentlich aufgestellt und bewundert zu werden. Wir zogen vor, dieſes Tempels in gegenwärtigem Abſchnitte zu gedenken, weil erhobene Arbeiten in mancher Hinſicht mehr mit der Malerei, als mit der Sculptur verwandt ſind, und weil die Abtheilung welche ſich mit dieſer beſchäftigen wird, ihrem Inhalte gemäß, weit reichhaltiger als die gegenwärtige iſt. Attalus ſchmückte mit dieſen Vorſtellungen den Tempel der Apollonias aus, nicht um die Gefinnungen der Frömmigkeit gegen die geliebte Mutter öffentlich zur Schau aufzuſtellen: wer würde damit oder mit der Liebe gegen ſeine Kinder — Gefühlen die nicht einmal der menſchlichen Natur excluſiv eigen ſind — prahlen wollen? — ſondern um, wenn er an dieſem heiligen Orte das Andenken derjenigen feierte, die lebend ihm Alles war, ſich zu ſtärken und zu erquickern am Anblicke der unſterblichen Heroen, welche das Schickſal mit ſeltenen Gelegenheiten beglückte, die Liebe gegen ihre Mütter an den Tag zu legen.

Zu den an öffentlichen Orten aufgestellten Bildniſſen verdienter Männer gehören auch Stammbäume in Bildniſſen, worunter freilich Viele ſich befanden, die wenig Verdienſte oder kein anderes beſaßen, als das, im Dienſte des Staates angeſtellt geweſen zu ſeyn. Ein ſolches Stamm- oder Geſchlechts-Bemälde ſtellte die lange Reihe der Priester des Neptun

zu Athenä aus der Familie des Lykurgus vor, welcher dieses Amt erblich gehörte. Es war eine wohl erhaltene Tafel von Holz, durch Ismenias aus Chalkis gemalt, und im Erechtheum aufgestellt. Von Abron, Sohn des Medners Lykurgus, der durch das Recht der Geburt dieses Amt auch verwaltete, war diese Stammtafel geweiht worden. Er gab nachher das Priesterthum seinem Bruder Lykophon ab, und war deshalb auf der Stammtafel gebildet, wie er diesem den Dreizack, als Symbol des Priesterthums des Neptun, darreicht ¹⁾.

Da wir bei den alten Schriftstellern so sehr wenig geschichtliche Gemälde erwähnt finden, welche zur Ehre des Verdienstes öffentlich aufgestellt waren, so berechtigt uns dieses zu der sehr wahrscheinlichen Vermuthung, daß die unter den Belohnungen des Verdienstes ausdrücklich erwähnten Ehren-Gemälde, *ὑποθήματα τιμαί* ²⁾, größtentheils nichts anders be-

1) Plutarch. Vit. Lyc. in Vit. X. Rhet. c. VII. p. 384—385.

Wenn diese Schrift auch kein Werk des berühmten Plutarchus von Chäronca ist, so kann man doch nicht in Abrede sein, daß sie zu den sehr lehrreichen Büchern gehört. Die derselben angehängten Beschlüsse tragen mehr an sich, was für Aechtheit spricht, als sehr viele andere die wir in den alten Schriftstellern finden. Sie sind entweder vom Marmor oder aus einer der alten Sammlungen von Aufschriften abgeschrieben, selbst in dem Falle, wenn die Lebensbeschreibungen um sehr viel jünger als Plutarchus sein sollten.

2) Plut. Praec. Ger. Reip. c. XXVII. p. 286. Cf. Plutarch. Demetr. c. XXX. p. 55.

deuten als gemalte Bildnisse. Es haben sich zwar einige Nachrichten von solchen, verdienten Personen zu Ehren aufgestellten Bildnissen aus dem Alterthume erhalten, und wir selbst haben eben kurz vorher mehrerer aus den schönen Zeiten Griechenlandes gedacht: dennoch aber ist ihre Anzahl immer nur gering. Was wir oben bei Gelegenheit der geschichtlichen Gemälde bemerkten, über die Vorliebe der Griechen für Werke der Plastik, die sich, für diesen Zweck betrachtet, auch von Seiten ihrer längeren Dauer empfanden, gilt auch hier, und jene Vorliebe gehört zu den Hauptursachen der Seltenheit von Bildniß-Gemälden zur Belohnung des Verdienstes im Alterthume.

Eine merkwürdige Erwähnung eines solchen Verdienst-Bildnisses befindet sich auf einem Beschlusse des Rathes von Athenä ¹⁾, auf dem er, nach dem Antrage des Diognetus, des Schatzmeisters der Synode oder Innung der Schiffeigenthümer und Kaufleute, derselben erlaubt, daß auf einem Schilde gemalte Bildniß, *EIKONA ΓΡΑΠΤΗΝ ΕΝ ΟΠΛΩ* ²⁾, des Diodorus des Theophilus Sohn aus dem Demus Halä, ihres Prorenus auf der Insel Delos und des Aufsehers des dortigen Hafens, im Amts-Zimmer des Diodorus aufzustellen. Wir erinnern

1) Corsin. Inscr. Att. t. VIII. Biagi Tract. de Decret. Athen. Proleg. p. XX.

2) Biagi l. c. l. 17—18. et 26—27.

hierbei noch, daß Beschlüsse vom athenischen Rathe, ohne Zustimmung des Volkes gegeben, eine große Seltenheit sind.

Ein anderes Beispiel von ähnlicher Belohnung gibt das Psephisma, welches den im vorigen Abschnitte schon erwähnten Patron betrifft ¹⁾. Die Synode der tyrischen Kaufleute und Schiffeigenthümer zu Delos hatte, durch ihren Vorsteher, bei dem athenischen Volke auf derselben Insel um Erlaubniß angehalten, dem Patron, des Dorotheus Sohn, einem aus ihrer Mitte, für seine großen Verdienste um die Synode, außer der ihm bestimmten jährlich zu ertheilenden goldenen Krone und andern Beweisen der Achtung, die Ehre zu erzeigen, sein gemaltes Bildniß im Tempel des Hercules aufzustellen, ANAΘΕΙΝΑΙ ΔΕ ΑΥΤΟΤ ΕΙΚΟΝΑ ΓΡΑΠΤΗΝ ΕΝ ΤΩ ΤΕΜΕΝΕΙ ΤΟΥ ΗΡΑΚΛΕΟΥΣ. Die Athener genehmigten die Bitte der Tyrier und gaben darüber den erwähnten Beschluß. Sehr schicklich war dieser Ort der Aufstellung, da Patron, wie dieselbe Inschrift meldet, für den Bau des Tempels des Hercules zu Delos, einer zu Tyrus hochverehrten Gottheit, bei den Athenern sich verwendet hatte. Eben dieses Tempels wird auch auf einer andern delischen

1) Spon. Miscellan. Erud. Ant. Sect. X. t. 70. p. 343 — 344. Biagi Tract. de Decret. Athen. c. XXXI. p. 426 — 428.

Inschrift gedacht ²⁾, und der tyrische Hercules selbst auf einem in Yorkshire ausgegrabenen Altare genannt ³⁾.

Die seltene Auszeichnung, sein gemaltes Bildniß aufgestellt zu sehen, erhielt von dem Vereine der Athleten, außer vielen andern Beweisen der Dankbarkeit, ihr Vorsteher Baton, Sohn des Philon, für seine dem Gymnasium während vieler Jahre geleisteten Dienste, ΓΡΑΠΤΗ ΤΕΤΙΜΗΚΕΝ ΕΙΚΟΝΙ ⁴⁾.

Obgleich bei Erwägung dieser Beispiele die nicht unwahrscheinliche Vermuthung entstehen dürfte, daß Sparsamkeit oder Beschränktheit der Mittel zuweilen dem gemalten Bildnisse, welches selbst um die Zeiten des Augustus nicht viel mehr kosten mußte, als zu denen des Dichters Agathias, der von dieser Wohlfeilheit spricht ⁵⁾, den Vorzug vor Bildsäulen oder Brustbildern von Erz und Marmor bewirkt habe: so findet doch eine solche Voraussetzung in

1) Montfauc. Diar. Ital. c. III. p. 44.

2) Philosophic. Transact. abrig'd, Vol. V. P. II. p. 46. pl. II. f. 15.

Diese Inschrift lautet: ΗΡΑΚΛΕΙ ΤΥΡΙΩ ΔΕΟΔΩΡΑ ΑΡΧΙΕΡΕΙΑ.

3) Scalig. de Emend. Temp. p. 483. Van Dale Diss. Ant. et Marmor. insev. Diss. VIII. p. 590. Maffei Mus. Veron. p. XLV.

4) Agath. Epigr. XLIII. v. 5. in Br. Anal. Vol. III. p. 48.

Rücksicht des Lucius Vaccius Labeo, des Lucius Sohn aus dem ämilischen Geschlechte, nicht statt. Die Ehrenbezeugungen, welche die äolische Stadt Ryme diesem Prytanis der Stadt und Vorsteher ihres Gymnasium bestimmte, haben sich auf einem Psephisma der Rymäer ¹⁾, welches für die Krone aller ähnlichen Denkmäler anzusehen ist, erhalten. Es wird nicht überflüssig sein, hier die Verdienste des Labeo und die ihm ertheilten Ehrenbezeugungen anzuzeigen, weil letztere auch in der Rücksicht sehr vortheilhaft in's Auge fallen, daß sie von einem demokratischen Staate herrühren: einer Verfassung, welche, so sehr sie sich durch gerechte Anerkennung des Verdienstes vor allen übrigen auszeichnet, doch in freigebigiger Belohnung des anerkannten immer dem monarchisch regierten Reiche nachstehen muß. Die Stadt rühmt von ihm, daß er das Amt eines Gymnasarchen vortreflich und mit großem Ruhme geführt; daß er ein Bad zum Gebrauche der jungen Leute errichtet, und zu dessen Unterhaltung einige seiner Besitzungen angewiesen; daß er das Gymnasium und alles dazu gehörige auf's prächtigste mit der größten Freigebigkeit eingerichtet habe ²⁾. Für alle diese großen Verdienste hat das Volk von Ryme beschlossen, ihn auf das ausgezeichnetste und glän-

1) Cayl. Rec. d'Ant. To. II. pl. LVI — LVIII.

2) Cayl. ibid. pl. LVII — LVIII. l. 39 — 43.

zendste zu belohnen; ihm im Bezirke des Gymnasium einen Tempel zu weihen und in demselben ihm Bildsäulen und Denkmäler zu setzen; ihm die Ehrennamen eines Gründers und Wohlthäters der Stadt zu ertheilen und ihm goldene Standbilder zu errichten, so wie gewöhnlich dergleichen die größten Wohlthäter des Volkes erhalten. Hierzu setzten sie noch, nach seinem erfolgten Ableben, ein ganz vorzüglich ehrenvolles Begräbniß ¹⁾. So ruhmwürdig nun diese Großmuth in der Belohnung des Labeo war, eben so schön wird man das Benehmen des Geehrten finden, welcher „zwar hoch erfreuet den Beschluß des Volkes vernahm; indem er aber, seiner Lage gemäß, dem Glücke in so weit Schranken setzen wollte, als es für Menschen erreichbar ist, die bloß Göttern und Göttergleichen (nemlich den Kaisern) geziemende Ehrenbezeugungen, die Errichtung seines Tempels und die Ernennung zum Gründer der Stadt, „ablehnte, weil ihm,“ wie er meinte, „genüge am Urtheile des Volkes und an Beweisen von dessen Wohlwollen, durch solche Ehrenbezeugungen, die, für verdiente Männer schicklich, noch bei Lebzeiten mit freudigem Danke angenommen würden“ ²⁾. ΑΠΟΔΕΞΑΜΕΝΟΣ ΤΗΡΟΤΜΩΣ ΤΑΝ ΚΡΙΣΙΝ ΤΑΣ ΠΟΛΙΟΣ ΛΑΒΕΩΝ ΣΤΟΙΧΕΙΣ ΤΟΙΣ ΠΡΟΤΗΡΑΓΜΕΝΟΙΣΙ ΑΥ-

1) Cayl. ibid. pl. LVI. l. 5 — 10.

2) Id. ib. l. 12 — 14.

ΤΩ ΚΑΙ ΠΡΟΣΜΕΤΡΕΙΣ ΤΑΝ ΕΑΥΤΩ ΤΥΧΑΝ
 ΤΟΙΣ ΕΦΙΚΤΟΙΣΙΝ ΑΝΘΡΩΠΩ — — ΑΡΚΗΝ
 ΝΟΜΙΖΩΝ κ. τ. λ. Welch auffallender Unterschied
 zwischen diesen edlen Gesinnungen des Labeo und dem
 unersättlichen Heißhunger unserer Zeitgenossen nach
 äußern Ehren-, Verdienst- und Ordens- Zeichen!
 Ein Hunger, der immer der sicherste Beweis der
 größten Verdienstlosigkeit ist. Wahres Verdienst be-
 darf keiner Auszeichnung. Nur derjenige der ohne
 Verdienst ist, wird suchen sich den Schein desselben
 durch ein Abzeichen zu verschaffen, nie aber seinen
 Zweck erreichen. Nach dem bemerkten Eingange des
 Psephisma von Ryme beschließt nun der Rath und
 das Volk: es sei schicklich, während der abwechselnd
 wiederkehrenden Feste, die dem Labeo zu einer voll-
 kommenen Belohnung gebührenden Lobpreisungen
 und Ehren öffentlich an den Tag zu legen. Sie lo-
 ben ihn nun, indem sie, wie oben schon von der Art
 der Abfassung griechischer Beschlüsse bemerkt wurde,
 seine trefflichen Eigenschaften in wenige Worte zusam-
 menfassen: wegen seines edlen anständigen Lebens-
 wandels, wegen seines Ehrgefühls, seiner Freigebig-
 keit, Tugend und Liebe zum Guten, und ertheilen
 ihm, außer andern Beweisen von großer Verehrung,
 sein auf einem mit Golde überzogenen Schilde gemal-
 tes Bildniß, ΟΝΤΕΘΗΝ ΔΕ ΑΥΤΩ ΚΑΙ ΕΙΚΟΝΑΣ

1) Cayl. ibid. pl. LVII. l. 34 — 35.

ΓΡΑΨΤΑΝ ΤΕ ΕΝ ΟΠΛΩ ΕΝΧΡΥΣΩ 1), welches im
 Gymnasium aufgestellt werden sollte. Unter dem hier
 genannten Schilde ist nichts anders, als eine runde
 Tafel zu verstehen, die mit einem Goldblech überzogen
 war. Auf sie war das Bildniß gemalt, und um den
 Reichthum des Stoffes bemerkbar zu machen, hatte
 man den Grund, der die Vorstellung umgab, nicht
 mit Farbe bedeckt. Dem Buchstaben nach, hätte
 man diesen Schild vergoldet nennen können, man
 würde aber gegen den Sinn gefehlt haben. Denn
 demjenigen, dem man goldene, eberne und marmorne
 Standbilder setzt, kann man keine ärmlich vergoldete
 Bildnißtafel verehren.

Die Beschlüsse, durch welche gemalte Bildnisse
 einigen eben erwähnten verdienten Männern ertheilt
 wurden, waren bei ihrem Leben gegeben worden.
 Wir theilen hier den Freunden des Alterthums ein
 Psephisma der Stadt Olbia mit, auf welchem dem ver-
 storbenen Eponym dieser Stadt, dem Theokles, Sohne
 des Satyrus, dieselbe Ehre ertheilt wird. Diese
 Marmortafel befindet sich zu Stolna in dem höchst
 merkwürdigen Museum des Herrn wirklichen Geheim-
 Rathes, Grafen Flia Andrejewitsch Besborodko,
 Ritters des S. Alexander-Neski-Ordens, des S.
 Wladimir erster und des S. Georgs dritter Classe,
 und wir halten es für eine der angenehmsten Pflichten,
 dem Erlauchten Besizer, der unaufgefordert uns,

von den unschätzbaren Denkmälern die seine treffliche Sammlung enthält, Zeichnungen in der Größe der Marmor-Tafeln zu schenken die Güte gehabt hat, hier öffentlich unsern lebhaftesten Dank darzubringen. Im Giebel des Marmors siehet man eine Opfer-schale und Zierrathen; letztere auch am in die Höhe laufenden Vorsprunge des Giebels, zu beiden Seiten. Auf dem Friesen stehen vier Zeilen, die eine den Theokles betreffende vorläufige, für das Ganze sehr wichtige Nachricht enthalten, und mit kleinerer Schrift gegraben sind, als die zwei und vierzig Zeilen des Psephisma, das sich, abgefondert von jenen Zeilen, darunter auf einer besondern Fläche befindet. Das Ganze lautet wie folget:

Welche Städte beschenkt haben mit goldenen Kränzen den verklärten Theokles, des Satyrus Sohn: die Nibiopoliten, die Herakleoten, die Panner, die Tomiter, Miletus, Chersonesus, die Nikomedier, die Byzantier, die Pruser, die Isfriarner, Kyzikus, Bosphorus, die Nikäer, die Amassaner, die Odeffiter, die Kallatianer, Apamea, Tyra, Sinope.

ΟΑΠΠΟΛΕΙΟΕΚΤΕΦΑΝΟΣ * 1 3 ε ο * ΔΕΚΑΤΠΡΟΤΗΡΕΑΧΡΗΡΕΟΙΟΚΤΕΦΑΝΟΙΣ
 ΟΑΒΙΟΠΟΛΙΤΑΙ ΗΡΑΚΛΕΣΤΑΙ ΙΑΝΟΙ ΤΟΜΕΙΤΑΙ ΜΕΛΑΗΤΟΣ ΧΕΡΟΝΗΚΚΟΣ
 ΝΕΙΚΟΜΗΔΕΙΣ ΒΥΖΑΝΤΙΟΙ ΗΡΟΤΕΙΣ ΙΣΤΡΙΑΝΟΙ ΚΤΖΙΚΟΣ ΒΟΧΙΟΡΟΣ
 ΝΕΙΚΑΙΕΙΣ ΑΜΑΚΚΙΑΝΟΙ ΟΑΗΚΕΙΤΑΙ ΚΑΑΑΤΑΝΟΙ ΑΠΑΜΕΙΑ ΤΡΑ ΚΙΝΣΙΗ

fahren hinter sich ließ. Weil er den Schatzmeister in die Lage versetzte, denen, welche der Stadt Gutes erzielt hatten, gerecht zu werden. Freiwillingig sich zu Gesandtschaften brauchen ließ; unverdroffen in der Sorge für die öffentlichen Bauten, so daß durch ihn unsere Stadt schöner und berühmter ward. In den öffentlichen Aemtern denen er vorstand, im Priesterthum, als Strateg, und in allen öffentlichen Dienstleistungen, sich rücksichtslos dem Vaterlande zu allem hingab, wobei er sich sanft und billig gegen jeden betrug, alles unbescholten und gerecht verwaltete. Die höchste Würde viermal bekleidete, da es sehr nothwendig war, solche Männer an der Spitze zu haben. Vielmal die vollkommene Eintracht wieder herstellte, indem er gegen Männer als Bruder, gegen Aeltere als Sohn, gegen Jünglinge als Vater sich benahm. Mit allen Tugenden geschmückt vom neidischen Dämon, vor dem Ablaufe seiner Amtszeit hinweggenommen ward, wodurch Bürger und Fremde, des Mannes beraubt, welcher der Stadt

CAITONTAMEIANTHNTIATPIA AMONETEPTETHKO CINEICTEHPPEC * 5
 BEIACATTOGEATTONENKONTHNIIAPEXONAKONONETANTHEIIME
 AFIACIKAIKATACKETAICENENKOHIA CENOCMAIATTONHEPIKAAAE
 CTIEPANKAIENAOZOTEPANTHNIOAINHMENTENEOMAPXICTE
 ACHPEENKAHEPATEIAKICTPATHPIAKKAIAEITOTPIACAIACICEATTO
 AΦEACCTHIIATPIAIECIIANTAEHEIAOTHEMONTEAATTONIADEXON * 6
 KAIICONHICINKAOPOCAMANTAKAIKAIACCAOIKENAPXON
 THNMEICTHNNAPXHNTOTETPAKICKAOTTOIOITON
 ANAPXHEIAHNAPXEINKAIHAEICTAKICIIACANOMONOI
 ANTOAITETOMENOC TOICMENHAIKICTAICTPOCΦEPO
 MENOCCCAAEBAΦOCTOICAEIHPCEBTEP OICCTIOIC * 5
 TOICAEIIAICNSCIAIHPITHACHAPETHHEKOCMHMENOC
 TIOTOTBACKAINOTAMONOCAPHPEOMHMHAIATEBACAC
 THNAPXHEICTEHEITOTTOIC TOICIOAITAKKAITOTCEENOTC

vorstand, in großen Schmerz versetzt worden. So beschließt nun der Rath und das Volk, und die Städte, aus welchen sich Fremde hier aufhielten: den Theokles mit einem goldenen Kranze zu bekränzen, und vom Herolde ausrufen zu lassen: „daß der Rath und das Volk, und die Städte der sich hier aufhaltenden Fremden den Theokles, des Satyrus Sohn, bekränzen, welcher alle übertroffen, die sich seit undenklichen Zeiten durch Sorge für das allgemeine Beste ausgezeichnet haben, und der Stadt nützlich geworden sind, und daß sein Bildniß auf einem Schilde, auf öffentliche Kosten im Gymnasium, das unter seiner Aufsicht errichtet worden, aufgestellt werde.“ Dieses Psephisma aber solle auf eine Tafel von weißem Marmor geschrieben und aufgestellt werden am ausgezeichnetsten Orte der Stadt, damit alle daraus erlernen, daß dieser Mann, tapfer und kühn, rechtschaffen und unermüdet, den Bürgern der Stadt ein Retter und den Fremden ein Menschenfreund gewesen; zur Aufmunterung derer, welche sich der Stadt geneigt und wohlthätig gegen sie zeigen können.

ΔΙΛΤΟΛΦΗΡΗΘΑΙΤΟΤΗΡΡΟΕΓΣΤΩΤΟCΤΗCΠΟΛΕCΑΝΑΡΡΟCΑΕΛΥ
 ΠΗΘΝΑΕΙΡΑCΑΙΤΕΠΗΝΤΕΒΟΤΑΗΝΚΑΙΤΟΝΑΗΜΟΝΚΑΤΑCΠΟΛΕCΩΝ 30
 ΕΙΕΔΗΜΟΤΝΟΙΕΝΟΙCΤΕΦΑΝΘΗΝΑΙΤΟΝΘΕΟΚΛΕΑΧΡΥCΕCΤΕΦΑ
 ΝCΚΑΙΑΝΑΙΟΥΕΤΘΗΝΑΙΤΠΟΤΟΚΗΡΥΚΟCΟΤΗΒΟΤΑΗΚΑΙΟΔΗΜΟC
 ΚΑΙΑΠΟΛΕΙCΤΩΝΙΑΡΕΠΙΔΗΜΟΤΝΤΩΝΕΞΕΝΩCΤΕΦΑΝΟΤΩΝΘΕΟ
 ΚΑΕΑCΑΤΠΡΟΤΗΕΚΗΤΗΝΤΕΝΟΜΕΝΟΝΤΩΝΑΙΙΔΕΝΟCΗΕΡΠΙΣΚΟΙΝΗ
 ΠΑΓΙΑΑΦΕΡΟΝΤΕΝΚΑΙΣΤΗΤΗΤΟΛΕΙCΤΜΦΕΡΟΝΤΕΝΚΑΙΑΝΑΤΕΘΗΝΑΙ
 ΤΟΤΕΙΚΟΝΑΕΝΟΙΔΟΝΔΗΜΟCΙΑΕΝΤΩΤΜΝΑCΙΘΤΗCΚΑΤΑCΚΕΤ
 ΗCΤΗΝΕΙΜΕΛΕΙΑΝΑΤΤΟCΠΕΠΟΙΗΤΟΤΟΔΕΦΗΦΙCΜΑΤΟΤΤΟΑΝΑΡΡΑΦΗ
 ΝΑΙΕCCΤΗΑΗΝΑΕΤΚΟΛΙΘΟΝΚΑΙΑΝΑΤΕΘΕΙΝΑΙΕΝΤΕΠΙCΗΜΟΤΑΙΩΤΗC
 ΗΟΛΕCΤΟΠΙΞΕΙCΤΟΜΑΘΕΙΝΙΑΝΤΑCΤΟΝΑΝΑΡΡΑΙΠΡΟCΑΝΑΡΕΙΑΝ
 ΕΥΤΟΑΜΟΝΚΑΙΠΡΟCΑΡΕΤΗΝΑΕΑΟΚΝΟΝΚΑΙΠΡΟCΠΟΛΕΤΑCΓΕΤΗ 40
 ΠΟΝΚΑΙΠΡΟCΕΝΟΤΦΙΑΝΘΡΩΠΟΝΗCΙΠΡΟΤΡΟΠΗΝΤΩΝΤΗΝΙΟ
 ΑΙΝΦΙΑΕΝΚΑΙΕΤΕΡΕΤΕΝΑΤΝΑΜΕΝΩΝ

Das merkwürdigste in diesem Psephisma für unsere Untersuchung oder die Sache, um welcher willen es einen Platz in gegenwärtiger Abtheilung erhalten, verdient hier zuerst ausgehoben zu werden. Der Archon von Olbia Theokles erhielt, außer den neunzehn goldenen Kronen, EIKONA ENOHAON, die Ehre, daß sein Bildniß auf einem Schilde auf öffentliche Kosten im Gymnasium aufgestellt werden sollte. Der hier gebrauchte Ausdruck ist schwankend, und diese Worte können eben so gut ein auf ein rundes Feld gemaltes Bildniß, als ein auf einer schildförmigen Marmortafel erhoben gearbeitetes Bildniß bedeuten. Daß wir diesen Beschluß also gerade hier mittheilen, macht nicht sowohl die nur entfernte Wahrscheinlichkeit, welche die vorher angeführten Beschlüsse, die sämtlich von gemalten Bildnissen mit sehr ähnlichen Worte sprechen, auf den von Olbia zu werfen scheinen; als vielmehr der Umstand, daß, weil die auf letzterem gebrauchten Worte eben so wenig ein erhoben gearbeitetes Brustbild bestimmt anzeigen, dieses Psephisma folglich keine gültigern Ansprüche haben dürfte, um an dem Orte verzeichnet zu sein, der von solchen Marmor-Bildnissen handelt. In dieser Ungewißheit schien uns die gegenwärtige Stelle immer noch die schicklichste zu sein. Uebrigens wird unter EIKONA ENOHAON hoffentlich niemand, der die Ausdrücke der vorher angezogenen Beschlüsse mit diesen Worten vergleicht, und mit dem Alter-

thume nicht ganz unbekannt ist, auf die unglückliche Vermuthung fallen können, es sei hier ein bewaffnetes Bildniß zu verstehen.

Man bemerke ferner in dieser Aufschrift, daß die Fremden welche sich zu Olbia aufhielten, dreimal erwähnt werden, und daß, wo von den dem Andenken des Theokles bestimmten Beweisen von Verehrung von Seiten der Stadt Olbia die Rede ist, beidemale ausdrücklich auch die fremden Städte als Geberinnen genannt sind. Da nun überdies in der für sich bestehenden Inschrift von vier Zeilen diese Städte namentlich aufgeführt werden, so ergibt sich offenbar, daß die achtzehn goldenen Kränze für Geschenke von eben so viel Staaten, entweder von ihren zu Olbia bestellten Proxenen, als öffentlichen Personen, oder, weil sonst in diesem Beschlusse nicht, wie in dem für Dadus, vom Begräbniße des Theokles die Rede ist, vielmehr für nachher von den Städten selbst, denen der Tod des Theokles gemeldet worden war, durch öffentliche Beschlüsse der Obrigkeit und des Volkes erteilte, zu halten sind. Aus der Ordnung in der, nach Olbia, welche, mit Recht, sich zuerst nennt, die übrigen achtzehn Städte aufgeführt sind, folgt ferner sehr klar, daß, gerade weil sie sämtlich ohne Rücksicht auf Nähe oder Entferntheit ihrer Lage, oder auf Verbindungen, in welchen Olbia mit ihnen stand, unter einander genannt sind, so

daß selbst Miletus, die Mutterstadt von Olbia und die davon unter den genannten Städten am meisten entfernte, die fünfte Stelle, und Istria, Odessus und Sinope, gleichfalls von Miletus gegründet, die zehnte, funfzehnte und neunzehnte einnehmen, eine andere Rücksicht statt gefunden haben müsse, um welcher willen diese Städte-Namen gerade in dieser scheinbaren Unordnung sich befinden. Wahrscheinlich beziehet sich die Folge der Namen auf die Zeit, zu welcher die von den fremden Städten gesandten goldenen Kränze nebst den gesetzlichen Beschlüssen zu Olbia eingetroffen waren. Tyra, die letzterer am nächsten gelegene Stadt, wird als die achtzehnte, die nächsten Städte nach Tyra, Istria oder Istrus, Kallatia und Tomi, als die zehnte, sechszehnte und vierte, aufgestellt. Aus der taurischen Chersonesus werden nur Heraklea-Chersonesus, und, unter dem Namen Bosporus, Pantikapäum genannt, und befinden sich auf der sechsten und zwölften Stufe. Aus Thrakien sind Byzantium und Odessus, als die achte und funfzehnte aufgestellt. Aus Paphlagonien, dem Pontus und Bithynien, Sinope, Amasia, Apamea, Heraklea, Nikäa, Nikomedia und Prusias, als die neunzehnte, vierzehnte, siebenzehnte, zweite, dreizehnte, siebente. Die von Olbia, mit Ausnahme von Miletus, am meisten westlich entfernte Stadt ist Kyzikus in Mysien, in der Folge die eilfte. Bloss die Lage der dritten Stadt, deren Bewohner ΠΑΝΟΙ

genannt werden, dürfte schwer ausgemittelt werden. Wir erinnern nur so viel, daß, wenn das streitige Wort so wie hier auf dem Marmor steht, kein Name in der alten Weltbeschreibung, so weit sie bekannt ist, darauf zielt, und daß dieses Wort eben so wenig eine Abkürzung von Panopolis, oder eine unrichtige Schreibart eines thrakischen Volkes, Panai, welches Hesychius nennt, als der Name der Bewohner von Paneas oder Pania, nachher Käsarea genannt, in Trachonitis, sein kann. So manches was vormalß bestand, ist für uns verloren und verwischt. Könnten die hier gemeinten Pani nicht Bewohner irgend einer kleinen Stadt am schwarzen Meere oder in dessen Nähe gewesen sein, deren keiner der alten Schriftsteller gedacht hat? Ueberhaupt sind, außer Miletus, die hier genannten Städte sämtlich nur solche, welche am Ufer des Pontus Eurinus und der Propontis gelegen sind. Den Schriftzeichen nach ist dieser Marmor um einige Jahrhunderte älter, als der Beschluß für Dadus des Lumbagus Sohn, den wir an einem andern Orte bekannt machen werden; und scheint ohngefähr um die Zeiten nach dem Kaiser Augustus verfaßt zu sein. Man siehet also, daß der vormalß in Griechenland so ausgebreitete Handel von Olbia, als dieser Beschluß abgefaßt wurde, schon in viel engere Gränzen eingeschlossen war. Weßhalb am Ende der drei letzten Zeilen der Anfangsinschrift die Namen von sieben Städten ver-

zeichnet stehen, da wir in den übrigen zwölf sie unter dem Namen ihrer Bewohner genannt finden, ist nicht mit Gewißheit anzugeben. Vielleicht, daß in den Beschlüssen, oder auf der Inschrift der goldenen Kränze, der letztern, die Bewohner der Städte geschrieben, auf jenen aber die Städte selbst als Gebirginen genannt waren.

Daß sich auf diesem Marmor Schreibfehler ¹⁾, Eigenheiten und Irrthümer der Schreibart ²⁾ befinden, von welchen einige vielleicht aus unrichtiger Aussprache entstanden sind ³⁾, war nothwendig zu

¹⁾ Schreibfehler sind: vers. 6. KATANTCAMENOC für KATANTCAMENOC. vers. 9. KA für KAI. ΠΟΛΑΜΠΡΟΝ für ΠΟΛΥΛΑΜΠΡΟΝ, oder wie der Schreibfehler anzuzeigen scheint ΠΟΛΛΑΔΑΜΠΡΟΝ. vers. 9. ΕΑΥΤΟ für ΕΑΥΤΟΝ. vers. 25. ΤΙΟΙΟ für ΤΙΟΟ. vers. 41. ΗΙΟ für ΗΙΟ.

²⁾ Wie vers. II. ΜΕΙΛΗΤΟΟ. vers. III. ΝΕΙΚΟΜΗΛΕΙΟ. vers. IV. ΝΕΙΚΑΙΕΙΟ. ΟΔΥΤΣΕΙΤΑΙ. ΑΠΑΜΕΙΑ. vers. 7. 28. 40. ΠΟΛΕΙΤΩΝ. vers. 13. 34. ΝΕΙΚΗΤΗΝ. vers. II. ΤΟΜΕΙΤΑΙ, welches letztere aber auch auf Münzen gefunden wird.

³⁾ Wie vielleicht vers. III. ΠΡΟΤΣΕΙΟ, welches falsch, und statt dessen ΠΡΟΤΣΙΕΙΟ stehen sollte, wodurch entweder Prusias am Hypius, oder Prusias die vorher Kianus hieß, angezeigt wurde. Wollte man das weniger wahrscheinliche ΠΡΟΤΣΑΙΕΙΟ vorziehen, so würde dann Prusa am Olympus zu

erinnern, damit man diese Mängel nicht unserer Abschrift zur Last lege. Mehr über diesen Beschluß und andere eben so wichtige Denkmäler von Asia, welche wir theils der Güte des Herrn Grafen Besborodko verdanken, theils an Ort und Stelle abgezeichnet haben, wird nächstens von uns in einer besondern Schrift bemerkt werden.

Das Bildniß des Sophisten Heraklamon stellte die Stadt Pergamus, für welche er, auf einer Gesandtschaft die sie ihm aufgetragen, viel Mühe und Sorge verwendet hatte, an einem öffentlichen Orte auf. Auch sagt das Epigramm des Agathias, welches uns diese Nachricht vom Heraklamon aufbehalten, daß auf diese Art zu Pergamus das Verdienst gewöhnlich belohnt ward ¹⁾. Die öffentliche Aufstellung des gemalten Bildnisses, ward zu den Zeiten der griechischen Kaiser, bis ins sechste Jahrhundert und noch später, als Belohnung des Verdienstes, sehr üblich. Selbst in den kaiserlichen Zimmern wurden

versehen sein. Alle drei Städte lagen in Bithynien. Vers. IV. ΑΜΑΚΚΙΑΝΟΙ, ist bis jetzt in Hinsicht der Endsyllben nicht anderswo gefunden worden. Was aber die Verdoppelung des Σ betrifft, so schreibt sich die Stadt eben so auf Münzen, obgleich auf andern auch mit einem einfachen Σ. Ebendasselbe gilt auch von Odessus; und ΧΕΡΟΝΗΚΚΟΟ wird auch auf Münzen gelesen.

¹⁾ Epigr. XLIII. p. 48. in Br. Anal. Vol. III.

Die gemalten Bildnisse der Sieger in den Spielen aufgestellt ¹⁾. Die Stadt Konstantinopel errichtete dem Agathias, wegen seiner Verdienste um die Geschichte und Redekunst, ein gemaltes Bildniß, auf dem zugleich sein Bruder und sein Vater Memnonius abgebildet waren ²⁾. Kein gewöhnliches Beispiel gab ein ebendasselbst sehr geschätzter Redner, Eusebius. Als die Stadt ihm erlaubt hatte, sein gemaltes Bildniß öffentlich aufzustellen, weihete er an einem öffentlichen Orte nicht das seinige, sondern das des berühmten Arztes Hippokrates von Kos: weil er glaubte hierdurch sich größern Ruhm zu verschaffen, als wenn er sich diese Ehre angemast hätte ³⁾. Daß in einem solchen Falle die Unterschrift des Gemäldes nicht vergessen werden durfte, lehrt schon eben dieses Beispiel, weil, hätte sich dieselbe nicht bis auf uns erhalten, die ganze Thatsache unbekannt geblieben sein würde. In derselben Stadt hatte ein gewisser Thomas das Bildniß seiner Geliebten der Kallirrhoe, eines Mädchens von zweideutigem Rufe, öffentlich geweiht ⁴⁾. Eben so wird

1) Brunk. Lect. et Emend. in Anal. Vol. III. p. 239. epigr. 17.

2) Michael. Gramm. Epigramm. in Anal. Vet. Poet. Graec. Vol. III. p. 124. et Jacobs Animadv. To. XI. p. 242.

3) Synes. Epigramm. in Anal. Vet. Poet. Graec. Vol. III. p. 11.

4) Agath. Epigr. XLI. Ibid. Vol. III. p. 47—48.

auch das Bildniß einer Schauspielerin in den Mimen, Kalliope, erwähnt ¹⁾. Im Costhenium, einem den Spielen bestimmten Gebäude zu Konstantinopel, war unter andern auch das Bildniß der sehr geschätzten Tänzerin Helladia ²⁾, und zu Anazarbus in Kilikien das des Arztes Philippus, von einem gewissen Antonius, der durch ihn genesen war, ausgestellt ³⁾.

In den frühern Zeiten der Griechen, in ihrem höchsten Wohlstande, war die Aufstellung des Bildnisses oder der Bildsäule, einzig Sache des Staates, welcher zuweilen Verwandten auf ihr Ansuchen erlaubte, eines um das Vaterland verdienten Mannes Bildniß an einem öffentlichen Orte zu weihen. In Tempeln, vornemlich in solchen, welche für Heiligthümer aller Hellenen galten, fand diese Schwierigkeit nicht Statt, und um so weniger, je allgemeiner besucht sie waren, wovon im vierten Abschnitte. Daher kam es, daß die Bildnisse von Leuten aus allen Ständen unter einander in diesen heiligen Orten ihren Platz fanden. So sahe man, wie wir glauben, in einem Tempel der Venus, auf dem

1) Joann. Barbue. Epigr. I. in Br. Anal. Vol. III. p. 11. et Jacobs. Comm. T. XI. p. 19.

2) Leont. Epigr. VI. Ibid. Vol. III. p. 104. epigr. 6.

3) Comet. Scholast. Epigr. II. in Br. Anal. Vet. Poet. Vol. III. p. 15.

Gemälde des Aristomachus den Tempel derselben Göttin nebst ihrem Standbilde vorgestellt, welchen Menekratis, Phemonoe und Prero, die gleichfalls auf diesem Gemälde abgebildet waren, errichtet hatten. Sie waren vorher öffentliche Dienerinnen der Venus gewesen, und hatten sich nachher verheiratet ¹⁾. Uebrigens besaß jedes Weihgeschenk seine Inschrift, aus der zu ersehen war, wer, ob ein Staat oder ein Einzelner, es geweiht hatte. Allein in den spätern Zeiten oder im Verfall der Freiheit und Unabhängigkeit Griechenlands, welcher den Untergang alles Schönen und Großen bei diesem Volke nach sich zog, wurde, wie wir theils schon im vorigen Abschnitte gesehen, theils in der Folge noch weiter bemerken werden, nicht nur diese Ehrenbezeugung, welche anfänglich bloß Belohnung des Verdienstes war, ohne Schwierigkeit auch Leuten ohne Verdienst ertheilt, sondern die Bildnisse und Bildsäulen, welche Einzelne der Achtung, Freundschaft und Liebe widmeten, erhielten, obgleich der Staat keinen Theil an ihnen hatte, durch öffentliche Aufstellung, gerade dieselbe Wichtigkeit und Ehre, als jene. Auch die Denkmäler von Tadmor oder Palmyra bekräftigen unsere Bemerkung. Auf eine nicht Beifalls werthe Weise sind daselbst die Fußgestelle der Standbilder

1) Antipat. Thessal. Epigr. XXII: in Br. Anal. Vol. II. p. 114. et Jacobs. Animadv. T. VIII. p. 302.

unmittelbar am Schaft der Säulen befestigt ²⁾, und Inschriften auf diesen Gestellen beweisen, daß die hier errichtet gewesenen Bildsäulen theils vom Rathe und Volke ³⁾, theils aber auch von Kaufleuten aus Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäter ⁴⁾, und selbst von Ehemännern ihren Frauen ⁵⁾, errichtet waren. Die dazu gehörige Inschrift steht bald auf dem Gestelle ⁶⁾, bald auf dem Schaft der Säule selbst ⁷⁾, zuweilen auch wohl an beiden Orten. Es ist zwar sehr wahrscheinlich, daß bei diesen Weihungs-Bildsäulen Einzelner, die Obrigkeit ihre Erlaubniß zur öffentlichen Aufstellung gegeben hatte; allein demohngeachtet war es nicht anständig, daß letztere mit den vom Staate ertheilten Denkmälern an einem und demselben Orte errichtet waren.

Von den fünf oben angeführten Verdienst-Bildnissen, eines nicht mitgezählt, werden drei gemalte Bildnisse, zwei aber auf Schilden gemalte Bildnisse genannt. Diese Schilde mit den Bildnissen der zu ehrenden Personen, waren zu Rom sehr gewöhn-

1) Wood Ruin. de Palmyre pl. I. M. pl. XXVIII. B. D.

2) Id. ib. p. 27. inser. 3. 9. 21. p. 29. inser. 18. 20. 22.

3) Id. ib. p. 27. inser. 5.

4) Id. ib. p. 27. inser. 7.

5) Id. ib. p. 27. inser. 5. 7. p. 29. inser. 18. 20. 22. 25.

6) Id. ib. p. 27. inser. 3. 9. p. 29. inser. 21. cf. inser. 11.

lich ¹⁾, bei den Griechen aber weit seltener. Denn der Beschluß zu Gunsten des Diodorus, auf dem wir ein solches Bildniß: Schild erwähnt gefunden, gehört in spätere Zeiten, wo Griechen diese Sitte, vielleicht selbst den Römern für einmal nachgeahmt hatten. Corsini hatte das Alter dieser Aufschrift, da sie nichts enthält, wodurch es mit Gewißheit bestimmt werden konnte, nicht ohne manche gelehrte Angaben, in den so sehr weiten Zeitraum von 437 Jahren gesetzt, nämlich zwischen die Jahre 308 vor unserer Zeitrechnung bis 129 nach derselben ²⁾, so daß seine Zeitbestimmung dadurch nicht viel mehr ist als keine. Biagi verkleinert zwar mit Hilfe gewagter Vermuthungen diesen Zeitraum, und setzt ihn nur auf 155 Jahre ³⁾, er löset aber die Zahlen, die er abnimmt, vom Ende des corsinischen Zeitraums ab, da er mit weit mehr Sicherheit, durch einen kräftigen Schnitt, den größten Theil des Anfangs davon hätte trennen sollen. Biagi gibt sich viel Mühe, die Zeit, wo die glänzende Periode des Handels der Insel Delos ihr Ende erreicht hatte, auszumitteln.

1) Plin. N. H. L. XXXV. c. 3. p. 681. Bracci Dissertaz. sopra un clip. vot. p. LXVI. sequ. Analdi de Sacr. et publ. Pict. Tabul. cultu. c. IX. p. 171. sequ. Mehr wird hierüber in der Folge bemerkt werden.

2) Fast. Att. To. IV. Proleg. p. XXXIX. et p. 166.

3) Tract. de Decret. Athen. c. XXX. §. 11 — 15. p. 376 — 381.

Aber wenn man auch diese Zeit auf's genaueste angeben könnte, so wäre doch dadurch für das Alter dieser Inschrift nichts gewonnen, weil letztere nichts enthält, was auf den damaligen Wohlstand des Handels zu schließen berechtigt, und Diodorus, der Prorenus der Athenäer auf Delos und dortiger Aufseher des Hafens, konnte eben so gut seine Belohnung in schlechten Zeiten für den Handel, als in guten, verdient haben. Daß der Handel der Insel Delos von der Zeit an, wo die Römer daselbst herrschten, viel von seinem Umfange verloren hatte, ist nicht zu bezweifeln; die Synode der Schiffeigenthümer und Kaufleute war deswegen aber nicht eingegangen. Dieses beweist uns eine zu Delos verfaßte Inschrift, welche beurkundet, daß die auf dieser Insel wohnenden Athenäer und Römer, die Kaufleute und Schiffeigenthümer, dem Alexander, des Polykterus Sohn, aus Phlius, wegen seiner Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit, nachdem er der Vorgesetzte der Insel geworden, eine Bildsäule errichtet und ihn dem Schutze des Apollo empfohlen haben ¹⁾. Hier, wo nur Vermuthungen, aber doch auch nur wahrscheinliche, Statt finden, sei es uns erlaubt die Inschrift lieber den Zeiten des Augustus zu nähern, und sie in die Periode des Verfalles des Handels zu setzen. In glücklichen Zeiten für den Handel, hätte eine den

1) Marm. Oxon. Inser. Gr. t. XLIII. p. 54.

Kaufleuten so wichtige Person, als der Prorenus (oder, wie wir es nennen, der Handels-Consul) Diodorus, gewiß nicht ein einfaches gemaltes Bildniß, in seinem Amts-Zimmer aufgestellt, sondern eine Bildsäule von Erz auf dem öffentlichen Plage zu Delos, nebst andern bedeutenden Vorrechten, erhalten. Wenn Biagi also den von Corsini angegebenen Zeitraum um beinahe zwei Drittheile verkürzt, so thut er weiter nichts, als daß er mit dem letzten Drittheile gerade die einzig mögliche Zeit, in welcher der Beschluß verfaßt sein kann, davon abschneidet. Was das zum Besten des Patron gegebene Psephisma betrifft, so spricht die jährliche Wiederholung des Kranzes gleichfalls für eine sehr späte Zeit, da wir andere Umstände dieses Denkmals jetzt nicht genau erwägen wollen. Dem Staats-Beschlusse von Ryme zum Besten des Labes aber weisen des Augustus Amt, als Pontifex Maximus, und sein Titel, Vater des Vaterlandes, einen Zeitraum von vierzehn Jahren an, der mit des Augustus Tode schließt, binnen welchem er geschrieben sein muß. Da die Bewohner von Ryme einem Römer ihre Dankbarkeit bezeugen wollten, so darf man sich nicht wundern, daß sie ihn, außer den in Griechenland üblichen Auszeichnungen, auch mit einem römischen Bildniß-Schilder beehrten.

In neuern Zeiten ist diese Belohnung durch Verdienst-Gemälde ganz außer Gebrauch gekommen.

Wir haben, außer Kirchen und Theatern, eigentlich keine öffentlichen Gebäude. Denn in den übrigen so diesen Namen führen, werden zwar Staats-Geschäfte abgehandelt, der Zutritt zu ihnen gehört aber nur den darin Arbeitenden. Da nun die Kirchen bloß mit Gemälden aus der heiligen Geschichte geschmückt werden, so siehet man, daß sich bei uns zur öffentlichen Aufrichtung von Verdienst-Gemälden nirgends Raum findet. Jedoch würden Gemälde, darstellend merkwürdige Handlungen unternommen zum Besten des Staats, Bildnisse großer und edler Männer, an schicklichen Orten öffentlich aufgestellt, sehr viel beitragen, die Macheiferung zu erwecken. Eben so Schlachten-Gemälde und Bildnisse ausgezeichneter Feldherren. — Orte und Gebäude, um Denkmäler dieser Art aufzunehmen, würden sich bald ausfindig machen lassen, und da, wo es durchaus keine dazu schicklichen gibt, ist es, wenn man von der Wichtigkeit der Sache überzeugt ist, der Mühe werth, die dazu nöthigen öffentlichen Gebäude aufzuführen zu lassen. Ein passender Ort für solche Gemälde scheinen vielleicht die Bilder-Sammlungen der Fürsten und ihrer Unterthanen zu sein. Allein diese werden nicht durch sie bereichert, weil bei Anlage solcher Sammlungen nie weder ein politischer noch ein moralischer Zweck Statt gefunden hat. Da nun sogar das Bedürfniß, die Kirchen mit erhebenden und frommen Darstellungen zu versehen, nicht im

Stande war, im verfloffenen Jahrhunderte große Maler hervorzubringen, so darf man um so weniger erwarten, daß geschickte Künstler jener Zeit, entweder aus eigenem Antriebe oder durch äußere Veranlassung bewogen, ihre Zeit Gegenständen dieser Art haben widmen wollen.

Anmerkung zur Seite 335 f.

Was die Gestalt des C statt des S betrifft, so ist zu erinnern, daß auf der ganzen Inschrift, vom Anfange bis zum Ende, dieser Buchstabe immer die eckigte Klammeregestalt C besitzt.

Schlussanmerkung.

Da seit Absendung der Handschrift bis zur Vollendung des Abdrucks geraume Zeit verlossen, so mögen hier nur ganz kurz die Anzeigen von zwei, künftig weiter auszuführenden, Bemerkungen stehen.

1) Zur Seite 307. Es ist als ausgemacht anzunehmen, daß die Schlacht von Marathon von Panänus nur während der 17 Jahre der Verwaltung des Perikles gemalt worden ist. Hätte Kimon nicht sehr wichtige Ursachen gehabt, die ihn abhielten, das mittelst gesetzlichen Beschlusses seinem Vater ertheilte Ehrendenkmal auszuführen zu lassen, so würde dieses Gemälde das erste gewesen sein, das Polygnotus unternahm. Umständlicher hierüber künftig.

2) Zur Seite 344—345. Der hier gemeinte und an der Seeküste gelegene Wohnort der ΠΑΝΟΙ wird in der erwähnten Schrift über die alten Denkmäler von Olbia bestimmt und angezeigt werden.

XXVI.

Schreiben

von

A. C. L e h r b e r g

an

Friedrich Adelong.*)

Indem ich zur Feder greife, um Ihnen, mein verehrter Freund, eine Antwort auf die Anfragen Ihres

*) In Bezug auf diesen, den Freunden der Forschung über Rußland's ältere Geschichte und Erdbeschreibung unfehlbar sehr interessanten Brief des vereinigten Akademiens Lehrberg (vergl. über ihn Dörpt. Bentz. Jahrg. 1813. S. 419—421), dessen angekündigtes Bildniß, in punctirter Manier gestochen von Senff in Dorpat (vergl. a. a. D. S. 420), nun auch schon in unseren Händen ist, schrieb mir der gefällige Einsender, Hr. Staatsrath und Ritter Adelong in St. Petersburg, in einem Briefe vom 27. April dieses Jahres:

lieben Correspondenten zu geben, fühle ich mich wirklich in Verlegenheit. Ich soll in ein paar Zeilen zusammenpressen, wovon ich Tage lang reden — worüber ich mit einem Manne von solchen Kenntnissen, von so unermüdetem Forschungsgeiste, wie Vater, in den genußreichsten Unterhaltungen schwelgen konnte — Ich kann so kurz nicht seyn! ich bin wie ein Fabricitant, der den Paroxysmus kommen sieht; ich muß also bitten, daß Sie Nachsicht haben, wenn Sie mich in der Exacerbation finden. Am Ende kann ich hier doch nur Rubriken geben, Behauptungen aufstellen — und diese sehen gar zu leicht Nachsprüchen ähnlich, ich bin dabey in Gefahr anmaßend zu erscheinen. Doch nein! bey Ihnen bin ich in der Gefahr nicht, Sie wissen es, daß ich alle Rodomontaden von ganzem Herzen hasse. Zur Sache also! — Ich war von der Germanität der Stifter des russischen Staates vor der Erscheinung von Schözer's Messor

„Es ist eine köstliche Reliquie von unserm unvergeßlichen Lehrberg, drei Monate vor seinem Tode mit fast gelähmter Hand an mich geschrieben, als ich ihn, auf Vater's Veranlassung, um nähere Nachricht von seinen einzelnen Abhandlungen gebeten hatte. Diese Blätter biete ich Ihnen für Ihre Beiträge an, bitte Sie aber, sie so bald als nur immer möglich abdrucken zu lassen, damit sie gewissermaßen als Vorboten und Ankündiger seiner Schriften dienen können, deren Druck durch seines Krug's Sorgfalt gegen den Herbst beendet seyn wird.“

A. d. H.

überzeuge, ungefähr aus denselben Gründen, die er, aber viel zu desultorisch, behandelt, die er mit ermattender Hand dargestellt, die er in ein schielendes Licht gesetzt hat. Sie sind gut diese Gründe und sehr haltbar, sie können bey weitem mehr verstärkt, sie können noch selbst fester begründet werden. Aber das erfordert langwierige Vorarbeiten, eine ganz neue Sichtung der alten, eine besonnene Benugung der neuen Materialien zur nordischen und osteuropäischen Geschichte. Darum haben wir von der Akademie aus nicht geeilt, uns in den neuangeregten Streit über den Ursprung des russischen Staates zu mischen, wenn gleich unser alter, herrlich ausgerüsteter und ritterlich bewaffneter Krug über den Ausgang des Kampfes eben so wenig in Zweifel ist, als ich es bin. Eine Menge von Untersuchungen müssen abgethan werden, ehe von jenem Ursprunge so die Frage seyn kann, daß sie eine objectivgültige, und so Gott will, dann auch geltende Antwort erhält. Denn so sehr wir Schözer'n verpflichtet sind: auf seinen Gesichtspuncten können wir nicht stehen bleiben. Er hat in der That Hauptansichten verfehlt. Seine Finnerwelt ist ein Chaos; ich kann nicht meinen, wie auch er noch that, daß der russische Staat in Novgorod gestiftet worden sey; die Vorstellungsart, nach welcher die slavische Nation aus einem Dreyeck an den Karpathen hervorgekommen seyn soll, ist eine kleinliche Hypothese, im Widerspruch mit klaren

Zeugnissen; mit großem Unrecht hat Schlözer die Zeitrechnung der russischen Jahrbücher verdächtig gemacht; über Walachen, Petschenegen, Polowzer, Chazaren und Tguren war er eben so wenig in's Reine gekommen, als über die Scythen der Vorzeit, und durch seine pontischen Russen — die er eigentlich aus Schwäche für einen alten Fehlgrieff (Probe russ. Annalen, S. 86 u. ff.) noch einmal zur Welt brachte, hat er der guten Sache der Waräger einen sehr schlechten Dienst geleistet. Und wie hat er sich mit den unglücklichen Ausgeburten benommen? Er läßt ihnen einen erborgten Namen anhängen, aber er weiß nicht warum. Er läßt sie kommen, aber er weiß nicht woher (wie der Wind des Evangelii). — Er läßt sie in die scythische Wüste zurückkehren, aber er weiß nicht wohin (Schlözer's Hecm. II. 259). Die pontischen Larven sind weder Chazaren, noch Araber, noch auch Rumaner — kurz! es träumt ihm, und er weiß nicht wo von. Sollte man glauben, daß ein deutscher Geist, daß Schlözer — der unerbittliche Widersacher aller Fizion sich solcher Frivolitäten schuldig machen könnte! Aber es ist den Bastarden seiner Phantasie nun auch auf keinerley Weise zu helfen: they fell dead-born from the press — man kann ihnen weder durch die unerhörte Liberalität der Chazaren (Ewers S. III) eine Existenz versichern — noch auch sie in den Koxolanen wieder finden. Vater's Humanität verwies

auf diese letzteren zur gütlichen Vermittelung des Friedens; aber Schlözer lehnte den Liebesdienst ab, mit despotischer Grobheit, statt daß er sich die Mühe hätte geben sollen, der Abkunft dieses merkwürdigen Volkes näher auf die Spur zu kommen. Ich habe die Forschung nicht geseheut, und ich gestehe, ich kann die Koxolanen für nichts germanisches halten: ins besondere deswegen nicht, weil ich glaube, ihre Verwandten in dem heutigen Kaukasus aufgefunden zu haben. Der Weg, auf dem ich dahin gelangte, ist weit; die Untersuchung hängt mit sehr vielen andern nahe zusammen: ich muß mir's versagen, hier auch auf die entfernten Mittelglieder in der Reihe der Schlussfolgen zu deuten. — Lassen Sie mich dafür noch ein paar Worte über die Abhandlungen hinzusetzen, die ich endlich in den nächsten Wochen der Presse zu übergeben denke.

Die erste betrifft das im Kaiserlichen Titel genannte Zugrien und die Zugrier (Schlözer's Hecm. II. 51). Die zweite die Wohnsitz der Jarmen (ib. 50). Die Resultate fallen ganz anders aus, als bey Schlözer; es sind, hoff ich, hinreichend beurkundete Sätze und im 19ten Jahrhunderte ganz neu, so alltäglich und bekannt sie bis zum 15ten waren. Sollten sie ihr gebührendes Licht erhalten, so mußte der ganze europäische Norden jenseit des 60sten Grades der Breite und ein Theil vom asiati-

schen für die Zeit des Mittelalters in Untersuchung genommen werden. Die Aufsätze sind lang — ich schmeichle mir indessen, nicht langweilig für die Liebhaber einer strengen Forschung. — Die 3te Nummer gilt der berühmten novgorodisch, gotländischen Urkunde, von welcher Sartorius und Schlözer ausführlich geredet haben (Gesch. des Hanseat. Bundes I. 392 ff. Hoem. III. 90). Die Authenticität ist erwiesen, die Zeit der Ausfertigung bestimmt, der räthselhafte Borchramus demaskirt; man findet einen alten Bekannten in ihm wieder. — Dann eine Beleuchtung des Krive, und der Verwandtschaft der alten Preußen und der Russen zu Rug' und Frommen beyder, der Preußen und der Russen. — Hierauf folgt eine vergleichende Biographie zweyer russischer Fürsten des Mittelalters, die häufig mit einander verwechselt worden sind; es war mir bey dieser Arbeit angenehm zu finden, daß unsere russischen Chroniken, so dürre sie zu seyn scheinen, doch selbst für die Charakteristik von Nebenpersonen ganz artige Materialien liefern. — Nun nach dem Süden! eine genaue Beschreibung der Wasserfälle des Dneper's und eine umständliche Erläuterung der Nachricht des Kaisers Konstantin Porphyrogenneta von den Fabren der Russen auf dem Dneper, mit besonderer Rücksicht auf die sieben russischen Namen der Wasserfälle. Thunmann's Erklärung — die beste der bisherigen — war unvollständig, zum Theil unrich-

tig; sie sind nun sämmtlich mit Hülfe der bessern Localkenntniß entziffert, und dem germanischen Sprachstamme vindicirt. — Endlich von der geographischen Lage der, für die Chazaren von den Griechen erbauten Festung *Σαγορα* — — ganz bestimmt nicht Belgorod am Donez; neue Untersuchung über den Umfang des Gebietes der Chazaren und der Petschenegen, gelegentlich manches zur nähern Kenntniß dieser Völkerschaften u. s. w. u. s. w.

Das wären die Notizen, die ich Ihnen, mein verehrter Freund, für unsern achtungswerthen Vater mitzutheilen hätte, natürlich nur für einen Privatgebrauch; ich habe es über mich vermocht, vor Freunden von mir selbst so viel zu reden: öffentlich wäre das unmöglich: denn ich möchte für alles nicht — so gewöhnlich das auch ist — als promissor magno hiatus erscheinen.

Vater'n meinen herzlichsten Dank für das günstige Vorurtheil, das er für meine Arbeiten hegt — für die freundschaftliche Theilnahme, die er meinem Andenken erhalten hat. Mit einem wohlthätigen Gefühl erinnere ich mich der Zeiten, wo wir einander in den Hörsälen des alten Saal-Athens fanden und freundlich begrüßten. Er ist indessen auf einer lichtvollen Bahn unter lautem Beyfall zu den Höhen

des Ruhms gelangt; mich hielten meine Verhältnisse im dunklen Privatleben zurück. Jetzt ist mirs vergönnt, den Mufen ungesiebt zu opfern; aber um meine Gesundheit ist es geschehen, und was ich auch darbringen mag, es werden immer nur Sandkörner seyn zum großen Bau der Zeiten. — Mit der innigsten Hochachtung und Ergebenheit

Ihr

St. Petersburg, am 26. März 1813. **Lehrberg.**

XXVII.

Herodot und Atesias über Indien.

Von

A. H. von C.

Nur einen Beytrag möcht' ich liefern — recht im Sinne dieses Werks, welches bescheiden nicht mehr

*) Der Verfasser dieser Abhandlung, dessen Bescheidenheit ihn hier nur Anfangsbuchstaben seines Namens nennen ließ, ist mit seinem vollständigen Namen bereits im Jahrgange 1813 der Dörpt. Beitr. S. 425 genannt. Früh in Geschäfte des bürgerlichen Lebens eingetreten, hielt er es mit Recht für nicht zu spät, noch vor wenigen Jahren den akademischen Unterricht hiesiger Lehrer zu benutzen. Dem Herausgeber gereicht es zum Vergnügen, auf diesen talentvollen jungen Mann, von welchem übrigens schätzbare musikalische Compositionen im Publicum sind, durch Mittheilung seines ersten wissenschaftlichen Versuchs, der durch manche glückliche Combination selbst den gelehrten Forscher der alten Geographie interessiren wird, aufmerksam zu machen. A. d. H.

verspricht. — Also nichts Vollständiges, weit weniger etwas Vollendetes. Ich habe vorzugsweise nur das ausgehoben, was sich erklären lassen wollte. — Berühmte Männer gingen mir voran. Auf sie wies ich häufig hin, damit jedem die Wahl bliebe zwischen ihnen und dem unsichern Nachtreter. Vielleicht dürfte der Inhalt meines Versuches unserm Norden zu fremd, zu weit hergeholt scheinen. Für den Augenblick vielleicht. Aber wer in der Lage der Länder Bestimmung zu erblicken gewohnt ist, dem kann es unmöglich entgehn, welch großes Geschäft dem sich kräftig entwickelnden Geiste der Russen aufbehalten ist. — — Vielleicht spricht die Asiatische Akademie einft meiner Arbeit einigen Werth nicht ab.

I. Herodot,

schrieb um 444 vor Chr. Geburt.

Ueber ihn ist in neuern Zeiten nur Eine Stimme. Nicht allein seine Erzählung, ja seine Fabel verklärt sich immer häufiger und immer bestimmter zur lichten Wahrheit; je mehr wir selbst in der Kunde der Länder, die er beschrieb, vorrücken, und je fleißiger wir den Schleier eigener Unwissenheit zu lästen streben. Es ist hier indessen nicht der Ort,

über sein Verdienst im Allgemeinen zu entscheiden, sondern wir möchten ihn gegen seine Anreifer nur in einigen besondern Stücken in Schutz nehmen, die man bisher, nicht sowohl ihres märchenhaften Anstrichs, als ihrer Dürftigkeit halber, zu den Schattentheilen seines unsterblichen Werks zu rechnen gewohnt war. Was Herodot von Indien weiß, hat er aus der Perser Mund, und bezeugt dies selbst. — Nun kann jedoch der doppelte Fall Statt finden, daß die Perser über das Innere Indiens selbst nicht genau berichtet waren, Herodot aber, trotz seines wahrhaftigen Sinnes, seine orientalischen Erzähler und Gewährleute auch nicht immer richtig auffaßte. War doch Ktesias bey seiner gewiß tiefer reichenden Sprachkenntniß und bey weit zuverlässigeren Quellen nicht vor häufigem Mißverstände gesichert! Herodot's Nachrichten über Indien können nicht anders, als äußerst mangelhaft seyn. Statt ihn also deshalb und seiner Irrthümer wegen zu tadeln, werden wir vielmehr sein Weniges mit Dank aufnehmen müssen.

Buch III. Kap. 98. „Indien ist gegen Osten sandig. Denn von allen Völkern, die uns bekannt sind, wohnen die Indier dem Sonnenaufgang am nächsten, und dies östliche Land ist wegen des Sandes ganz wüste.“ — Und im 106 Kapitel: „das äußerste bewohnte Land gegen Osten ist Indien.“

Ich finde den Satz aufgestellt, als habe

Herodot's Kenntniß von Indien sich nicht über jene Wüste hinaus erstreckt. Es kommt darauf an, wo für man diese Wüste erklärt. Für die Koby? über die jenseits derselben belegenen Länder konnte Herodot freylich nur wenig Notizen erhalten haben; für die Sandberge im Osten des Indus, wie Keneel will? Herodot sagt doch auch manches aus, was nur auf die heiße Zone paßt. — Er macht einen Unterschied zwischen Nord- und Südindiern; — Buch III. Kap. 94 versichert er, daß keine Nation den Indiern an Menschenzahl gleich komme. Dies zeugt doch wahrlich von keiner geringen Ausdehnung seines Begriffs von Indien! Hiermit vergleiche man die sehr übereinstimmenden Ausdrücke des Ktesias Kap. I., und man wird zugeben müssen, daß wenigstens die Wüste im Osten des Indus nicht als die äußerste Grenze ihrer beyderseitigen Kenntniß anzusehen sey, wenn gleich unleugbar jenseits derselben die Fabel weit freyeres Spiel gewinnt, und das Verschiedenste und Entlegenste weit willkürlicher zusammenwirft, als diesseits, in den Persien zum Theil unterworfenen Strichen. Warum Herodot aber das ganze östliche Indien für wüste hält, hat Heeren in den Ideen I. S. 418 genügend erklärt. Hören wir Herodot weiter:

„Der indischen Völker gibt es sehr viele und sie reden nicht alle einerley Sprache.“ — Auch dies zeugt von einem sehr weitem Begriff. „Einige sind

Romaden (von diesen weiter unten) andre nicht. Manche wohnen in den Sümpfen am Flusse und essen rohe Fische, die sie auf Rohrbdten fangen.“ — Diese Sümpfe, erklärt Mannert, Geogr., sind nichts anders, als Ueberschwemmungen der Nebenflüsse des Indus. Heeren hingegen sucht die Fischeesser, und vielleicht mit besserem Fug, an den vielfachen Ausflüssen des Indus. Ideen S. 411. Doch können sie noch eine Strecke landeinwärts an dem Flusse hinauf gefessen haben. „Jedes Boot wird aus einem Rohrschusse gemacht.“ Hiemit vergleiche Diodor. II. 17. Forster berichtet, daß einige Völker der Südsee sich auf Flößen ins Meer wagen, die aus nichts mehr, als zwey langen Rohr- und Schilfbündeln bestehen. Fra Paolino a S. Bartolommeo Reise, Uebers. und Forster's Anm. dazu. Das indische Bambusrohr, bambus arundinacea, erreicht eine Höhe von 60 Fuß und wird 2, ja bis 3 Fuß dick. Daß Indier, Chineser und die Bewohner der Sundainseln es zu Schiffen gebrauchen, ist bekannt. Herodot fährt fort: „diese Völker kleiden sich in Binsen (*φορέσαι ἐδίτρα φολίνην*), welche sie am Flusse schneiden, klopfen, flechten, wie man Korb flecht, und sodann wie Panzer anlegen.“ — Uebereinstimmender mit Ktesias wäre es allerdings, wenn man *φολίνος* durch Bast gäbe. Aber das „am Flusse schneiden“ — deutet bestimmt auf Binsen oder Schilf. Noch jetzt verfertigen die In-

dier (unter andern auch die Malediven) bunte Matzen aus Schilfarten.

Es ist möglich, daß Herodot diese Notizen von den Deltabewohnern des Indus aus dem verlorenen Periplus des ältern Skylax (von Karyanda), welchen Darius Hystaspis auf Entdeckungen ausfandte, überkommen. Denn Aristoteles beruft sich auf einen solchen. Auch erklärt sich dann besser, wie die Perser so bestimmte Nachrichten von einem Volke haben konnten, das, wie der Verfolg zeigen wird, nicht unter ihrer Botmäßigkeit stand.

Kap. 99. „Andre Indier, diesen gegen Osten wohnend, sind Nomaden und essen rohes Fleisch — ja, sie verzehren ihre Kranken und ihre Alten.“ — Heeren setzt sie oberhalb Guzarate an den Puddar, ganz consequent der Lage, die er den Fischessern gab, und durch den ähnlich lautenden Namen des Flusses bewogen. Aber neuern Nachrichten und Charten zufolge, soll der Fluß nicht Puddar noch Paddar, sondern Butlars oder Banast heißen, dagegen aber der Ganges Pudoa genannt werden. Zimmermann, Taschenbuch der Reisen 1812. II. S. 31 und 42. Ferner sehe ich in den Worten Herodot's „gegen Osten“ keine Nothwendigkeit, die Paddaier den Ichthyophagen so gar nahe zu rücken. Auf einer höchst merkwürdigen Charte le Gentil's von Kaschemir (von Langlès in Paris

herausgegeben und nachgestochen im July: Heft der Geogr. Ephemer. 1802) sieht man östlich von Kaschemir und an den Quellen des Setledge das Land Pader oder Pare: stan, nördlich aber in Klein: Tibet die Stadt Pader verzeichnet. Die Aehnlichkeit des Namens ist auffallend. Schade daß kein Commentar jene Charte begleitet. Die Paddaier wären demnach Tibetaner. Wie die Tibetaner ihr Schaaffleisch an der Luft dörren, ja wie sie es roh essen, ist bekannt. S. Zimmerm. Taschenb. 1811. S. 48. Aber ein Anthropophagenvolk in dieser Gegend, und das doch zugleich auch Viehzucht treibt, und gar Fresser kranker Menschen? Freylich erzählt Herodot I. 215 von den noch nördlicher wohnenden Massageten, daß sie ihre Alten schlachten und verzehren; doch: „stirbt einer an einer Krankheit, so verzehren sie ihn nicht.“ — Wie erklären wir dies?

Daß die heutigen Pariar's Aeser essen, ist ausgemacht. Die übrigen Indier verabscheuen sie deshalb: denn bey ihnen ist der Glaube, daß nach dem Tode die Seelen ihrer Väter Thierleiber, besonders Stiere und Kühe, bewohnen. Empfangen nun die Perser jene Nachricht aus dem Munde reiner Indier, wie leicht konnte da der Mißverstand entstehen, als äßen die Paddaier die Leiber ihrer Väter! Vergl. zum Ueberflusse, was Diod. Sic. III. 32 von den Troglodyten beybringt. Daß die Mas-

esser aber nicht alt werden konnten, wie Herodot von Padaiern ausfragt, ist gleichfalls natürlich. Man lese in Zimmerm. Taschenb. 1812. I. S. 192 von den gefährlichen Fiebern der Pariar's. Hierzu kommt, daß der 13te Consonant des Magari-Alphabets bald da, bald ra gelesen wird, worauf auch schon die schwankende Bezeichnung bey le Gentil „Pader oder Pare“ (st an ist persisch) hindeutet. Die Pader und Pariar's sind also Ein Volk. Ist dies wahr, so läßt sich, nach ihrer heutigen Verbreitung über ganz Indien zu schließen, annehmen, daß sie ehemals wol auch die Sandberge im Osten des Indus inne hatten, und also auch den Fischessern gegen Osten wohnten, und Herodot behält auch im strengsten Sinne Recht. Die Kalantischen Indier (Herod. III. 38, 97) scheinen Heeren einerley Volk mit den Padaiern. Kala heißt auf malabarisch: schwarz.

Kap. 100. „Bey andern Indiern findet man ganz entgegengesetzte Sitten. Sie tödten nichts was lebt, säen nicht, bauen nicht, und leben von einem Korn von Größe der Hirse, welche in einer Schale wild wächst und in dieser gekocht und gegessen wird. Wer unter ihnen krank wird, geht in die Wüste und liegt dort, und Niemand bekümmert sich weiter um ihn.“ Kap. 101. „Alle Indier, von denen ich bisher geredet, begatten sich öffentlich wie die Thiere, und ihre Farbe, so wie ihr Saame (s.

Heeren S. 416) ist schwarz. Sie wohnen südlich, am weitesten von den Persern entfernt, und waren dem Darius nie unterworfen.“ — „Alle Indier, von denen ich bisher geredet“ — und „sie wohnen südlich.“ — Demnach zieht Herodot seine Fischesser am Ausflusse des Indus mit zu den Südindiern. Aber auch die Padaiere? Wenn, wie oben angenommen ward, diese sich auf den Sandbergen gegen die Mündungen des Indus hinabzogen, so auch diese. Ueberhaupt fängt Herodot's Süden ziemlich hoch im Norden an. „Sie säen nicht“ — ist bloß eine geringe Uebertreibung: fast brauchen sie's nicht. Obgleich die Indier mancherley Art wirklicher Hirse häufig anbauen, so ist doch die hier beschriebene ohne Zweifel der Mella, d. i. Reis in der Schale. S. Fra Paol. Reise Ueberf. S. 163 und Zimmerm. Taschenb. 1812. II. S. 117: am Flusse Cavery erntet der Indier viermal jährlich! „Sie bauen nicht“ — noch jetzt besteht das Haus des Indiers, zumal in Gegenden die Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, nur aus vier Pfählen und einigen Palmblättern. In der Gewohnheit des kranken Indiers, in der Wüste Tod oder Genesung abzuwarten, erkennt man deutliche Spuren der Lehre von der Prädestinazion, die auch den heutigen Indier fühllos gegen die Leiden seiner Brüder macht, während er sorgfältig der Ruhe, der Affen, ja des Ungeziefers pflegt. Was die öffentliche Begattung betrifft,

so erlauben sich die übrigens ernstern und hochfittlichen Indier dergleichen Lizenzen nur an gewissen religidsen Festen, z. B. der Parwadi, so gut wie gewisse andere Völker des Alterthums. Die Heyrathsceremonie der Drabeiter kann indeß in früheren Zeiten in einigen Theilen Indiens gebräuchlich gewesen seyn.

Herodot führt uns aus dem Süden wieder zurück: Kap. 102. „Andre Indier wohnen nordwestlich, unfern der Stadt Kaspatyrus und des Landes Paktyika und sind nahe Nachbarn der Baktrier.“ — „Sie sind unter allen Indiern die streitbarsten und sie sind es auch, welche man nach dem Golde (dem Tribut für den König von Persien, Kap. 94 *) ausschickt, denn in ihrem Lande sind große Sandwüsten.“ Nicht, wie Max. Jacobi übersetzt „ist jene Sandwüste.“ — Nun folgt die bekannte Fabel von den Ameisen. Mannert, Geogr. S. 3, hält diese letzterwähnten Indier für Eins mit den Padaiern. Die Stelle, welche wir, le Gentil's Charte folgend, den Padaiern angewiesen haben, so wie besonders die Lage der Stadt Pader, nördlich von Kaschemir, scheint ein Grund mehr dafür. Die Padaier waren Klein-Tibetaner und die Wüste soll doch noch in ihrem Lande seyn. Die goldreiche Wüste aber ist allerdings die Koby, und zwar aus folgenden Gründen: 1) die

*) Er betrug 360 Talente, d. i. nach Heeren S. 401 vier Millionen Thaler (oder Silberrubel).

Angabe der Karavanen mit Kameelen paßt besser auf Tibet und Koby, als auf die schon ziemlich südlichen Gegenden östlich vom Indus, wo sich das Kameel nicht findet. 2) Eben so die Angabe von dem Goldreichthum der Flüsse. 3) Eben so die Sige der Kareas, von denen sogleich ein Weiteres*). Zweifelhaft ist indeß, ob die Padaier kriegerisch gewesen. Auch hat Mannert, wie mich dünkt, ihre Identität mit den streitbaren Indiern zwar behauptet, aber nicht dargethan. Auch gab es um Baktrien herum andre kriegerische Völker, die in Perse's Heere dienten und von den Persern schon zu den Indiern gezählt wurden. Eine andre Hypothese sucht in diesen streitbaren Indiern die Kriegerkaste der Hindu's, die Kschairla's, und sie hat manches für sich. Denn seit uralten Zeiten hatte sie ihren beständigen Sitz im nordwestlichen Indien, im Pandschab, als der Gegend die von jeher feindlichen Angriffen am meisten ausgefetzt war. Denn durch das Pandschab zog Semiramis, zogen Cyrus und Darius' Heere, zog Alexander, zogen die baktrianischen Griechen, zogen die weißen Hunnen,

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß ich, ehe ich noch Heeren's vortrefliche Arbeit kannte, in meinen Ansichten denselben Weg gegangen bin; eben so wie er die Wüste Herodot's anfangs für die Sandberge hinter dem Indus hielt, endlich aber aus Gründen, die zum Theil von den seinigen verschieden sind, mich für Tibet und die Koby bestimmend ließ.

zog Tamerlan, zog Nadir-Schach nach Indien. Ein Theil der Wüste Koby reicht ziemlich tief ins Pandschab hinein, denn sie soll ja „in ihrem Lande seyn.“ Doch hierin zu entscheiden, muß künftiger Forschung überlassen bleiben. So viel scheint gewiß: die Karavane, die das Gold holten, gingen vom nordwestlichen Indien, das dem König von Persien unterworfen war, nach Tibet und der Wüste Koby; und zwar unter starker kriegerischer Bedeckung, aus Furcht vor den — Ameisen? Was waren aber die Ameisen?

In den westlichen Provinzen des birmanischen Reiches, besonders in den Bergen Arrakan's, wohnt ein einfaches Hirtenvolk, Karia genannt. Sie sind in Sprache und Sitten gänzlich von den gebildeten Birmanen verschieden, haben nur mündliche Ueberlieferung, während diese lange schon die Schreibkunst kennen. Dies alles deutet auf fremden Ursprung, auf Einwanderung. Vielleicht saßen sie früher höher im Norden auf den Bergrücken, welche Tibet von der eigentlichen Wüste Koby scheiden. Noch findet man unweit Peim, also ziemlich weit nordwestlich hinauf, einen Ort und einen Fluß Karia.

Nun heißt aber die bekannte weiße Ameise, der Termit in Indien ebenfalls Karea (Fra Paol. Reise Uebers. S. 15) und das Räthsel ist gelöst. Bergvölker waren es, die die Karavanenzüge führten und räuberisch anfielen. Ihr heutiger sanfter Cha-

rakter kann kein Einwurf seyn. Trogig sind sie genug und haben sich den erobernden Birmanen nicht unterworfen. Wahrscheinlich versahen sie ehemals aus ihren alten Sigen, die wir eben angegeben haben, Hinterindien mit Gold; sie handelten damit; ihr Interesse mußte mit den westlichen Indiern collidiren und sie wenigstens zum Widerstand reizen, — und daher zogen die Karavane bewaffnet.

Die Waffen der Indier aber, wenigstens derer in Xerxes Heer (s. Herodot VII. 65), bestanden aus einem Panzer von Bast, (denn so mcht' ich die *εἰματα ἀπὸ ξύλων* übersetzen), aus einem Bogen von Rohr, und Rohrpfeilen mit eiserner Spitze.

Kap. 104. „Bey den Indiern ist nicht, wie bey andern Völkern, die Mittagssonne, sondern die Morgensonne am heißesten. Denn sie steht ihnen über dem Kopfe, bis man auf dem Markt auseinander geht. Um diese Zeit (nemlich um das Ende der indischen Marktzeit) brennt sie dort viel stärker, als in Hellaß um die Mittagszeit, so daß man erzählt, die Indier tauchten sich dann unter das Wasser.“

Ich muß gestehen, daß der wahre Sinn dieser Stelle mir dunkel geblieben ist. Sollte Herodot schon darauf hindeuten wollen, daß die Indier vergleichungsweise früher Mittag haben, als die Griechen? Eine Kenntniß, die mit der freylich noch sehr einfachen Vorstellung seiner Zeit, von dem Laufe

der Sonne, gar nicht unvereinbar wäre. Die der Sonne am nächsten wohnen (s. oben), mußten auch wol die Sonne am frühesten bey sich haben. Das Eintauchen der Indier ins Wasser ist indessen wahrscheinlich nichts anders, als ihre gewöhnliche Morgenlustrazion (s. Fra Paolino's Reise), und geschieht eben nicht vor Hitze. Es kann seyn, daß ein Hörensagen von dieser Lustrazion Herodot verleitete, den Morgen der Indier so brennend heiß zu machen, was Ktesias gläubig nachschrieb. Von der Größe dieser Hitze vergl. übrigens, was wir zu Ktesias sagen werden.

Kap. 106. Das Land charakterisirt Herodot kurz, doch treu. „Indien ward als die äußerste Grenze der bewohnten Erde, von der Natur am herrlichsten begabt. Alle vierfüßigen Thiere und Vögel sind dort größer, als irgendwo, ausgenommen die Pferde, die von den Misäischen aus Medien übertrouffen werden.“ Wirklich sind noch heutiges Tages die einheimischen Pferde Indiens klein und unansehnlich. S. Zimmerm. Taschenb. 1812. II. S. 207 2c. „Gold wird theils von den Flüssen herbeygewälzt, theils, jedoch in geringer Menge (Kap. 105), im Lande gegraben.“ Beydes ziemlich übereinstimmend mit neueren Nachrichten, und wenn es dagegen Kap. 106 heißt, des Goldes sey eine unermeßliche Menge, so ist damit noch nicht gesagt, daß Indien all dieses Gold selbst erzeuge. Denn der

größte Theil wird doch „den Ameisen abgejagt.“ Vergl. weiter unten zu Ktesias. Des Reiffes und der Baumwolle ist schon Erwähnung geschehn. Kap. 117 nennt er die eigentliche Hirse (*μελίση*) und den Sesam als Producte auch des nördlichen Indiens. Ueber den Zimmt finden wir Kap. 111 folgende interessante Nachricht. „Wo er herkommt und welches Land ihn hervorbringt, wissen die Araber nicht. Doch einer glaubwürdigen Sage zufolge erzählen einige, er wüchse in den Ländern, wo Dionysus erzogen ward. Große Vögel bauten nemlich mit Lehm (Koth?) vermischet ihre Nester aus den kleinen Zimmtstangen, und diese würden von den Menschen gesammelt.“ — Auf die fabelhaften Zusätze der Araber kommt es hier nicht an. Sehr folgerichtig ist aber Herodot's Erzählung. Welches waren wol jene Länder, wo Dionysus erzogen ward? Das Lybische Nysa kann doch unmöglich hier verstanden seyn. Aber auch bey den Arabern selbst wuchs der Zimmt nicht: sie bekamen ihn aus seinem Vaterlande, Indien, und handelten nur damit. Dies ist klar. Daß die Araber ihn einzig und allein unter der Gestalt von Nestern bekommen hätten, ist freylich nicht glaublich; ich erinnere mich indessen bestimmt, von einem Vogel gelesen zu haben, der sein Nest aus Zimmetreisern und andern feinen Gewürzen zusammensetzen soll, weshalb auch diese Nester selbst als Gewürz gesucht und gebraucht wer-

den *). Naturforscher mögen uns hierüber ein Weiteres lehren. — Aber auch in mythologischer Hinsicht wird unsre Stelle wichtig. Denn aus dem Berichte der Araber geht hervor, daß sie den Bacchus zwar kannten, ihn aber nicht bey sich einheimisch glaubten, indem sie den Herodot auf das Zimmtland verweisen, woher sie seinen Dienst empfangen hatten. Und so bezeichnet uns also schon der Vater der Geschichte Indien als Geburts- und Jugendland des Bacchus. Vielleicht empfing er auch schon früher, etwa bey den Aegyptern, Hinweisungen auf jenes Land als solches; daher sein Ausdruck: *λόγῳ ἐκώρι*. — Vergl. Heeren S. 731.

Der Inhalt des 117. Kap. ist im Wesentlichen folgender: „In Asien ist eine Ebene, welche ringsum von Bergen eingeschlossen ist, die sich jedoch an fünf Orten öffnen. In diesem Gebirgsfranze entspringt ein großer Fluß, Akes genannt, welcher ehemals durch die fünf Oeffnungen des Bergthals hinströmend,“ (in diesem Falle müßte er doch innerhalb jenes Thales, an der innern Seite der Bergwand entspringen?) „die umliegenden Länder bewässerte. Aber seitdem die Perser sie von den Chorasmiern erobert, hat der König jene Mündungen durch

*) Hiermit sind die sogenannten indian. Vogelnester nicht zu verwechseln. Von diesen s. Hermbstädt's Bülletin, Junius 1812. Die Erzählung der Araber hat auch etymologischen Grund *ابن* von *ابن* nidus.

Schleusen verschlossen, und läßt sich seine Bewässerung theuer bezahlen. Durch die Stauchung des Wassers ist jenes Bergthal zu einem See geworden.“ Dieses Thal ist, wie Mannert schon annimmt, das Paradies Indiens, Kaschemir. Der Akes ist der Akesines der Spätern, heut zu Tage Chenaub oder Tschunab (Hundefuß? von Schun und ab). Doch hier ist eine Irrung. Denn neuern Berichten zufolge ist es nicht der Tschunab, sondern ein anderer Fluß, der Behut oder Chelum (bey den Alten Hydaspes), welchen Kaschemir erzeugt, während jener, der Tschunab an der östlichen Außenseite des Gebirgsfranzes entspringt *); im Multan vereinigen sich aber beyde Flüsse und fallen so vereinigt in den Indus. Man sieht, wie leicht eine Verwechslung war. Es ist auch möglich, daß zu Herodot's Zeiten selbst nach der Vereinigung beyder Flüsse die Benennung Akes vorherrschte. Vergl. auch Mannert V., I. Hest. S. 82. Nach Rennel ist bey den Braminen noch heute die Sage, Kaschemir sey einst ein See gewesen, und noch findet sich dort ein kleiner See von anderthalb

*) Alles Gesagte wird durch le Gentil's Charte von Kaschemir vollkommen bestätigt. Er schreibt Djalem statt Chelum. Eine sehr interessante Vergleichung mit Kaschemir's Geschichte und der indischen Sage darüber, bietet Humboldt's Erklärung vom Falle des Tequendama, in seinen Pittor. Ansichten der Cordilleren I. S. 25.

deutschen Meilen im Umfange. Ja, die Einwohner behaupten: „der Chelum sey der Abzugskanal des alten Sees, und Salomo habe hier das Gebirge selbst durchbrochen.“ S. Zimmerm. Taschenb. 1812, II. S. 72. Aber südlich unterhalb der Bergkette, die das eigentliche Kaschemir umschließt und welche allein von dem Chelum durchbrochen wird, finden sich noch einige andre parallel laufende Gebirgsketten, und durch diese öffnen sich außer jenem auch die von den obern Bergen herabkommenden Flüsse Ischenab und Setledge ihre Bahn. Herodotus's Fehler ist mithin dieser: er hörte von dem Pandshab, d. i. dem Lande der fünf Flüsse, nämlich des Indus und seiner Nebenflüsse, unter welcher Benennung man das heutige Lahor und Multan zusammengenommen begreift. Daher das ganze Pandshab mit jenen Gebirgsthälern verwechselnd, läßt er nun nicht nur jene drey, sondern alle fünf Flüsse aus fünf Oeffnungen seines Bergthals entspringen. Ist nun dieses falsch, so ist doch sein Irrthum sehr verzeihlich. Salomo ist aber nicht der jüdische, sondern der persische, d. i. Dshemshid, der nach Mohammed, Sohn Shawendsha, 1200 Jahre vor jenem (Salomo) lebte. Wir

*) S. Herber's sämtliche Schriften, historische Abtheilung, Th. I. Nr. IV. Dshemshid, mit Anmerk. von Joh. Müller. S. 338: „Einige unwissende Perser verwechseln Dshemshid mit Salomo.“

bedauern, daß wir nicht im Stande sind zu bestimmen, ob er diesmal Tyrann oder Wohlthäter war. Denn in seiner Classenordnung lobt er, daß der Landmann Kanäle gräbt. Später wird er übermüthig, erobersüchtig, Gotteslästerer. „Es verdunkelten sich Dshemshids Tage.“ — Vielleicht ließ er auch damals Indiens Fluren düstern. — Bey Ktesias fand ich nichts, was auf Kaschemir hinzuweisen schiene.

Aus allem Gesagten geht hervor:

1) das eigentliche Indien war den Persern sehr wenig bekannt. Mehr die nördlichen Theile desselben, die seit Cyrus ihnen Tribut entrichteten. Das meiste Gold kam aus Tibet und Hinterindien im Handel zu den Indiern. 2) Die Araber scheinen dagegen das südliche Indien besser gekannt zu haben. 3) Bestand die kriegerische Begleitung der tibetanischen Karavane aus Kaschatrias, so gab es auch schon Kasien. 4) Die Hauptzüge des indischen Charakters waren schon damals dieselben, wie heut zu Tage. Einige indische Völkerschaften tödteten kein Lebendiges mehr, was doch, wie aus Menus Gesetz und dem neunten Wischnuavatar zu ersehen, früher geschah. Bey einigen herrschte der Glaube an Prädestinazion. Wir fürchten uns zu wiederholen, und überlassen die Fortsetzung dieser Folgerungen — Andern.

II. Ktesias.

Ktesias war aus Knidos, lebte um 400 vor Christi Geburt, also nur ungefähr 40 Jahr später als Herodot; daher wir ihn beynabe als Zeitgenossen des letztern ansehen dürfen. Wir wissen aus Diodorus Siculus II. 32, daß er im Kriege des jüngern Cyrus mit seinem Bruder Artaxerxes Mneumon in die Gefangenschaft des letztern gerieth, dessen in der Schlacht empfangene Wunde heilte (Xenoph. Anabas. lib. I.) und noch 17 Jahre als Leibarzt an seinem Hofe blieb. Hier fand er Zutritt zu den persischen Reichsarchiven (*διφτάγαι*, persisch *کتب*), und schrieb diese benutzend eine Assyrische, Persische und Indische Geschichte (nach Suidas in XXIII, Büchern, welche Angabe von dem beträchtlichen Umfange seines Werkes zeugt), die er theils aus dem, was er sah, theils aus der Erzählung von Augenzeugen ergänzte. Wir haben von ihm nur einen dürftigen Auszug durch den Patriarchen Photius, in welchem Vieles entsetzt seyn mag. Durch die Kürze und Gedrungenheit dieses Auszuges erscheinen Sonderbarkeiten über Sonderbarkeiten gehäuft, was vielleicht in des Originals klarer und ausführlicherer Erzählung *) weniger der Fall war.

*) Dionysius von Halikarn. *περὶ αὐθιξίας ὀνο-*

Einfache Wahrheit ist aber selten das Hauptziel der Epitomatoren. Vielleicht faste Ktesias nicht immer den Geist des Orients in seiner Fülle und Tiefe, aber er schrieb desto treuer seine Quellen ab. Noch haben wir von ihm hin und wieder zerstreute Fragmente, von denen in geschichtlicher Hinsicht besonders die bey Diodor v. Sicilien, und in naturhistorischer die bey Aelianus de nat. animal. Aufmerksamkeit verdienen. (Größtentheils gesammelt in Wesseling's Herodot.)

Ueber seinen Werth und seine Glaubwürdigkeit sind bey Alten und Neuern verschiedene Stimmen. Ein muthwilliger Lügner war er nicht, und ist ihm ja hier und da was Menschliches widerfahren, so möchten wir mit Heinrich Stephanus erinnern: *ex una historiae particula totam illam mendacii arguere, hoc ego iniquissimi iudicis esse censuerim.*

Das Land überhaupt. Wenn Ktesias gleich im 1. Kap. sagt, daß es über Indien hinaus keine Menschen mehr gibt, seine Bewohner aber an Menge fast alle übrigen Sterblichen übertreffen, wenn ferner Strabo und Arrian aus seinen Schriften anführen: „das Land der Indier sey dem übrigen

μαρτων, und Demetrius Phalereus *περὶ ἔργων* loben sein Streben nach Klarheit, und nehmen ihn in Schutz gegen den Vorwurf der Weitschweifigkeit.

Indien gleich", so ist deutlich, daß Ktesias wie Herodot das Land in sehr weitem Sinne nimmt. Aber es fragt sich, wie viel kennt er? und da er gibt sich's, daß auch seine Nachrichten meist auf den an Persien grenzenden Theil Indiens, ferner auf Tibet und die Bucharey, passen. Indessen können manche seiner Angaben nur auf die eigentliche Halbinsel Borderindiens bezogen werden. Einiges deutet sogar schwach auf das nördliche Hinterindien. Vergl. Heeren, Ideen I. S. 394. Gewiß ist, daß er mehr wußte, als Herodot.

Klima. Ktesias erzählt Kap. 1, daß es in Indien nicht regne, sondern daß es vom Flusse bewässert werde. Wahrscheinlich ist hier nicht gerade der Indus *ναὴ Ἰνδῶν* gemeint, sondern das *ὑπὸ τοῦ ποταμοῦ (ποταμοῦ)* ist collective zu nehmen, wie weiter unten *τὸ κέρταρον*. Er will also eigentlich sagen: von den Flüssen *). Im 8. Kap. sagt er nochmals, es gehe dort weder Regen noch Gewitter; dagegen führt er die bekannten Orkane Indiens (Typhon) an. Auch er macht Kap. 9 den Morgen zur heißeren Tageszeit, wie Herodot. Kap. 5. „Viele Menschen kommen vor Hitze um.“ Bernier erzählt, wie er alles, was er trank, in wenig Minuten durch die Finger

*) Bey Diodor, Sic. heißt es, daß Indien von vielen Flüssen bewässert werde. Aber dieser Sammler konnte schon die bessern Nachrichten von Alexander's Begleitern benutzen.

wieder von sich schwitzte. Sieh auch Zimmerm. Taschenb. 1812. II. S. 88 ff.

Flüsse. Dem Indus gibt er im 1. Kap., da wo er am engsten ist, eine Breite von 40 Stadien, welches allerdings übertrieben ist; wenn er aber behauptet, in seiner größten Breite halte er 200 Stadien *), so begreift er vielleicht alle Mündungen, und mag dann nicht sogar Unrecht haben. Vielleicht deducirte er jene erstere Angabe, als ein ungefähres Verhältniß aus der letzteren.

Außer dem Indus nennt Ktesias nur noch den Hyparchos Kap. 19, dessen nähere Bestimmung große Schwierigkeiten macht. Der Name soll bey den Indiern *ὄλεον πάντα τὰ ἀγαθὰ* bedeuten, und der Fluß 2 Stadien breit seyn. Bey Plinius Hist. Nat. XXXVII, 11 findet sich folgende Stelle: Ctesias Indis flumen esse Hypobarum (unser Hyparchos!); fluere a septentrione in exortivum Oceanum (hierdurch wird seine Richtung bestimmt. Von Norden nach Osten.) iuxta montem silvestrem arboribus electrum ferentibus; arbores eas siptachoras vocari etc. Hieraus geht hervor, daß hier von keinem Nebenflusse des Indus

*) Bei Arrian, Exp. Alex. V., der den Ktesias citirt, finden sich jedoch nur 100 Stadien. Vermuthlich ist bey Ktesias das nautische oder Persische Stadium gemeint, das auch Herodot bey der Höhenangabe der Pyramiden braucht.

die Rede seyn kann. Viel besser schon paßt Plinius' Beschreibung auf den Dschamuna (Jomanes der Alten), den Arrian unter dem verdorbenen Rahmen Jobaras aufführt. Aber vielleicht dürfte folgende Annahme noch annehmlicher scheinen. Fra Paolino führt in seiner Reise, Uebers. S. 233, aus dem Amarasinha sechs Namen des Ganges an, unter denen einer: Bhaguiratha. Bhaga heißt im Sanscrit beglückend, Segensbringend, das russische *благоро*, und ratha der Wagen. Bhaguiratha also Wagen des Segens, welches wieder unserm *πύρα φέρον άγαθά* entspricht. Soll Ktesias vom Ganges nichts gehört haben? vom Ganges, der in aller Inder Mund ist! Vergl. Majer's mytholog. Lexikon, Artikel Bagiraden. Von den Bergen spricht Ktesias noch unbestimmter, und nur der Zusammenhang der Erzählung lehrt sie uns zur Noth unterscheiden. Der Indus fließt Kap. 6 zwischen Bergen: dies ist also der Paropamisus. Kap. 5 nennt Ktesias Berge, in welchen Sarder, Dnyre und andere Edelsteine gegraben würden; man möchte also hier das Gebirge Sardonys suchen. Der Graf Beltheim erklärt sie für die Balaghauts unweit Beroah in Decan. Nach Arrian findet man in der Gegend von Plitanah (Pultanah) Dnyre und andere Edelsteine. Chalcedone und Carneole finden sich wirklich in Indien: aber wo? Obige Angaben deuten ziem-

lich bestimmt auf das Innere der vordern Halbinsel. Hierzu kommt, daß Ktesias Kap. 8 von einem Sonnentempel in der Wüste *) spricht, der 15 Tagereisen von jenen Dnyrgruben entfernt seyn soll. Der Sonnentempel ist wol nichts anders, als das Pantheon zu Hura, woselbst der Schiwenismus vorherrschend war. (Schiwen hatte hier allein an 20 Tempel.) Heeren's Erklärung, Ideen S. 131, will sich nicht mit dem Umstand reimen, daß die Einwohner fast vor Hitze umkommen, und für die wenigen kühlen Tage der Gottheit um so dankbarer sind. Vergl. übrigens Heeren S. 126 — 133.

Kap. 11 und 12 erwähnt er Gold- und Silbergruben; doch sollen die letztern nicht so tief seyn, als die Baktrischen. „Goldgruben oder Minen finden sich jetzt, so weit es bekannt ist, nirgends in Hindostan“ Zimmerm. Es ist aber noch ein großer Theil so gut wie unbekannt, z. B. das Innere der Marattenstaaten. Es wäre nicht das erste Beispiel, daß Völker ihre Gruben eingehen ließen, um vor goldgierigen Fremdlingen Ruhe zu haben. Oder hatte vielleicht das eigentliche Indien vormals Gold- und Silbergruben (letztere z. B. in Adshimir und Udepur), die endlich erschöpft wurden? Hierüber werden uns die Forschungen der englischen Univer-

*) Richtiger wol: jenseits der Wüste; denn ohne Zweifel denkt Ktesias hier an die Sandregion am Indus.

sitäten zu Bombay und Calcutta einst aufklären. Bis dahin wird es besser gethan seyn, anzunehmen, die größere Menge Goldes sey durch Handel und als Tribut aus Tibet und Hinterindien vielleicht nach der vordern Halbinsel gekommen, und so lange Indien nur handeln konnte, hörte dieser Zufluß nicht auf. Kap. 4. „Von dem Brunnen, der sich jährlich mit flüssigem Golde (*ὕψοῦ χρυσοῦ*) füllt, und aus welchem man jährlich hundert irdene Krüge voll schöpft. Denn sie müssen irden seyn, weil, indem man schöpft, das Gold hart wird, so daß man, um es heraus zu bekommen, das Gefäß zerschlagen muß. Der Brunnen ist aber viereckig, und hat 16 Ellen im Umfange und eine Klafter in der Tiefe. Jeder Krug wiegt ein Talent.“ Vergleicht man hiermit Herodot, Buch III. Kap. 96, so ist, bis auf den Brunnen selbst, Alles richtig. Dort heißt es nemlich: „der König (von Persien) verwahrt diesen Schatz (die Einkünfte aus Asien und Lybien) auf folgende Weise: er läßt das Metall schmelzen und in irdene Gefäße gießen. Nachher wird das Gefäß umher weggebrochen, und wenn er dann Geld bedarf, läßt er so viel schlagen wie er nöthig hat.“ — Man sieht, wie eine Nachricht die andere ergänzt. Symbolisch genommen, war Indien allerdings ein uner-schöpflicher Goldbrunnen. Entweder verstand Ktesias

sein Persisch nicht recht, was aber nach einem sieben-jährigen Aufenthalt an des Königs Hofe kaum glaublich ist, oder die Indier hatten den Persern wieder einmal ein Märchen erzählt, das aber einen Sinn hatte.

Kap. 10. „Daß Indien keine Vulkane habe.“ — Von brennenden sagen uns neuere Nachrichten nichts. Was der Edelstein *πυράβη* Kap. 2 sey, wissen wir zwar nicht gewiß, ich vermute aber in ihm den wunderbaren Stein Salagrama der Indier. Genaische Allg. Lit. Zeit. 1812. S. 412. Ob das Ammonshorn in Schiefer versteinert? S. Zimmerm. Taschenb. 1813. I. S. 235. Bey Metners Gesch. der Kel. I. S. 151: „die Tibetaner und Hindu's rühmen sich einen Stein zu besitzen, der aus göttlichem Lichte zusammengesetzt sey.“ Nach Heliodor, Aethiop. 177, 390, 392, konnte man mit dem *Pantarba* Feuer löschen.

Kap. 11 beschreibt Ktesias einen See von 800 Stadien im Umfange, auf welchem bey ruhigem Wetter ein Del schwimmt, das die Indier abschöpfen, und gleich dem Ruß- und Sesamöl benutzen. Der See ist zugleich sehr fischreich. Stephanus in den Ethnicis versetzt einen solchen See in die Landschaft *Darbais*, die an Baktrien und Nordindien gränzte; also wahrscheinlich Tibet. S. Wesseling's Herodot S. 848. Auch in Hinterindien wird nach Hunter viel Bergöl, auf Seen schwimmend,

gewonnen, ja es wird mit Eimern aus Brunnen geschöpft. Zimmerm. Taschenb. 1811. S. 176. Die Naphtha in höchster Reinheit ist aber eine theure Waare, und in dieser Hinsicht allerdings *νετταρον*, als die gewöhnlichen Oele.

Kap. 30. „Bey den Indiern findet sich ein Brunnen in einem Fels, von viereckter Form (also ausgehauen), ohngefähr 5 Klafter im Umfange, bis zur Oberfläche des Wassers 3 Ellen und unter dem Wasser 3 Klafter tief. In ihm waschen sich alle vornehmen Indier mit ihren Weibern und Kindern; wenn sie sich hineinwerfen um zu schwimmen, trägt sie das Wasser empor; so auch andre Dinge; das Wasser ist sehr kalt, macht großes Geräusch, heilt weißen Ausfluß und Krätze, und wird auf Indisch *βαλλάδα*, d. i. nützlich, genannt.“ Entweder ist hier von einem gewöhnlichen Kolam, Tempelteich, die Rede, an und in welchem die Indier ihre Lustrazion zu verrichten pflegen. Vergl. oben zu Herodot S. 379. (Nur Vornehme baden sich; gab es vielleicht schon Ausgestoßene?) Oder: der Balladé ist ein Gesundbrunnen, woran besonders Udupur reich ist. Bala heißt im Sanscrit stark. — Dé ist die gewöhnliche Zusammenziehung von Dewa, Gott, also starker Gott. Ja, wäre Ballam nach Fra Paolino Wasser, so hieß es geradezu: Wassergott.

Aus dem Pflanzenreiche führt Ktesias Kap. 6

den auch bei Herodot vorkommenden *calamus Indicus an.* (Zwey Männer sollen ihn mit Mühe umspannen können). Der Bambus wird dort in der That an 60 Fuß hoch und 2 Fuß dick. Ktesias verwechselt ihn vielleicht in Ansehung des Marks (*επταγων*) mit der Kokospalme, die er im 13. Kap. näher bezeichnet. Vergl. von dem indischen Rohr Plin. Hist. Nat. XVI, 36. — Kap. 18 *παρηβον*, vielleicht eine Art Vogelleim: „*ταυτη γαρ (sc. τῆ ἕλης) εἰσι τα πλείστα τῶν ορνέων ὑπερβουσι.*“ Aber auch Kammer, Steine, Metalle soll der Parebon an sich ziehen? Meiners's Gesch. der Kel. I. S. 329 führt aus Marsden den Titel eines Sultans von Menangleabo auf Sumatra an. Unter andern wird er „Herr des Holzes Macummat, das die Materie fliegen macht, genannt.“ Also ein echtindisches Märchen! — Kap. 11 erwähnt er des Ruz- und Sesambis, Kap. 29 rühmt er den indischen Wein.

Die *ξύλινα ἱμάτια* Kap. 22 haben Einige für baumwollene, Andre und wahrscheinlicher für Kleider aus feinem Bast, als eine Art feingeflochtener Matten erklärt. Noch jetzt findet man solche bei den Indiern in Gebrauch. Sakontala trägt als Einsiedlerin ein solches Kleid. S. Forster's Uebers.

*) Bey Diod. Sic. II. 17 indessen nur Einer. Vergl. die Anmerkung S. 369. Fast möchte ich glauben, die ärgsten Uebertreibungen bey Ktesias rühren nicht von ihm selbst her.

zte Ausg. Auch in dem Zeuge Singam wird zugleich mit der Baumwolle ein Faden von Baumrinde verwebt. Was sollten auch die wilden Bergvölker mit der zarten Baumwolle! Da indeß auch diese von Bäumen herrührt und Herodot sie ganz unerkennbar beschreibt, so ist die Entscheidung schwer. Vergl. oben zu Herodot S. 396.

Färbstoffe. Kap. 21, eine Purpurblume die an den Quellen des Hyparchos wächst, soll zur Verfertigung eines Purpurs dienen, der an lebhaftem Glanze den hellenischen übertrifft. Nimmt man nun πορφυρα in jenem allgemeinen Sinne, nach welchem es eine ganze Gattung der Färberey bezeichnet; erwägt man ferner, daß eine der 9 Hauptfarben dieser Färberey dunkelblau war (bey Amati de restit. purp.), so ließe sich jene Blume vielleicht als der Indigo erklären.

In demselben Kapitel beschreibt Ktesias kleine rothe weiche Thierchen mit sehr langen Beinen, die auf den Bäumen leben, welche das Elektrum erzeugen (hievon weiter unten) und dessen Frucht zerfressen. Die Indier zerreiben diese Thierchen und färben damit Mäntel und Hemde (Ποικιλιδας ἢ Χιτῶνας) roth, und diese Färberey ist schöner als die Persische. Vergl. Aelian. IV. 46: „der König von Persien trägt ein solches Kleid von so wunderbarer Schönheit, daß es selbst die gepriesenen Persischen (Sardischen) übertrifft.“ Herren sucht hier die

Cochenille. Ich möchte eher für den Gummitak stimmen. Denn Korbburgh nennt die Gummitakschilde aus eine Fliege; Ktesias sagt, die Thierchen seyen weich. Auch das Gummitakinsect lebt auf einigen Arten des indischen Feigenbaums*), besonders häufig in den gebirgigten Gegenden Hindostans. Die fingerlangen Nestchen am Stroclack, der kostbarsten Sorte des Gummitaks, konnten zu der Sage von den langen Beinen Anlaß geben. Wie dem Allen aber auch sey, so viel ist gewiß, daß die Färberey der Indier schon damals in hohem Flor und sehr geschätzt war. Insbesondere ist der Glanz ihrer rothen und blauen Farbe noch heut zu Tage ein Gegenstand unsrer Bewunderung.

Die Beschreibung des Karpion Kap. 28, läßt sich am besten mit dem Gewürznelkenbaum vereinigen. Eine Frucht hat er bey Ktesias nicht, weil man es nicht dazu kommen läßt, sondern die Blüthe sammelt. „Die Indier ziehen davon Tropfen köstlichen Oels ab, die sie mit Wolle auffangen und in steinernen Büchsen verschließen: es soll auf 5 Stadien seinen Duft verbreiten.“ Dies ist das auch heut zu Tage so geschätzte Gewürznelkenöl.

Elektrum. Bekanntlich Bernstein. Jedes Harz hat aber mehr oder weniger Aehnlichkeit mit

*) Ficus religiosa. Die Nopalpflanze, auf welcher die Cochenille sich aufhält, wird nur uneigentlich die indische Feige genannt.

dem Bernstein, und so müssen wir uns nicht wundern, wenn Ktesias oft nur von fern ähnliche Dinge mit diesem Namen belegt. Eine Verwechslung war um so leichter, da in der üppigen indischen Welt fast jeder Baum und jede Pflanze irgend einen Saft oder ein Harz als Zeugen seiner Lebensfülle ausstößt.

So berichtet er Kap. 19, „daß auf den Bergen, von welchen der Hyparchos herabkommt, die Bäume zu gewisser Zeit im Jahre Tropfen ausschützen, die vom Flusse fortgeführt, sich verhärten und zum Elektrum werden, welches die Indier auffammeln. Der Baum aber heiße auf Indisch *Siptachora*, d. i. süß, angenehm. Einige dieser Bäume“ (also nicht alle!) „tragen eine traubenartige Frucht, die den Haselnüssen an Größe gleich kommt.“ Der eigentliche Bernstein muß sich zwar in Indien finden, denn die Birmanen schmücken sich und treiben Handel damit. Das hier genannte Elektrum ist aber wahrscheinlich der *Kopal*, ein Baumharz von einer Sumachart; er diente in jenen Zeiten wol nur als Rauchwerk, und der Handel damit mag allerdings beträchtlich gewesen seyn. Einige Sumacharten tragen in der That Beerenbüschel oder Trauben. Der Baum *Siptachora*, oder nach *Dav. Hölshelius* *Sipachora*, ist vermuthlich das *Bambus*, rohr, aus dessen Knoten, so lang er jung ist, ein zuckersüßer Saft, *Zabaxiv* genannt, hervorquillt, den die Araber und Perser dem Golde gleich schätzen.

Vielleicht trug Ktesias, was er von dem *Kopal* hörte, auf den *Bambus* und den *Zabaxiv* über. Vergl. indessen auch *Tychsen's* *Crymologie bey Heeren* S. 964. Uebrigens bin ich weit entfernt, *Fra Paolino's* Versicherung in Zweifel zu ziehen: „daß es in Indien noch gar viele Bäume und Gewächse gebe, die wir nicht kennen.“

Die Thiere, die Ktesias beschreibt, sind: Kap. 2 sehr große Hähne; vielleicht eine Art *Auerhähne*; denn *Puterhähne*, wofür Einige sie erklären, sollen nach *Pennant* und *Beckmann* erst aus Westindien nach Ostindien gebracht worden seyn. S. *Zimmerm. I. B. 1812. II. S. 219.* Vergl. *Aelian. de nat. animal. XVI. 2.* — Der *Bittakos* Kap. 3 ist ein *Pittakos*. — Die kleinen Affen mit 4 Ellen langen Schwänzen Kap. 2, sind *Maki's* und *Meerkagen*. Von den indischen Hunden, die mit Löwen kämpfen Kap. 5, sagt er nicht zu viel. Vergl. *Herod. I. 192* und *Aelian. IV. 19.* — Die vielbestrittene *Martichora* Kap. 7 ist, einiges Fabelhafte und Uebertriebene abgerechnet, das *Stachelschwein*; *καὶ ἐμπροσθεν ἰσθῶς τῆν οὐρᾶν — καὶ ὀπίθεν ἐπ' ἐυδελῶς ἀπορῶσαν* — hiermit drückt Ktesias das Strauben der Stacheln aus. Ein *Skorpion* ähnliches Thier ist aber die *Martichora* nicht; auch ist *τὸ κέρρον* wol collective statt des Plurals zu nehmen: es folgt auch im Text: *τοῖς κέρροις*. Der Name läßt sich aus dem *Sanscrit* eben so gut ab-

leiten, wie aus dem Persischen. Vergl. Tychsen bey Heeren S. 962. Murti heißt nemlich der Sterbliche, der Mensch, und Hara der Zerstörer. Wie das unschuldige Stachelschwein zu diesem Epytheton gekommen, ist schwer zu begreifen. Wahrscheinlich gab die auch in neuern Zeiten verbreitete Sage dazu Anlaß, daß es ὡς περ ἀπὸ τοῦ βάλλας τοῖς νέτροις, und auf diese Sage hin wählten es die Perser zum Symbol des Despotismus. S. Heeren S. 296.

Ferner beschreibt Ktesias mehrere Schlangenarten Kap. 16 und 27, am richtigsten die Riesenschlange, Boa, Kap. 27, die ihren Raub, so groß er ist, verschlingt, und deren Fett allein von den Indiern genutzt wird.

Er erwähnt Kap. 2 des Mauerbrechenden Kriegs: Elephanten, von welchem bey Aelian XVII. Kap. 29 ein Mehreres. Ferner bezeichnet er Kap. 13 sehr deutlich das Schaaf mit dem Fettschwanze; (vergl. Heeren S. 397) und im Kap. 11 ist wahrscheinlich von der kleinen Ochsenart, Zebu genannt, die Rede. Kap. 13 sagt er, daß bey den Indiern weder zahme noch wilde Schweine zu finden seyen. Wenn auch dies nicht buchstäblich wahr ist, so geht doch daraus hervor, daß die Indier schon damals, ihrer Religion zufolge, die Schweine verabscheut haben mögen. S. auch Aelian XVI. 37. Von den Jagdablern und Jagdfalken weiter

unten. Unerklärt bleiben also nur sein *Ενώληξ* Kap. 1, der *Δίκουπος* Kap. 17 und sein Waldesel mit dem bunten Wunderhorn, der sich vielleicht dennoch finden dürfte. Zimmerm. Taschenb. 1811. S. 59: „Kaja Daeb, Beherrscher von Butan, behauptete, er habe ein solches Einhorn besessen, und versprach den Engländern (Turner und dessen Begleitung) ein zweytes zu zeigen, das er lebendig unweit Tabisudon abfbewahre. Es sey eine Art Pferd mit einem Horn vor der Stirn^{*)}, und käme aus einem Lande Burraduset. Die Engländer hatten indeß keine Gelegenheit, es zu sehn. Schon Tychsen sucht in dem Einhorn des Ktesias das bekannte Nashorn oder Rhinoceros. Hierüber, so wie über die Farbe des Horns s. Heeren I. S. 294 und 965, 11. Bey Aelian XVI. 20 wird es *καρτάζωνον* genannt. Liest man in Zimmerm. Taschenb. 1812. I. S. 33, wie die Siamesen das Horn dieses Thiers hoch schätzen, wie sie in dem Gewebe desselben allerley bedeutungsvolle Zeichnungen sehn, wie sie es für ein Gegengift halten, und aus Bechern von diesem Horn trinken, so glaubt man ein Stück aus dem 25. Kap. des Ktesias zu hören.

Die Fabel von den Greifen beruht vielleicht auf einem ähnlichen Factum, wie das, welches der Fabel von den Ameisen zum Grunde liegt.

^{*)} Bey Ktesias *ἴσσι ἰπποῖς, καὶ μείζους* — welches ich übersetzen möchte: „so groß wie Pferde, ja größer.“

Die Völker des Ktesias.

Menschen mit Schwänzen, Hundeköpfen, Augen auf der Schulter, Einfüßler — welche Ungeheuer! Doch, scheint es, haben wir Unrecht, uns so gar über die Thiermenschen zu entsetzen, die wir bey den alten Geographen so häufig antreffen. Manche glückliche Entdeckung neuerer Zeit hat uns in dem vermeinten Auswuchs ein Stück des Gewandes, und in einer wahrhaft tollgemordenen Geschichte einen sinnvollen Mythos erkennen gelehrt. Vielleicht gibt es noch einen andern Weg der Deutung. Verunstaltungen der edlern Theile am Menschen beleidigen unser Gefühl weit lebhafter, als der unedlern. So besonders am Kopf und am Gesicht. Aber schon jede kleine Sonderbarkeit fällt auf.

Es liegt im Grunde nahe, Menschenphysiognomien mit Thierphysiognomien zu vergleichen. Wie oft hören wir, daß Kinder solche Aehnlichkeiten finden, wo wir sie nicht wahrnehmen. Und doch haben wir Ursache unsern Kindern zu trauen. Bey ihnen, wo der Sinn fürs Allgemeine, wo die Vernunft noch im halben Schummer liegt, ist der Sinn für das Besondere um so reger. Der Naturmensch faßt den hervorstechendsten Zug in dem Gesicht des ihm begegnenden Fremden, und statt aller umständlichen Beschreibung, wozu er vielleicht auch in seiner Sprache nicht einmal die entsprechenden Ausdrücke findet, vergleicht er ihn mit irgend einem Thiere, und diese

Vergleichung sagt ihm Alles, und, was mehr ist, sie wird von Allen seiner Nation verstanden.

Es könnte seyn, daß jene wunderbaren Benennungen zum Theil physiognomische Sonderbarkeiten an den fremden Völkern bezeichnen haben.

Kap. II. „Im Innern Indiens wohnen schwarze Menschen Pygmäen genannt, die dieselbe Sprache reden, wie die übrigen Indier. Die meisten von ihnen sind nur eine halbe Elle, die größeren unter ihnen nicht über zwey Ellen hoch. Sie lassen ihr Haupthaar bis zu den Knien und tiefer herabhängen, und tragen auch einen längern Bart, als irgend andre Menschen. Ein Gürtel faßt dieses Haar zusammen, das auf diese Weise Kleidesstelle vertritt. Ihr *αιδοιον* ist sehr dick und reicht bis an die Knöchel. Sie sind plattnäsiger und ungestalt (*ομοιοι ην αισχροιοι*). Ihre Schaafse sind nicht größer als Lämmer, die Ochsen, Esel, Maulesel, Pferde und das übrige Vieh nicht größer als die Widder.“ (Mit den Schaafen und Ochsen hat es so ziemlich seine Richtigkeit. Von den übrigen Thieren gibt es auffallend kleine Racen bey den Indiern. Aber fast von allen auch sehr große. Vergl. oben S. 397, 398.) Von diesen Pygmäen folgen dem König der Indier drey tausend in den Krieg. Sie sind vortrefliche Bogenschützen, sehr gerecht, bedienen sich der selben Geseze, wie die übrigen Indier. Hasen und Füchse jagen sie nicht mit Hunden, sondern mit Raben, Krähen, Geiern und Ad-

lern. Ihre Gegend ist reich an Silber; indessen sind die Gruben nicht von dem Gehalt, wie die Baktrischen.“

Rama, der in der indischen Mythologie eine so wichtige Rolle spielt, Rama soll bey der Befreyung der Tyrannen, von welchen er die Völker befreyte, ein zahlreiches Heer von beherzten — Affen angeführt haben. Die Hindu erzeugen noch jetzt der großen Affenart (dem Rajakeda, der einen langen schwarzen Bart hat und im Gesichte roth ist, wie ein Mensch, Fra Paolino Reise Uebers. S. 222, und von einigen Naturforschern, die vielleicht irgend einen äußern Grund dazu hatten, Satyr genannt wird) die größte Ehrerbietung. Zu ihrem Unterhalt sind gewisse Einkünfte ausgesetzt, und die Braminen füttern sie. Diese Affen leben noch Jones' Zeugniß zu 3 bis 400 zusammen, sind außerordentlich zahm, und scheinen eine Art von Subordinazion in ihrem kleinen Sylvanstaate zu haben. (Abh. über die Götter Indiens, Griechenl. und der Röm.)

Man wird demnach versucht zu glauben, die Sage von Rama und seiner Schaar sey dem Ktesias bekannt gewesen. Dazu kommt, daß der Vornehmste dieser Schaar, Rama's Unterfeldherr, Hanuman, d. i. mit hohen Wangenbeinen, genannt wird, was freylich wieder auf Affen paßt und dem *σινολ ειδος* des Ktesias nicht widerspricht, indem man hohe Wangen und platte Nasen gewöhnlich vereint antrifft.

Die Pygmäen sind indeß Menschen: sie reden, sie sind *διπλοτάτοι*, sind Bogenschützen, d. größten zwey Ellen hoch, was doch schon ziemlich an menschliche Statur reicht. Auch ist Jones a. a. O. geneigt, Rama's Heer für eine Race von Bergbewohnern zu halten. Vielleicht entdecken wir einmal bey tieferer Kenntniß der indischen Mythe und des Sanscrits, daß, wie dort den Ktesias, so auch hier, irgend eine zufällige Aehnlichkeit in Gestalt und Benennung, unwissende Braminen verführte, Menschen in Affen zu verwandeln.

Turner fand in den Sümpfen, die Bengalen und Butan scheiden, ein Volk, das sich der Natur nach wol mit unsern Pygmäen vergleichen ließe. Zimmerm. Taschenb. 1811. S. 55.

Die alten indischen Fürsten liebten von jeher die Jagd. So z. B. Duschmanta in der Sakontala. Die Jagd mit Adlern und Geiern (eigentlich wol Falken) ist wahrscheinlich im nördlichen Indien ursprünglich zu Hause. (S. Fra Paol. Reise S. 225. Auch Heeren ist dieser Meinung.) Das Abtragen (Abrichten) derselben beschreibt Helian IV. 26.

Kap. 20. „In den Bergen, von welchen der Hyparchos (s. oben) heradkommt, wohnen die Leute mit Hundsköpfen“ — und weiter unten: „sie bewohnen die Berge bis zum Flusse Indus hin.“ Also wenn unsre Erklärung vom Hyparchos gelten soll,

zwischen dem Indus und Ganges. „Sie sind von dunkler Farbe und haben keine Sprache, sondern heulen (*αῖονταί*) wie die Hunde, und gestikuliren mit Händen und Füßen, um sich den übrigen Indiern, mit denen sie Handel treiben, verständlich zu machen, deren Sprache sie zwar verstehen, aber selbst nicht reden können.“ — Weil sie Hundsköpfe haben, müssen sie natürlich auch wie Hunde heulen. Das Wahre aber ist wol, daß sie einen den Indiern nicht geläufigen Dialekt sprachen, und also Zeichen zu Hilfe nehmen mußten. „Bey den Indiern heißen sie *Kalyptier*, welches die Griechen *Κυνοκέφαλοι*, d. i. Hundsköpfige, ausdrücken würden.“ Wenn auch die Indier sie so nannten, so folgt daraus noch nicht, daß sie wirklich Hundsköpfe hatten. Aristoteles und Plinius führen zwar Affen mit dergleichen Köpfen auf, und uns selbst sind diese Thiere nicht unbekannt; aber man höre nur weiter:

„Ihrer sind nicht weniger denn 120,000, Sie treiben keinen Ackerbau (*οὐκ ἐργάζονται* sc. *γῆν*), sondern leben von der Jagd wilder Thiere, deren Fleisch sie an der Sonne braten“). Außerdem ziehn sie viel Schaafse, Ziegen und Esel. Sie trinken Schaaf-

*) In einigen Ausg. findet man, vermuthlich auf Autorität irgend eines Codex, am Ende des zwanzigsten Kapitels ein Einschiesel, „daß sie rohes Fleisch essen.“ Dies wäre wirklichen Indiern vollends ein Gräuvel, und paßt nur auf Sibiriaken oder Libetaner.

und geronnene Milch, essen auch die süße Frucht des *Siptachora*.“ (vergl. Plin. XXXVII. 11, oder nach andern Ausgg. 2. Bey Plinius steht, statt *Siptachoras* in den Ausgaben von Harduin und von Brotier, in Handschriften *Aphytacoras*. Siehe von diesem Baum oben S. 396), „des selben Baums, von welchem das *Elektrum* herkommt.“ — Wol nur überhaupt von demselben Baumgeschlecht, wie dieser, nemlich des indianischen Feigenbaums. Die Art, *Bata* genannt, trägt kleine rothe, äußerst schmackhafte Feigen. Glossar zu Menu Gesetzbuch. — „Sie trocknen und dörren diese Frucht, wie die Griechen ihre Weintrauben, füllen Körbe damit; hiezu thun sie auch von jener Blume, mit welcher man in Purpur färbt, nachdem sie solche gereinigt, ferner *Elektrum* für 260 Talente jährlich, und für eben so viel Werthes von dem Farbestoff, den man zum Rothfärben braucht“ (s. oben S. 394), „*Elektrum* für 1000 Talente“ (*Elektrum* und wieder *Elektrum*! Vielleicht eine andre Art), „und bringen dies alles jährlich auf Flößen, (den Strom hinab) dem König der Indier. Auch noch andre Waaren bringen sie den Indiern, und tauschen dagegen von ihnen Mehl, Brot“ (sie selber bauen ja nicht! S. oben) „und bastne Kleider (*Ξίλινα ἰματία* s. S. 393) ein. Sie vertauschen“) auch Schwerter,

*) *πυλωσσι*. Der Zusammenhang fordert eigentlich: sie tauschen ein. Vielleicht brauchte der Orientale, dessen

Bogen und Wurfspeise, deren sie zur Jagd bedürfen. Denn sie sind treffliche Bogenschützen, im Lanzenwerfen geübt, und in ihren hohen unzugänglichen Bergen unüberwindlich. Alle fünf Jahre macht ihnen der König von Indien ein Geschenk von 300,000 Bogen und eben so viel Wurfspeisen, 120,000 Schilden“, (denn Wurfspeiß und Fogen verbrauchen sich wol, da sie auch auf der Jagd gebraucht werden; nicht so leicht die Schilde. Aus dieser Angabe schließt Ktesias auf die ganze Volkszahl. S. oben. Der alte Lügner war doch ziemlich consequent!) „und 50,000 Schwertern.“ (Indien ist reich an Eisen, und der Indier verstand sich früh auf Verfertigung des Stahls.)

„Diese Kynokephalen haben keine Häuser, sondern wohnen in Höhlen“ (σπηλαιος, vielleicht unterirdische Löcher, wie bey den Parvieten, die Alexander der Große auf seinem Zuge antraf). „Das Wild fällen sie mit Pfeilen und Wurfspeisen, auch erteilen sie es im Lauf (διωκοντες καταλαμβανουσι), denn sie sind gut auf den Füßen. Ihre Frauen waschen sich nur um sich von ihrem Monatlichen zu reinigen, die Männer niemals, die Hände ausgenommen.“ (Kein Wunder dann, daß sie, obgleich Nordindier, schwarz sind. Auch ist es mit den schwarzen Völkern des Ktesias nicht gar zu genau zu nehmen;

Zeugnis Ktesias nachschrieb, ein Wort, das überhaupt handeln bedeutet.

macht er doch eins schwarz, das noch über den Quellen des Hyparchos sitzen soll.) „Aber dreymal im Monat salben sie sich mit einem Oele, das aus Milch bereitet wird“ (vielleicht Milchbranntwein, Kummüsch), „und reiben sich mit Fellen ab. Doch tragen sie kein Raucher, sondern kleiden sich in dünnes glattes Leder“ (μοσδληματα, eigentlich Riemwerk), „und nur die Reichern, deren wenige sind, brauchen leinene Gewänder.“ (λινά. Ob dies dieselben, wie die ζύλινα ιμάτια, die sie von den Indiern eintauschen?) „Der aber gilt für den Reichsten, der die meisten Schaafse hat“ (wie bey allen Nomaden). „Beyde Geschlechter haben Schwänze wie die Hunde, nur mehr behaart.“ (Wahrscheinlich Pelzgeräthen ihrer Tracht, wie man sie noch an den Koraken und andern sibirischen Völkern sieht. In dessen fängt man an, über geschwänzte Menschen nicht wie vormalz abzusprechen. S. Zimmerm. Taschenb. 1812. I. S. 229 ff.) „Betten sind bey ihnen nicht in Gebrauch, ihr Lager ist nur aus Streu und Blättern“ (στιβάδας ποιουνται). „Sie sind sehr gerechte Leute und leben 170, ja einige an 200 Jahre.“

Ein ähnliches Nomadenvolk verweist Ktesias im 24. Kap. über die Quellen des Hyparchos.

Kap. 31. „In den Gebirgen, auf welchen das indische Rohr wächst,“ (früher hat er gesagt, der Indus fließe zwischen diesen Gebirgen hin, also meint

er den Paropamisus) wohnt ein Stamm von 30,000 Köpfen; ihre Weiber gebären nur einmal im Leben, ihre Frucht kommt mit Zähnen auf die Welt, und beyde Geschlechter haben durchweg von Kindheit auf weiße Haupthaare und Augenbraunen. Vom dreyßigsten Jahre beginnen sie aber zu dunkeln, und im sechzigsten sind sie ganz schwarz. An jeder Hand haben sie acht Finger.“ Plinius Hist. Nat. VII. 2 nennt sie Pandorae, gens in convallibus sita. Gellius Noct. Att. läßt diese Pandoren in einem Lande Albania wohnen. Das Nachdunkeln der Weißköpfe ist was Bekanntes. Das völlige Schwarzwerden kommt wol auf Rechnung des Ktesias. Lieber möcht ich glauben, daß es von Haus aus Weißköpfe unter ihnen gegeben. Die Weißköpfe sind aber besonders den zahlreichen kriegerischen finnischen Stämmen eigen, unter welchen man indeß, jedoch feltner, auch Schwarzköpfe antrifft. Ktesias fährt fort: „Sie sind äußerst kriegerisch, 5000 Pfeilschützen und Lanzenwerfer folgen dem König von Indien in den Krieg. Ihre Ohren bedecken die Arme bis an den Ellbogen, und hängen mit einander zusammen.“ Wahrscheinlich eine Art Mäuse mit großen Seitenlappen, wie sie noch unter den Kirgisen, Baschkiren und Chisten gebräuchlich ist. Denn an die langgezogenen Ohren der Figuren auf Elephanta ist wol hier nicht zu denken.

Nelian XVI. 31, führt aus dem Ktesias ein Volk Κυναιμοδοί, Hundemelker, an: „Von der Mitte des Sommers bis in die Mitte des Winters kommen große Heerden von sehr zornigen, wilden Ochsen zu ihnen, zu deren Erlegung die Kynomolgen sich ihrer starken Hunde bedienen, die sie in der Zeit, da sich die Ochsen nicht sehen lassen, auch zur Jagd anderer Thiere gebrauchen.“ — Diese Hunde sind es auch, die es mit den Löwen aufnehmen. Sie sind vorzüglich im Pandshab zu Hause, und hier, vielleicht gegen Klein-Tibet hin, möchten denn auch die Hundemelker zu suchen seyn. Die erwähnten Ochsen sind wilde Büffel, die nach Blumenbach (Nat. Gesch.) aus Tibet stammen.

Ferner finden wir bey Nelian 16, 37, wo er wahrscheinlich ebenfalls den Ktesias excerptirt, indische Ψυλλοί erwähnt, deren Vieh von ungewöhnlicher Kleinheit seyn soll. Haben aber die Indischen Ψυλλen einerley Charakter mit den Lybischen, so müßten wir hier kein Volk, sondern die indischen Schlangenbeschwörer verstehen.

Aus dem Ktesias führt Plinius VII. 2 an: hominum genus, qui Monoceli (Einschenkler, also nur griechische Benennung) vocarentur, singulis cruribus mirae pernicitatis ad saltum, eosdemque Sciapodas (Schattensüßler) vocari, quod in maiori aestu humi iacentes resupini,

umbra se pedum protegant: non longe eos a Troglodytis abesse. Wer weiß, welch tolles Fackirengeschlecht zu dieser Sage Anlaß gegeben. Harpokration's Lexikon, Art. Σκιάποδες, malt indessen das Bild zu größerer Wahrscheinlichkeit aus: „*τὸὺς τε πόδας, ὡς περ οἱ χῆνες, ἔχουσι κάρτα πλατῆς.*“ Plinius fährt fort: Rursusque ab his occidentem versus, quosdam sine cervice oculos in humeris habentes. In Tibet gibt es aber, so gut wie in der Schweiz, Eretins, mit ungeheuren Kröpfen. S. Zimmerm. Taschenb. 1811. S. 93. Auch der Paropamisus kann dergleichen Mißgestalten beherbergen. Durch einen übermäßigen Kropf wird aber das Hinterhaupt dergestalt zurück gedrängt, daß der Nacken fast verschwindet. Der berühmte Arzt Joh. Peter Frank hat genügend dargethan, wie durch Kröpfe selbst der Knochenbau des Hinterhauptes und der Halswirbel verbildet werden kann.

Was endlich die oculi in humeris, bey Gellius IX. 4 aber in frontis medio, qua fuisse facie Cyclopaes poetae ferunt — betrifft, so ist hier sicher das Erkanna, das heilige Auge des Schiwa zu verstehn, das sich die Schiweniten auf die Schulter oder die Stirn malen. Auch mit den Arimaspen hat es vielleicht gleiche Verwandniß.

Die Papageno's, die sich von Blumenduft

nähren sollen, erklären sich vielleicht — als Tabakraucher. — „Gentem apud extrema Indiae, corporibus hirtis, et avium ritu plumantibus, nullo cibatu vescentem, sed spiritu florum naribus hausto (vielleicht schmückender Zusatz) victitantem. Gell. IX. 4. Nicht weit von ihnen die Pygmaiden. Noch lustiger ausgemalt die Erzählung bey Plin. H. Nat. VII. 2 der sie Astomen (d. i. ohne Maul) nennt: „sie wissen nichts von Speise und Trank; bloß die verschiedenen Gerüche von Wurzeln, Blumen und Waldäpfeln, die sie auf den weiten Reisen“ (also Nomaden! herumziehende) „bey sich führen, um stets was zu riechen zu haben, dienen ihnen zur Nahrung.“ Wer weiß, wie alt das Tabakrauchen? Woher bey den Orientalen? Schwerlich erst aus Nordamerika. Denon sahe in den Gräbern zu Theben Leute mit Tabakpfeifen abgebildet: was man ihm hat absprechen wollen. Man denke ferner an den raffinirten Rauchapparat des Hindu. S. Zimmerm. Taschenb. Ganz Nordost-Asien raucht. Vielleicht ging der Gebrauch über die Kurilen und Kamtschatka erst nach Nordamerika über. In orientalischen Sprachen ist gewöhnlich ein Wort für Rauch, Duft und Geist. Der Rauch, das Pfeischen, schmeckt, pflegen wir selbst zu sagen; darum ward es gar zur Nahrung. Wie die Orientalen ihren Tabak mit allerley wohlriechenden Kräutern und Blumen versehen, ist bekannt.

Dies sind die Völker, deren Ktesias, dem Photius und Andern zufolge, erwähnt. — Von einigen Sitten und Charakterzügen der Indier im Allgemeinen, und anderweitige Folgerungen.

Vor allem lobt Ktesias die hohe Gerechtigkeit & Liebe der Indier, ihren Gehorsam gegen den König und ihre Todesverachtung. Kap. 14. Wirklich kann man den Indier im Allgemeinen nicht treffender schildern. Kap. 11 sagt er, daß die Pygmäen sich derselben Gesetze bedienen, wie die übrigen Indier. Welche andre aber können hier gemeint seyn, als die Verordnungen Menu's? Schon oben S. 375 und S. 383 fanden wir Spuren von der Kastenabtheilung, und diese beruht auf Menu's Gebot. Athenaeus (Dipnosoph. lib. X.) erzählt, dem Ktesias folgend, bey den Indiern sey es dem Könige verboten, sich zu berauschen. Hiermit stimmt Menu VII. 47. 50 überein. Wir können überhaupt hieraus auf Mäßigkeit des Volks schließen. Kap. 14 gedenkt Ktesias eines Brunnens, „dessen Wasser beym Schöpfen gerinnt, und wenn jemand davon 3 Obolen (Arzneygewicht) mit Wasser gemischt trinkt, so wird er desselbigen Tages närrisch und plaudert alles aus, was er weiß. Dieses Mittels soll sich der indische König gegen Leute bedienen, die im Ver-

dacht eines Verbrechens stehn. Nach des Antigonus Historiis mirabilibus, 160 und Diodor. Sic. II. 14 versetzt Ktesias die Quelle nach Aethiopien, und ihr Wasser ist zinnoberroth. Vielleicht bedienten sich die indischen Könige der List, die Verdächtigen in Wein oder Opium zu berauschen, welches mit dem Spionirungssystem gegen schädliche Vagabunden, Menu Gesetz. VII. 122, 154. VIII. 182. IX. 251 ff. und Diodor. II. 41 sehr wohl übereinstimmt. Oder wäre gar eine Siftordalie gemeint? S. die Asiat. Abhandlungen durch Kleuker I. S. 291 und 312. Um die Schuld zu beweisen, reicht es hin, wenn die giftige Wurzel oder der Arsenik eine Entzündung erregt, und wie Vergiftungen sich oft durch Wahnsinn äußern, ist bekannt.

Der Aberglaube der Indier war sich zu allen Zeiten gleich. Siehe oben S. 393 vom Parvona. Von dem Eisen, das sich im Grunde des Goldbrunnens Kap. 4 finden soll, besaß Ktesias zwey Schwerter, Geschenke des Königs von Persien und der Mutter desselben, Parysatis. „Wenn man ein solches in die Erde steckte, so konnte man dadurch Wolken, Hagel und Sturm abwehren. Der König habe dies dem Ktesias zweimal vorgemacht.“ — Nun finden wir aber, daß das Schwert bey den Tibetanischen Schamanen die Hauptrolle spielt. (Auch

bey Attila's Königswahl. Die Tibetaner schreiben aber all' ihr Wissen von Benares her. S. Zimmerm. Taschenb. 1811. S. 96 und 121. Vielleicht waren die Künste der Magie, in welche der persische König eingeweiht seyn mochte, auch nichts anders, als eine Art Schamanismus. Die Schwerter kamen aus demselben Brunnen, wie das Gold — also aus Indien.

Ktesias gedenkt oft im Allgemeinen eines Königs der Indier, ohne diesen jedoch näher zu bezeichnen. Es mußte indessen doch einen geben, den er vorzugsweise so nennen konnte, etwa wie die Griechen den persischen. Zu Alexanders des Großen Zeiten, 333, stand das Reich der Prasier in so hoher Blüthe, daß der Macedonier es nicht anzugreifen wagte. Vielleicht bezeichnet Ktesias den König der Prasier. Dem Herodot ist das Volk noch unbekannt. Zielen etwa jene Eroberungen, wodurch es so mächtig ward, gerade in die vierzig Jahre zwischen Herodot und Ktesias?

Der Tauschhandel im Innern und zwischen den verschiedenen Völkern Indiens war gewiß lange organisiert. Indes scheinen die Kynokephalen

*) Vergl. Herodot B. IV. Kap. 62: daß die Sthenen einen eisernen Degen anbeteten.

und vielleicht auch andere Grenzvölker den eigentlichen Indiern nur die Stoffe zugeführt zu haben, welche diese verarbeiteten. Wahrscheinlich war bey den Prasiern auch der größte Kunstfleiß zu Hause, und bey ihnen sind jene Waffenfabriken, jene Wollen- und Baumwollenwebereyen (wenn unter *ξύλινα ἰμάτια* Baumwolle zu verstehen; wenn aber nicht, so siehe jedoch Herodot III. 106) und die selbst von den Persern geschätzte Färberey zu suchen.

XXVIII.

Caffo's Hymnos an Afrodite.

Bey diesem neuen Versuch einer Uebersetzung der von Dionysios von Halikarnas (*περὶ συνθέσεως ὁνομασίου* c. XXIII. Schaef.) nicht nur aufbewahrten, sondern auch, wenigstens in einer untergeordneten Beziehung, nach Würden gefeierten, herrlichen Ode der ersten Liebes- sängerin des Alterthums, liegt der Text zum Grunde, wie er in Jacobs' Poetischer Blumenlese aus griechischen Dichtern (Genä 1810) abgedruckt ist, womit die zweyte Ausgabe (von 1815) dieser, jedem Anfänger im Lesen griechischer Dichter vorzüglich zu empfehlenden Chrestomathie, wie ich so eben bey dem Abdrucke sehe, bis auf wenige kleine Veränderungen, die ohne Einfluß auf den Sinn bleiben, übereinstimmt. Von deutschen Uebersetzungen sah der Verfasser der gegenwärtigen, erst nachdem die seinige geschrieben war, nur die von Kamler (Anakreon's auserlesene Oden u. s. w. Berlin 1801. S. 173) und die vom Frh'n. F. K. L. v. Seckendorf (Blüthen griech. Dichter. Weimar, 1800. S. 94). Die von Verbeck war ihm leider nicht zur Hand. Kamler's Uebersetzung genügt schon deshalb jetzt nicht mehr, weil manche der von ihm noch befolgten Lesarten von neuern Kritikern mit Recht verworfen sind. Glaubt der Verf. gleich treuer als beyde, mit seinem Versuche so eben vergleichene, Verdeutschter gewesen zu seyn, obwohl er übrigens auch hier Kamler's Verdienst anerkennt, dem, wie Spalding mit Recht sagt, Deutschland viel schuldig ist, für den reinern Geschmack am Alter-

thum: so weiß er doch sehr gut, daß schon in metrischer Hinsicht, zumal in Betracht des im Cassignen Versmaß allerdings feltner zu vernachlässigenden Abschnitts im dritten Fuß, auch von ihm für den Kenner des Urbildes noch manches zu wünschen übrig gelassen wird. Die Vergleichung mit dem Texte zu erleichtern, ist dieser nach Jacobs' zweyter Revision, gegenüber gestellt *). Von philologischen Anmerkungen erlaube ich mir hier nur eine einzige, gleich zum ersten Worte. *Ποικιλῶδες* ist nicht, wie noch Kaaabe (Interpretatio Odarii Sapphici in Venerem. Lips. 1794. 4. p. 9) es erklärt: „quae ποικίλους ἴσους habet, quae variis in locis colitur h. e. praepotens, ut vertit Faber.“ Wichtig dagegen erklärt es Schneider (Lex. h. v.): „die einen bunten oder schönen Sitz oder Thron hat“, und Jacobs (im Wortregister zur Poet. Blumenl.): „die einen schön geschmückten Thron hat.“ Dieß führe ich nur an, um hinzu zu fügen: ich möchte dabey mir vorstellen einen Thron mit halberhobenem, zum Theil vielleicht auch angefarbten, Bildwerk, wie bekännlich, aus einer spätern Periode freylich, der Thron des Olympischen Zeus von Pheidias war, auch jener der Argäischen Here von Polykleitos: aber auch schon der viel ältere des Amykläischen Apollon. So enthielte das Beywort vielleicht einen von den Archäologen, so viel ich weiß, bisher vernachlässigten, weiter zu verfolgenden Wink.

*) Nur habe ich mir ein paar kleine Veränderungen der Interpunction erlaubt. v. 10, 11 habe ich hinter *στρογγύου* und *πρὸς* Kommata gesetzt, die bey Jacobs fehlen; v. 18 hinter *ἴσους* ein KOLON statt des Fragezeichens; da die Frage bis hieher nur eine indirecte ist; v. 26, 27 hinter *μεριμνῶν* und *τῶνδε* KOLA statt der Kommata. Auch ließ ich nirgends einen Spiritus asper sehn, weil diesen der Aeolische Dialekt nicht hatte. In *ἀθανάτων* *προσώπων* und *ἐμῶν* — *μακρότατον* ließ ich, aus ähnlichem Grunde, mit Brunck das *το* a subscr. weg. Mit ihm accentuirte ich auch statt *πολλοῦ*, *καλοῖ* und *πικρῶ* so: *πόλλυ*, *κάλοι*, *πίκρυ*. 208304410

ΕΙΣ ΑΦΡΟΔΙΤΗΝ.

Ποικιλόθρον', ἀθάνατ' Ἀφροδίτα,
καὶ Διὸς δολοπλόκε, λίσσομαί τυ,
μή μ' ἄσαισι, μηδ' ἀνίαισι δάμνα,
πότνια, θυμόν.

ἀλλὰ τυῖδ' ἔλθ', αἶ ποκα κατερῶτα
τᾶς ἐμᾶς αὐδαῖς αἰοῖσα πόλλυ
ἔκλυες, πατρός δὲ δόμον λιπαῖσα,
χρύσειον ἤλθες

ἄρμ' ὑποζεύξασα, κάλοι δὲ σ' ἄγον
ὠκέες στρωῖδοι, περὶ γᾶς μελαίνας
πύκνα δινεῦντες πτέρ', ἀπ' ὠραίνῳ αἰθέ-
ρος διὰ μέσσω

αἴψα δ' ἐξίκοντο· τὴ δ' ὦ μάκαιρα
μειδιάσασ' ἀθανάτω προσώπω
ἴηρέ' ὅττι γ' ἦν τὸ πέπονθα κ' ὅττι
δή τυ κάλημι,

κ' ὅττι γέμῳ μάλιστ' ἐθέλω γενέσθαι
μανόλα θυμῷ τίνα δ' αὐτε πείθω
τὴν σαγηνέσσαν Φιλότατα; τίς σ', ὦ
Σαπφοῖ, ἀδικῆ;

καὶ γὰρ αἶ Φεύγει, ταχέως διώξει·
αἶ δὲ δῶρα μὴ δέκετ', ἀλλὰ δώσει·
αἶ δὲ μὴ Φιλῆ, ταχέως Φιλάσει,
καὶ μὴ ἐθέλλοις.

Ἐλθέ μοι καὶ νῦν, χαλεπαῖν δὲ λῦσον
ἐκ μεριμνῶν ὅσα μοι τελέσσαι
θυμός μ' ἐμῆρει, τέλεσον· τὴ δ' αὐτὰ
σύμμαχος ἔσσο.

An Afrodite.

Reichgethront', unsterbliche Afrodita,
Kind von Zeus, listwebendes, zu dir fleh ich:
nicht mit Aengsten, nicht so mit Schmerzen presse,
Würd'ge, das Herz mir!

Sondern hieher komm du, wenn jemals sonst wo
meiner Stimm' aufmerksam du mich erhörtest,
deines Vaters Pallast verlassend kamest:
goldenen Wagen

schirrtest du: dann zogen dich schöne, hurt'ge
Späße, nah der schwärzlichen Erde rascher
flügelschlagend, himmelherab, die Aether-
mitte durchschneidend:

anher langten flugs sie: du aber, Sel'ge,
lächelnd mit unsterblichem Angesichte,
fragtest, was es sey das ich leid'; und was dich
denn ich gerufen;

und was eben wünsche gewährt ich meinem
Zaumelssinne: „Wieder doch welcher Lieb'schaft
Neze für dich festigen soll ich? Wer thut,
Saffo, dir Unrecht?

Denn auch fliehet er, soll er alsbald dir nachgehn:
nimmt Geschenk' er nicht, nun so soll er geben:
küßt er nicht, so soll er alsbald wol küssen,
möchtest auch Du nicht.“

Komm auch jetzt mir, schaffe von schwerer Sorgen
Last Erlösung! Was zu vollführen mir sich
sehnt das Herz, vollführ' es doch! Selber sey du
Kampfesgenossin!

B r u c h s t ü c k

einer am 12. December 1812 öffentlich gehaltenen

R e d e.

Nach dem ausführlichen Vortrage über den in der Universitäts-Chronik des Jahres 1812 *) bezeichneten literarischen Gegenstand, und nach der amtspflichtmäßigen Bekanntmachung des Erfolgs der vorjährigen, den Studirenden von den Facultäten aufgegebenen, Preisfragen, so wie des Inhalts der neuen Preisaufgaben **), fuhr der Redner fort:

Also nur Einer, der seine Kräfte versucht, aber ausgezeichnet rühmlich versucht hat. Die Zeit entschuldigt die geringe Theilnahme, wenigstens bey den Aerzten. Doch nur Einer! Aber ich wiederhole nicht, was ich schon vor einem Jahre an dieser Stätte mit einem Blick auf die Wettkämpfe Griechen

*) Dierpt. Beitr. Jahrg. 1813. S. 230.

***) S. das. S. 230 — 233.

lands sagte. Suis te oportet illecebris ipsa virtus trahat ad verum decus, sagt Cicero in Scipio's Traum. „Durch ihre eignen Reize muß die Tugend selbst dich ziehn zum wahrhaft Schmückenden.“ Dieser Gedanke des Römers ist Wahrheit, kein Traum: wenigstens nicht für uns; wenigstens nicht für Euch, Commilitonen! Nein! Auch Ihr kämpft, auch Ihr ringt, von heut an mit verdoppeltem Eifer, allem nach, was in Euerm Kreise wahrhaft schön und rühmlich ist. Und solltet Ihr nicht! Jetzt, wo alles in diesem unermesslich weiten Reiche, jeder an seinem Plage, alles aufbeut und darbringt, um würdig zu werden der Anstrengung der Nation; würdig der Siege ihrer Heerschaaren, mit welchen sichtbar Gott ist; wo unser erhabener Kaiser und Sein hohes Kaiserhaus, wo die Großen des Reichs, der Adel des ganzen Staats, auch dieser Provinzen, wo der unübersehbar große Bürger- und Bauernstand aller Russischen Länder, die größten Opfer nicht scheueten noch scheuen, um einen dauernd ruhmvollen, einer großen, unabhängigen Nation würdigen Ausgang herbeizuführen aus dem unseligen Krieg, aus welchem jedoch die Vorsehung der Menschheit Heil bereiten wird; aus diesem unter Verwünschung des bessern Theils der Menschheit von ihrem Unterdrücker so ungerecht angefangenen Krieg, der schon mit Blutströmen und Leichen von Hunderttausenden, mit Flammen und Ruinen des Ehrwürdigsten, mit

den weitleuchtenden Flammen des uralten Czarsen-
 sitzes, der hochverehrten völkerreichen Mutterstadt
 Moskwa, des alten, festen, großen Smolensk und so
 vieler andern, sonst blühenden Orte, seine greuel-
 volle Bahn bezeichnet hat; geführt von Feindes Sei-
 ten nicht nur mit den vielgeübten Kriegsgenossen des
 obersten Führers, sondern auch mit Hunderttausen-
 den, die er aus mancherley Nationen durch die Geißel
 seiner Tyranny zusammentrieb; Hunderttausenden,
 die sich hatten überreden lassen, sie kämen zu Bar-
 baren, welche sich leicht bethören, berauben, unterjochen
 ließen, und die nun niedergedonnert dahinsanken, als
 sie nur Männer, nur Helden von ungeschwächter
 Kraft fanden, bereit, den wider alles göttliche und
 menschliche Recht einbrechenden Feind herauszuschla-
 gen aus dem Land ihrer Väter, ihres Kaisers, ihrer
 Religion, aus ihrem Vaterlande; ihn herauszuschla-
 gen oder zu sterben. Ja, der Name Vaterland ist
 kein bloßer Schall: auch nicht einmal in unsern Ta-
 gen, die so oft auch das Heiligste so schndd entweihrt
 sahn. Der Russe hat ein Vaterland, und, wo noch
 das wahre Wort erkönen darf von Lippen, die nicht
 sklavisch verstummen, da nennt man Spanier
 und Britten, und nun Russen, als heldenmüthi-
 ge, große Nationen, die es seyn und bleiben wollen.
 Und mit ihnen, mit uns (denn wir Alle haben ja die
 Ehre, der großen Russischen Nation anzugehören), mit
 uns ist der Herr der Welten, Gott. Denn es ist doch

ein Gott, und eine Vergeltung, und eine Weltregierung,
 die Gutes aus Bösem, oft spät und unverhofft, aber
 desto sicherer, dauernder schafft. Heil uns, daß wir
 diese frohen Tage noch erlebten, wir von denen so
 Viele vor wenigen Monden noch oft verzagten. Drey-
 mal Heil uns! Unser edler Kaiser vertraute auf
 Gott, und auf die gerechte Sache seiner Völker. Un-
 ser standhafter, unerschütterlicher Kaiser hat jetzt sein
 feierlich gegebenes Wort erfüllt, Er werde die Waf-
 fen durchaus nicht niederlegen, so lang auch nur ein
 einzig Dorf seines weiten Reichs in Feindeshänden
 sey; so lang auch nur Ein feindlicher Mann in Waf-
 fen den Russischen Boden entweihet. Der Krieg ist,
 wie bereits die Welt weiß, von Rußland auf eine Art
 geführt, die der sonst so schlaue Feind doch nicht er-
 wartet hatte. Denn eben dieser Feind ward gelockt
 ins Herz des Reichs. Da gedachte er ohne allen
 Zweifel es zu vergiften, dieses Herz des Reichs.
 Dieß aber trieb, in reinem, vollen Schlag
 des höchsten Lebens, mit unsterblicher Kraft je-
 des thörichte Beginnen, jeden verzweifelten Wi-
 derstand des erkauten, für ihn nur zu bald
 ganz entzauberten Feindes glorreich siegend zurück.
 Einst rüstete Philipp von Spanien gegen Eng-
 lands freye Küsten, die das Weltmeer schützend um-
 wogt, eine unüberwindliche Flotte, wie sie der alte
 Ocean damals noch nie gesehn. Vergebens. Stür-
 me des Himmels, und Stürme männlich trotzenen

Widerstandes der wackern Insulaner, zerstreuten die unüberwindliche Armada, und in der Geschichte blieb von ihr nichts, als zum Spott ihr stolzer Name. So sanken die unüberwindlichen Legionen des unüberwindlichen, des vom halben Europa vergötterten, in seinem tollkühnen Wahne schon die Wunder der alten weltbeherrschenden Roma erneuernden, alle Lorbern der Imperatoren auf sein düstres Haupt häufenden Unterdrückers der Menschheit, dessen Name unsre Lippen, diese Stätte unter dem Bilde jener Lichtgestalt *), heute nicht entweihn soll. Die Mitternacht der Kriegsdrangsale, die, nur von Nordflammen erleuchtet, über einen beträchtlichen Theil des unermesslichen Russischen Reichs schon brütend lag, ist — Heil uns! der Erde Heil! vorüber. Schon brach sie an, die Morgenröthe, und das blutige Meteor des Zeitalters schwindet hin. In den Herzen aller Millionen Russlands ist Sieg und Entschlossenheit und wieder Sieg, und Sieg nicht für Russland allein. Denn unser edler Kaiser hat fest beschlossen, nun nicht stehn zu bleiben an den glorreich so bald überall wiedererkämpften Grenzen seines weiten Reichs. In Warschau und in Königsberg (so kündet die Sage) sollen Winterquartiere Russischer Heere seyn. So werden auch

*) Hoch über der Rednerbühne, im Hauptsaal des Universitätsgebäudes, hängt des Kaisers lebensgroßes, in idealischem Costum und diesem entsprechender Umgebung, von Gerhard v. Kügelgen gemaltes Bild.

solche unterdrückte, noch nicht ganz unterjochte, Völker, die bisher der gerechten Sache offen anzuhängen sich nicht getrauten, endlich aufstehn. Ja, sie werden aufstehn, und mit uns die Unterdrückung ewiger Rechte rächen. Die Meisten der hier Anwesenden sind Deutsche — gleichviel, ob durch ihre Väter vor Jahrhunderten, oder vor Jahrzehnden durch eigene Wahl, angesiedelt in diesen bisher vergleichungsweise so glücklichen Küstenländern der Ostsee, die jetzt eine Freystätte lautes Denkens sind, wie gegenwärtig Russland überhaupt ein Asyl der in ihrer Heimath um der guten Sache willen Niedergehaltenen ist. Auch Deutschland wird sich — das Gegentheil darf kein wahrer Deutscher glauben, härt' auch bittere Erfahrung ihn zweifeln gelehrt — auch unser Deutschland wird schon aufstehn; aufstehn, nicht bloß die Ketten zu schütteln, sondern sie mit deutschem Arm endlich zu zerbrechen. Oft fühlten wir es tief, das traurige Geschick, zu leben in diesen Tagen, von welchen ein hochbegeisterter Dichter, Germaniens Lage wahrhaft schildernd, in ungedruckten Strophen einer hinter Horazens Schwunge keineswegs zurückbleibenden Ode *) sang:

*) Der königl. Preuss. Geh. Staatsrath St..... n in der Ode: „An den König. Am 3. Aug. 1808.“ Sie steht nun mit andern vortrefflichen Gedichten des auf dem Titel nicht genannten, doch in Deutschland allbekannten, patriotischen Dichters in den „Kriegs-Gesängen aus den Jahren 1806 bis 1813. Deutsch-

Die Götterbilder seufzen gebeugt, gebeugt
die Priesterinnen, die der Gefühle Blut,
die Flamme des Gedankens hüten —
Karyatiden am Thron der Willkühr.

Ein eherner Fußtritt hallt durch Europens Nacht
zerstörter Tempel Quadern entlang; es hallt,
antwortend hallt des tiefen Abgrunds
Todtengewölb', ein entsetzlich Echo!

Gleichgültig reicht nicht immer dem Günstlinge
das falsche Glück berauschende Becher dar.

Es schwelgt in Gift, wer unersättlich
nur in Begier der Begierde Blut löscht.
Zu kühn gemißbraucht sammelt der Purpur, gleich
dem Prachtgewölk der schwülen Gewitterluft,
verschwornen Bliß, in Staub den Frevler
schmetternd, den Staub in den dunkeln Ursprung.

Umsonst verhüllt die Lüge verbrecherisch
ihr schlangenzischend Haar in des Helmes Stahl,
bewehrt umsonst die Zigerklaue,
triefend von Blut, mit dem Eisenhandschuh.

Land 1813." gr. 8. S. 39 — 42. Dem Redner (er be-
fand sich damals auf seiner litterarischen Reise nach —
Paris) wurde bey seiner Durchreise durch Königsberg
im August 1808, durch einen ihm vertrauenden Freund
des Dichters, die Erlaubnis einer Abschrift nicht ver-
weigert.

Sie werden vorüberziehen, diese Tage der
Schmach und der gerechtesten Klage. Sie werden
in Erfüllung gehn, desselben Dichters für uns, die
hier Versammelten, von mir nur durch die Anwendung
auf den heutigen Tag, veränderten Worte:

Das Reich ist dein, lichtströmende Wahrheit, dein!
dein Hochaltar steigt flammend aus Trümmern auf,
und Alexanders theuern Namen
tragend bekränzt ihn ein frischer Lorbeer *).

Das wahre Mittelland Europens, das Land
das Hermann gebär, das Luther gebär, wo
Friedrich Muster eines Königs, Feldherrn und
Weisen auf dem Thron war; das Volk, aus welchem
Denker, wie Leibniz und Kant, Dichter wie
Klopstock und andere von mir heute zuvor schon
genannte mit ihren Geisteswelten hervorgingen —
dieß Land, dieß Volk kann nicht ewig rasten und
schlummern, noch ewig seufzen unter der Knecht-
schaft der Fremden. Wir feiern heute mit Millionen
„Hin“, wie der deutsche Homeros **) sang:

*) Im vorletzten Verse steht in der Urschrift der Name
des verehrten Königs. Der letzte Vers heißt im Ge-
druckten schöner: „beutend bekränzt ihn ein junger
Lorbeer.“

**) Wos in seiner Hymne für die Deutschen in
Rußland, am $\frac{1}{2}$. Merz.

„Hin von dem Belt an Sina's Meere,
Vom kalten Dby zum Eurin“ —

wir feiern heut' unsern schönsten Festtag, den sechs und dreyßigsten Geburtstag unsers Kaisers, unsers Schutzeiſts, Alexanders. Seine Helden, welche der Sieg herrlich krönt, sein Kutusow, Bennigsen, Barclay, Platow, unser Wittgenstein und andere Edle, welche die Geschichte kennt, werden den Feind über Rußlands Grenzen verfolgen, überall schlagen, vernichten; und dann wird Erwachen seyn, auch wo noch Schlaf zu seyn scheint, wol nicht allzu tief ist; durch Gerechtigkeit der Sache kraftvoller Widerstand, wo noch die Kette klist, und Triumph, wo jetzt nur tiefer Seufzer in halbleiser Klage töhnt. Daß dieß mehr als ein schöner Traum sey, das gib, o Gott! Wir sind ja Menschen, und können darum nicht anders beten. Kommt dieß ersehnte Heil von dir, o Gott, herab: dann feiert, wer statt dieses Peters am gleichen Tage, der auch der Stiftungstag dieser Pflanzstätte der Wissenschaften und der Menschenbildung ist, durch eben dieses edeln Kaisers Gnade ist — dann feiert ein anderer Redner, beredter als der heutige, in einer noch glücklichern Versammlung als wir schon uns fühlen, einst an Alexanders schönstem Geburtstag die Wiedergeburt Deutschlands, Europens, der Menschheit.

XXX.

Allgemeiner Bericht von der kaiserl.
Universität zu Dorpat. *)

Seit dem April 1802, wo diese Universität eröffnet ward, bis jetzt, sind als Studenten immatriculirt worden 1064.

Von diesen waren:

20 Kurländer	187
10 Livländer	438
Ehrländer	163
90 Finnländer	50
41 Aus den übrigen Provinzen des Russischen Reichs	89
40 Ausländer	137

*) Diese hier zum ersten Mal öffentlich erscheinende statistische Uebersicht ist dem Herausgeber durch den d. z. Rector magnif. der Universität, Dr. Kambach, zur Bekanntmachung handschriftlich mitgetheilt worden.

Unter dieser Anzahl waren 56, sämmtlich Ausländer, und zwey Inländer, die auf Kosten der hohen Krone studirten; alle übrigen haben auf eigene Kosten studirt.

Von der gesammten Zahl der Immatriculirten, sind jetzt:

Prediger und Candidaten des Predigeramts	86
Öffentliche und Privatlehrer	102
Civilbeamte	144
Medicinalbeamte	145

(von welchen bey dem Ausbruche des Krieges 1812 auf einmal 66 zum Dienst im Felde und bey den Hospitälern entlassen wurden.

Unter der ganzen Zahl befinden sich 80 Doctoren der Medicin.)

Apotheker	23
Im Militärdienst	105
Oekonomen und Gutshesiger	67

Unbekannt ist die Anstellung und das Schicksal von

Gestorben sind als Studenten	14
Auf Russischen Universitäten oder im Auslande setzen ihre Studien fort	64
Gegenwärtig sind auf der Universität	224

Wenn hier, wie billig, die drey ersten Jahre nicht in Rechnung gebracht werden, so hat die Universität dem Staate für die verschiedenen Zweige der

Abministrazion jährlich gegen 80 gebildete junge Männer geliefert.

Mit Einschluß des Rectors lehren jetzt auf dieser Universität:

Ordentliche Professoren	23
Außerordentliche	1
Lectoren	6
Lehrer der Künste	3

Die Zahl der Officianten ist

Die Zahl der wissenschaftlichen Gegenstände, worüber mit Einschluß der Lectoren Vorlesungen gehalten werden, ist 62, die Zahl der wöchentlichen Stunden 256.

An Gebäuden, die nach den höhern Orts genehmigten Planen aufgeführt sind, und sich im besten Stande befinden, besitzt die Universität:

- 1) das große Universitäts-Gebäude,
- 2) das Gebäude am Markt,
- 3) das Klinikum,
- 4) die Bibliothek,
- 5) das Anatomikum,
- 6) die Sternwarte,
- 7) das Wirthschafts-Gebäude,
- 8) die Treibhäuser im botanischen Garten,
- 9) eine im botanischen Garten befindl. Wohnung.

welche auf dem Dom liegen,

Die Zahl der Sammlungen, Kabinette und Anstalten zur Beförderung des Unterrichts bey dieser Universität, beläuft sich auf 15. Sie besitzt:

Eine Bibliothek	28,784	Bände.
Eine Sternwarte	34	Nummern.
Ein Museum der Kunst	2800	— —
Ein mathematisches Kabinet	66	— —
Einen physikalischen Apparat	383	— —
Einen chemischen Apparat	300	— —
Eine Naturalien-Sammlung	4962	— —
Einen botanischen Garten	6127	Pflanz.-Art.
Eine ökonomische Modell-Sammlung	193	Nummern.
Eine militärische Modell-Sammlung	90	— —
Ein Zeichnen-Institut	122	— —
Eine anatomische Sammlung	852	— —
Eine pathologische Sammlung	172	— —
Eine chirurgische Instrumenten-Sammlung	1299	— —
Eine Instrumenten-Sammlung für die Entbindungs-Kunst	72	— —

Außerdem sind mit der Universität drey Kranken-Anstalten verbunden:

- 1) Ein medicinisches Klinikum, eröffnet den 1sten May 1804.
Aufgenommen wurden 2874 Kranke, wovon starben 63.
Ungeheilt wurden entlassen 4.
Noch sind in Cur 119.

Geheilt wurden entlassen 2788.

Die Mortalität war also wie 1 zu 41.

- 2) Ein chirurgisches Klinikum, eröffnet den 5ten October 1805.

Behandelt wurden darin bis heute 1335 Kranke.

In diesem Jahre sind aufgenommen 83, wovon einer gestorben ist.

- 3) Die Entbindungs-Anstalt, eröffnet am Ende des Jahres 1806.

Anfangs 3 Jahr lang mit 2, jetzt mit 5 Betten.

In derselben sind von 154 Müttern 156 Kinder geboren.

Von den Müttern starben 3 im Wochenbette, Zwey wurden schon im Sterben in die Anstalt gebracht.

Unter den Kindern waren 20 Frühzeitige und Todte. Alle lebende Kinder wurden vaccinirt entlassen. *)

Alle diese Anstalten, obschon ohne besondere Unterstützung, nur durch die sparsame Anwendung der Etatssummen der Universität in diesen Stand gesetzt, haben gleichwohl das Glück, die Aufmerksamkeit der Reisenden zu interessiren und nicht unbefriedigt zu lassen.

Unter der Schulcommission stehen jetzt — da Alt-Finnland der Universität Åbo zugetheilt ist, nur

*) Die Zahl der Geburten würde größer seyn, wenn ein mit diesem Institut verbundenes Findelhaus den Müttern die Sorge für die Kinder abnähme.

die Gouvernements Liv-, Ehff- und Kurland. In den Städten dieser drey Gouvernements befinden sich jetzt:

Gymnasien	4	} auf Kronbetat.
Kreisfchulen	27	
Elementarschulen	43	} größtentheils auf Kosten der Städte.
Töchterfchulen	15	
Privatschulen	47	

Mit Inbegriff der Directoren und Inspectoren, jedoch ohne die Lehrer an Privatschulen mitzurechnen, wird in diesen Lehr-Anstalten von 230 Schulbeamten der Unterricht von 3684 jungen Leuten beyderley Geschlechts besorgt.

Dorpat, den 30sten November 1815.

XXXI.

Briefe und Brieffragmente.

15.

Von Aubin Louis Millin.

Paris, 30. Juillet 1814.

Monsieur,

Je ne saurais Vous exprimer le plaisir que j'ai eu hier, en voyant arriver M. le Général H. avec une lettre de Vous, et les ouvrages intéressans qui y étaient joints. J'ai surtout été très-curieux de jeter les yeux sur le troisième cahier de Votre voyage d'Italie. Il est étonnant que Vous ayez pu rassembler autant de notices en si peu de temps. Ce jour était celui de la séance de l'Institut. J'ai remis les ouvrages qui sont destinés pour sa bibliothèque, et la classe d'histoire et de littérature ancienne à laquelle Vous les aviez particulièrement adressés, m'a chargé de Vous en faire ses remerciemens. MM. Dupont de Nemours, Silvestre de Sacy, Langlès et Visconti à qui j'ai remis les articles qui leur étaient particulièrement destinés, Vous remercieront certainement eux-mêmes de cet envoi. Je Vous remercie beaucoup de vos Dörptische

Beyträge. J'y ai déjà lu plusieurs articles très-curieux. Je serai charmé d'avoir la seconde partie qui contiendra le mémoire de M. Köhler dont Vous me faites l'honneur de me parler; le sujet est piquant et de circonstances.

Monsieur Göschen n'avait point rempli votre intention; et c'est la guerre qui l'en a empêché; car j'ai toujours éprouvé sa complaisance et son honnêteté. Il ne m'avait point envoyé Votre essai sur la vie et les ouvrages de Winkelmann, et c'a été pour moi une satisfaction de le recevoir de Vous.

L'avis Vous me donnez relativement à M. le Général O., arrive trop tard. M. le Général S. est parti depuis long-temps.

J'ai lu dans vos Dörptische Beyträge la lettre que j'ai eu l'honneur de Vous écrire de Naples, le 13. de Nov. 1812. Je Vous en avais aussi écrit une autre de Rome. Elle se sera perdue. Je ne me plains point qu'en la publiant Vous ayez commis une indiscretion; mais je dis que Vous lui avez fait trop d'honneur. Ma mauvaise écriture a été la cause de quelques méprises, dont une est principalement remarquable. Il y est dit que j'ai fait dessiner le tombeau du prince de Tolède, et il y a dans ma lettre, de Pierre de Tolède. Ce tombeau est dans l'église de san Giacomo dei Spagnuoli, et Pierre de Tolède était vice-roi de Naples.

Vous me demandez des détails sur mon voyage; ils sont tous consignés dans l'extrait de mes lettres à l'Institut que j'ai l'honneur de Vous adresser. J'ignore si Vous avez su l'événement qui est arrivé à ma bibliothèque; je Vous en envoie la malheureuse histoire. Il m'a fallu à mon retour, m'occuper à réparer le désordre que l'eau et le feu avaient causé dans mon cabinet; et actuel-

lement tout n'est pas encore rétabli. Je m'occupe cependant constamment de la rédaction de mon voyage; mais comme il a été plus long que le Votre, il m'impose de plus grandes obligations. Je dois entrer dans plus de détails que Vous ne l'avez fait. Je serai bien obligé de Vous piler par ci par là; mais je ne dois pas Vous copier. Je joins à ce paquet quelques petits opuscules qui sont aussi relatifs à mon voyage et qui ont paru depuis mon retour. J'ai déjà fait graver plusieurs monumens importants qui feront partie des différentes collections que je me propose de publier: car faire du tout un corps d'ouvrage, serait une véritable folie. J'aurais voulu y joindre une dissertation sur une médaille de Siris; mais je n'ai point encore d'exemplaires disponibles; ce sera pour mon premier envoi.

Je Vous remercie des nouvelles que Vous m'avez données de notre ami M. Böttiger. Je lui ai écrit plusieurs fois, je lui ai envoyé des brochures auxquelles il attachait beaucoup d'importance, et que je n'ai malheureusement point doubles; et je n'en ai eu aucune réponse. Je serais fâché que les ouvrages que mes paquets contenaient, fussent perdus.

Je profiterai de toutes les occasions que je trouverai pour Vous écrire, et j'espère que Vous en ferez de même. Agréez l'assurance de mon estime et de mon amitié.

A. L. Millin.

Je profite d'une occasion qui se présente pour Wilna d'où j'espère que M. G. voudra bien Vous expédier cette lettre. Je n'y puis joindre aucune brochure. Dites moi donc comment je dois faire. Je Vous renouvelle l'assurance de mon attachement.

A. L. Millin.

Vom Professor, Hofrath Groddeck.

Wilna, 30. Mai 1815.

... Es bedurfte wol nicht der kritischen Kleinigkeit zu Demosthenes, um in diesem an interessanten Aufsätzen so reichen Hefte der Dörpt. Beytr. Jahrg. 1814, I. *), ein Blatt zu füllen. Hätt' ich indessen vermuthen können, daß Ew. Hochwohlgeb. schmeichelhaftes Urtheil ihr diesen recht ehrenvollen Platz anweisen würden, so hätte ich nicht angestanden, Ihnen folgende am Rande meines noch handschriftlichen Commentars zu der Demosthenischen Rede später nachgetragene Note mitzutheilen: „Nunc malim ἀποκλύσασθαι, lecto Platone in Phaedr. 45 p. 239 Heind. Τοῦτόν γε τοίνυν ἔγωγε ἀσχυρόμενος καὶ αὐτὸν τὸν Ἑρωτα δεδιώς ἐπιθυμῶ ποτίμῳ λόγῳ οἶον ἀλμυρῶν ἀκοήν ἀποκλύσασθαι“, zu welcher Stelle ich die von Heindorf a. a. O. citirte Stelle von Wyttenb. Ep. cr. p. 55 nachzusehn wünschte. **)

*) S. 276.

**) Hier ist sie aus der ziemlich selten gewordenen Originalausgabe: „Laudat id Platonis auctoritate Plutarch. Symp. VII. p. 711. D. et dici vix potest, quot imitati sint Scriptores, v. c. Libanius Orat. Parent. in Jul. §. 7. ποτίμῳ λόγῳ τὴν ἀλμυρῶν ἀκοήν ἀπεκλύσατο, et similiter Nicephor. Schol. Synes. p. 351. C. Gregor. Naz. Orat. IX. p. 150. A. XX. p. 352. D. Epist. XLIII. p. 784. C. Clem. Alex. Strom. I. p. 258. A. Themist. Orat. XXVI. p. 330. A. Athen. III. p. 121. Philostrate. V. S. II. p. 597. Plutarch. T. II. p. 706. D. p. 997. F. Isidor. Pelus. I. 143. Plato autem, ut multa alia Euripidi debet, sic hoc expressit ex Hippolyt. v. 653. Ἄ γὰρ ἔνταῖς νασμοῖτῃν ἐξομῶρζομαί Εἰς ὧτα κλύων.“

In Betreff des würdigen Laguna habe ich mit meinem Verleger Zawadzki gesprochen. Er hat mir die Hoffnung gemacht, es möglich zu machen, daß ein Exemplar der Elementa Hist. Gr. litt. an Nummer in Leipzig geschickt werde. Uebrigens beschäftige ich mich mit einer neuen und sehr vermehrten, auch hie und da bedeutend veränderten Ausgabe dieses meines Handbuchs. Was Sarbiewski's Anecdota betrifft, mit deren Sammlung dieser gründliche und geschmackvolle Gelehrte sich beschäftigt: so findet sich auf der hiesigen Bibliothek nichts vor *). Mir selbst aber hat vor einigen Jahren ein damals sich hier aufhaltender Freund der polnischen Literatur ein paar kleine und dicht in gespaltene Columnen beschriebene Quartbogen mit lateinischen Gedichten Sarbiewski's, die noch nicht gedruckt seyn sollen, geschenkt, die ich, wenn ich nur eine sichere Gelegenheit wüßte, Hrn. Laguna gern zukommen lassen möchte. Sie enthalten: 1) Sylyludium Rev. P. Matthiae Sarbiewski S. I. 10 Nummern. 2) Ad Sylvestrum Petra-Sanctam S. I. cum illustre ac eruditum de Symbolis, An-

*) Hr. Martyni Laguna hatte dem Herausgeber der D. Beytr. in einem Briefe, dat. Zwickau d. 31. Aug. 1814, geschrieben: „Auch beschäftigt mich eine neue kritische Ausgabe des herrlichen Dichters Sarbiewski. . . . Vermuthlich birgt noch eine Bibliothek in Wilna Sarbiewski's (ungedruckte oder gedruckte?) Abhandlung de Acuto et Arguto, die er zu seiner Zeit an Petavius nach Paris zur Beurtheilung schickte. Könnte mir doch Hr. Groddeck entweder ein gedrucktes Exemplar oder genaue Abschrift eines derselben verschaffen. Meine Ausgabe wird auch sonst durch manches seltene Stück, das in den gewöhnlichen Ausgaben fehlt, bereichert seyn.“

A, d. H.

nulis, Numismatibus, Sigillis etc. opus in lucem edidisset *). 3) De clade Syetica (sic) ad Pul-tavam a°. 1709. 4) Epistola R. P. Casimiri Sarbiewski S. I. de Itinere Romano, unter-schrieben Romae 15. Novembr. 1622. Suae Cha-ritatis in Xto Servus Matthias S. I. 5) Tri-umphale Epinicion B. Iosaphat Martyri cum tranquillato bello Moschovitico corpus Eius Vilnam inferretur. Ad illustriss. R. Dnm. Ga-brielem Kolsda Metropolit. Rossiae. 6) Ode de B. Stanislao Kostka. 7) Propempticon S. Bernardi ad claram vallem proficiscenti, Para-dia ad Odam (3) lib. I. Horatii. Diese kleine Handschrift so auf's Gerathewohl aus den Händen zu lassen, wäre wol nicht rathsam, und eine Copie davon zu nehmen, wäre auch sehr schwierig, da die äußerst kleine und mit Abbreviaturen reichlich angefüllte Schrift einen sehr geschickten Copisten, der hier schwer zu fin-den seyn würde, erfordert, meine Zeit aber viel zu be-schränkt ist, um mich damit zu befassen.

Weyliegend hab ich die Ehre, Ew. Hochwohlgeb. ein paar litterarische Kleinigkeiten zu übersenden: einen polemischen Aufsatz **) und eine Doctordispu-

*) Dieses Gedicht steht schon in der Ausgabe: Math. Casim. Sarbiewii Carmina. Nova editio, prioribus longe auctior et emendatior. Paris. typ. J. Barbou. M. DCC. LIX. gr. 12. p. 324. Dort ist es, im lib. Epodon, Ode XIX. Ebenso stehen daselbst als liber sextus Carmin. Sarbiev. die Silviludia poetica, alle zehn, p. 329 — 353. Daselbst ist auch lib. VII. unter den Miscellaneis das Ier Romanum, Epistel in elegischem Sylbenmaß, p. 371 — 383. A. d. H.

**) Observations sur une Dissertation présentée au Con-

razion eines meiner Schüler *), die ich nur, der Sel-tenheit wegen aus hiesigen Gegenden im antiquarischen Fach, beylege. Sie enthält einen kurzen Auszug sei-ner polnisch geschriebenen Abhandlung, und zeigt we-nigstens gute Anlage, Fleiß und eine schöne Belesens-heit, besonders, was hier sehr selten ist, in deutscher Litteratur. Auch ist der Verf. ein so guter, trefflicher junger Mann, daß er schon um deswillen alle Nach-sicht und Aufmunterung verdient u. s. w.

17.
Von Joh. Jakob Heinrich Ezikann.

Brünn in Mähren, 30. May 1808.
... Ein glücklicher Zufall hat vor nicht zu langer Zeit ein trefflich erhaltenes russisches Manuscript in meine Hände geführt. Dasselbe ist sehr schön und rein geschrieben, hat aber sehr viele Abbreviaturen, welche

Discours pour la Chaire d'Éloquence de l'Université Imp. de Vilna. Redigées et publiées par G. E. Groddeck. à Vilna, 1815. 20 S. 8. Die Veranlassung erzählt der Verf. in der Vorrede. Auch ohne die Schrift selbst, die hier kritisiert wird, und die Widerlegung dieser Ob-servations durch Hrn. Sniadecki, Prof. der Astrono-mie und d. z. Rector der Universität Wilna, gesehen zu haben, darf man wol der Meinung seyn, daß Hr. G. mit siegreichen Gründen bewiesen habe, was er beweisen wollte. A. d. H.

*) De ingenio Antiquitatis. Dissertationis verna-culo sermone conscriptae adumbratio, quam — in a. d. XXV. Apr. a. MDCCCXV. publice def. auctor Lud. Romuald Kiersnowski. Vilnae. 43 S. gr. 8. Eine kritische Anzeige dieser wohlgeschriebenen Abhandl. kann, wenn ihr Verf. sie begehrt, an einer andern Stelle der Dorpt. Bentr. nachgeliefert werden.

A. d. H.

Schreibart die Russen *Titlice* nennen, und der Inhalt ist eine in Prosa geschriebene poetische Erzählung Alexander den Großen betreffend.

Wenn von der einen Seite ich die Ueberzeugung fest in mir gegründet fühle, daß diese Handschrift, hat sie auch wirklich auf keinen großen innern Werth Anspruch zu machen, in der Universitäts-Bibliothek zu Dorpat, welche unter Ihrer Direczion und Pflege immer mehr gewinnt, ihren besten Platz finden wird; so ist es auf der andern Seite vielmehr ein absichtliches Streben eine Veranlassung zu finden, Ihnen die hohe Achtung zu versichern, die ich längst u. s. w. *)

. Welch ein glückliches Beginnen des neuen Jahrhunderts hat Alexander für Sein Reich herbegeführt! Mit schneller Bewegung brachte er Licht und Leben in die todte Masse. Wie wenig wird die Nachwelt Ihn durch ihre schwache Bewunderung lohnen können!

Finden Sie es werth, meinen Antrag anzunehmen, so bitte ich mir nur den Weg anzugeben, auf welchem ich Ihnen das Manuscript sicher und ohne Unkosten zusenden kann u. s. w.

*) Das Nächstfolgende enthält den Ausdruck lebhafter Theilnahme an manchen, wenigstens wohlgemeinten, litterarischen Versuchen und andern Bemühungen des Herausgebers dieser Blätter, und zugleich überhaupt die Freude über das Gedeihen der Universitätsanstalten in Rußland. Da Hr. Czikan mit dem Herausgeber in keinerlei persönlichem Verhältnisse, auch, so viel uns bekannt ist, in keinerlei näherm Verhältniß zu irgend einer der Universitäten Rußlands steht: so wird auf sein rücksichtsloses Wohlwollen und seine uneigennützig-everalträt billig um so eher Werth gelegt.

A. d. H.

Brünn, 26. Sept. 1814.
 Schon im J. 1808 war es mein Gedanke, den beyliegenden Codex, wie es Ihnen aus meiner damaligen Zuschrift bekannt geworden, und die Sie zu beantworten die Güte hatten, für die kais. Bibliothek in Dorpat einzusenden. Allein die seitdem beständig unruhigen Zeitumstände haben mich davon abgehalten. Bey der nun eingetretenen Ruhe von ganz Europa, wird dieser Codex auf seiner weiten Reise sicher in Ihre Hände gelangen *)

Bey der Anwesenheit des Kaisers Alexander, des Königs von Preußen und der Großfürstin Katharina, Herzogin von Oldenburg, in Brünn (am 25. Sept. trafen Sie in Wien ein), wurde in Eile das beykommende Gelegenheitsgedicht verfaßt, mit der Bestimmung, im Theater in Gegenwart dieser erhabenen Personen im Kreise des freudetrunkenen Volkes declamirt zu werden **).

*) Er ist im August 1814 an die Univers.-Bibliothek zu Dorpat abgegeben. A. d. H.

**) Der Ankunft der hohen verbündeten Monarchen in dem erfreuten Brünn. Brünn, 1815, gedr. bey Gastl, ein Bogen in Quart. Die fünfzehn Stenzen dieses Gedichts beurkunden nicht nur von neuem den patriotischen Sinn des Verfassers (die vielfachen Anspielungen auf die Geschichte Mährens sind in gelehrten Anmerkungen erläutert), sondern auch das Talent des Dichters. Hier zur Probe nur ein paar Stellen:

Frey von Ruicks Thron herabgestiegen,
 Gab bewundernd unsrer Väter Schaar,

Von dem Irdisch an die Seine fliegen

Jenen starken, göttergleichen Czaren.

Herr über im Unglück, als in Eigen,

Nimmt den Flug sein heil'ger Doppelaar —

Ewig Peters Niesenbau zu halten,

Alexandern war es vorbehalten.

fasser selbst wünschte, daß ich Ihnen diese Kleinigkeit mittheilen möchte, da er durch die Huldigung, die Sie den Manen seines unvergeßlichen Freundes und Lehrers Joh. v. Müller darbrachten, mit Hochachtung gegen Sie durchdrungen ist. Es ist dieser der Hofrath und Geh. Archivdirector Freyherr v. Horzmayr, Ihnen wol schon längst bekannt aus seinen Geschichtswerken, namentlich aus dem österreichischen Plutarch. Auch seine neuesten politischen Begegnisse dürften Ihnen, wenigstens den Hauptumrissen nach, nicht ganz unbekannt, und um so weniger uninteressant seyn, als Sie sein mannhaftes, seit kurzem wieder für Oesterreich gewonnenes Vaterland, Tyrol, selbst durchzogen haben. Die Unterredung, deren ihn hier die Frau Herzogin von Oldenburg würdigte, gab ihm hohe Begriffe von dem Werth, welchen man in Rußland auf deutsche Litteratur legt. Ich habe die Ehre u. s. w.

Joh. Jak. Heinr. Czikan,
Auskultant und Referendar bey dem K. K.
Nähr- u. Schlef. Landrecht.

Und in der neunten Stanze:

Moskau's Feuerkreis ist er entflohen,
Jener Phönix einer bessern Zeit.

Und in der zehnten:

Jenes aufgesochte Kreuz von Eisen
Sie dem Feind als Siegescrophäe weisen.

Zu den letzten Worten heißt es Anm. 13: „Der Orden des eisernen Kreuzes, eine erhabene, wahrhaft dichterische Idee. Wohl paßt auf Friedrich Wilhelm, den Standhaften, jenes Horazische:

Per damna, per caedes, ab ipso

Ducit opes animunquae ferro.“

H. d. 5.

Vom Collegienrath, Prof. D. Hezel,
Dorpat, im Dec. 1814.
Der verehrtester Herr College,
Die Ausarbeitung einer Grammaire raisonnée de la langue Hébraïque, die ich, in lateinischer Sprache, unter dem Titel: Systema grammaticum linguae Hebraeae herauszugeben gedente, hat mir auch zu neuen paläographischen Untersuchungen, über die ursprüngliche Schrift der Hebräer, Veranlassung gegeben. Auf sehr natürlichem Wege kam ich auch auf das Uralphabet der Griechen, und finde mein Forschen durch eine reiche Ausbeute belohnt, die unter andern in folgenden Resultaten bestehet: 1) die Griechen schrieben schon vor Kadmus. Die Tradition von den Πελασγοῖς γράμμασι ist bekannt. 2) Die Pelasger waren eine Vorderasiatische, wahrscheinlich Phöniciſche (Cananitiſche) Kolonie. (Dies habe ich schon in meinem Werkchen: „Ueber Griechenlandes älteste Geschichte“ gezeigt.) So wird die Schrift vor Kadmus in Griechenland begreiflich. 3) Kadmus, d. i. eine zweyte spätere Phöniciſche Kolonie, brachte die Kunst zu schreiben, in ihrer vollkommenern Gestalt nach Bborten, nebst dem Gebrauch der Buchstaben als Zahlen und der Rechenkunst, deren Erfinder die mercantiliſchen Phöniciſer unſtreitig waren. 4) Von Kadmus nahmen die Griechen noch drey Buchstaben, die die Pelasger noch nicht kannten, jedoch fast eigentlich nur zu arithmetischem Gebrauche, an: γ (Wau, ι) als Vocal. Dies ward ihr υ ἄνω. Denn die Phöniciſer, wie die Hebräer, brauchten ihr γ auch als Vocal u. — Hieraus erklärt sich auch, warum das υ im Griechiſchen Alphabethe (deſſen heutige Ordnung ich

nunmehr für gleichzeitig mit Kadmus halte) hinter
 dem τ steht, welches vorher, wie schon im alten Phö-
 nicisch-hebräischen Alphabete, der letzte Buchstab
 war. Wie ϕ und χ , ψ und ω entstanden, weiß ich
 nun auch zu erklären. 2) ν als Consonant (w), wel-
 chen Laut die Griechische Sprache nicht kennt. Sie be-
 durften aber des Buchstaben als Zahlzeichen 6, und
 nahmen es deswegen von den Kadmären an. Sie
 schrieben es aber horizontal oder, gekünstelter, ν , und
 von dieser Verkünstelung, in welcher es einem σ (σ)
 ähnlich ward, ward es σ getauft. — Sie nahmen
 ferner von den Kadmären an: das ρ (Ruf, ρ)
 und gaben ihm die Bedeutung von 90 (warum nicht
 von 100, wie die Phöniciet und Hebräer? dies zeige
 ich ebenfalls); und das ν (Zade finale) als Zeichen
 von 900, wie im Punisch-Hebräischen. Es er-
 hielt den verkehrten Namen σ , weil es (Σ) einem
 σ (Sigma; dorisch: Σ) mit dem drinnen liegenden
 τ ähnlich sieht. So ist der tolle Name Σ ent-
 standen; aus dem Phönicschen Σ . — 3) Wenn
 Herodot, Tacitus und Plinius den Kadmus zum Leh-
 rer der Griechen in der Schreibkunst machen: so ist
 dieses nur halb wahr. Ganz wahr hingegen ist die-
 ses: „die Griechen lernten von ihm ihre Schrift: ver-
 vollkommnen, und den Gebrauch der Buchstaben
 als Zahlen, nebst den Elementen der Rechenk-
 kunst.“ u. s. w.

den. Er verkauft sie zu Schocken nach Griechenland,
 nach Ungarn, Abo u. s. w. Ich hatte die vergangene
 Messe ein fröhliches Abendmahl bey ihm mit einigen
 Freunden. Schon lange war er mir angelegen, ihm
 ein Buchdruckeremblem vorzuschlagen, wie einst die
 Stephani, Aldi, Junta, Frobenii hatten. Ich em-
 pfahl dazu die ephesische Diana, die multimammia
 mit der Unterschrift: autores classici. Es fand Bey-
 fall. Er will sich's von einem wackern Xylographen
 in Leipzig schneiden lassen.

Des fertig Gewordenen in dieser letzten Messe, die
 so viel versprach, so wenig hielt, weil ein Mehlthau
 aus Elba hineinfiel, ist sehr wenig. Jacobs hat den
 Abdruck des Palatinisch-Vaticanischen Codex der An-
 thologie vollendet. Aber der interessanteste Theil mit
 dem kritischen Commentar, der dritte, ist noch zurück.
 Der nun, da er aller Professors- und Seminar-sorge
 entbunden, nur sich und seiner Bibliothek leben kann,
 doppelt thätige Schneider gab uns die pseudonymen
 Oeconomica des Aristoteles in ganz veränderter Ge-
 stalt, und eine treffliche Ausgabe der kleinen Xenophon-
 tischen Schriften, die als 6ter Tom nun seinen Xe-
 nophon schließen. Aber die dem Texte nach schon abge-
 druckten Theriaca Nikanders erscheinen noch nicht, weil
 er im Cambridge Museum Criticum (einer äußerst
 mannigfaltigen und zum Theil gehaltreichen Samm-
 lung, wovon bey Murray in London 4 Stücke erschie-
 nen sind, weit gediegener als das bey Walpy erschei-
 nende, schon zu 9 Bänden angewachsene Critical
 Journal, worin die Idolatrie der Britten für Por-
 son die höchste Stufe ersteigt) einen Abdruck dieser
 Theriaca mit Bentley's Verbesserungen aus der Aus-
 gabe fand, die nebst 80 andern Bentleianis jetzt im

Brittischen Museum in London sich befinden. Walpy ermunterte Schneider, ihm Supplemente zu dem von Walpy breit genug angekündigten, in 24 Lieferungen (jede zu einer Guinee) erscheinenden Stephanischen Thesaurus zuzuschicken, wofür er, wenn sie lateinisch geschrieben wären, ein Freyexemplar erhalten sollte! Schneider schüttelte den Kopf zu diesem speculativen Antrag, und will seine reichen Supplemente lieber zu einer neuen Ausgabe seines eignen Lexikons brauchen, als sie in jene rudem indigestamque molem werfen. Denn um einen solchen Thesaurus mit einem ordnenden Geiste zu durchdringen, ist der Polygraph Walpy nicht der Mann.... Zum Handgebrauch gibt Kiemer (Prof. in Weimar) ein neues Handlexikon heraus, wovon der erste Theil diese Messe erschien und höchst interessante Umarbeitungen und Darstellungen, besonders auch über die Grundwörter und Grundbegriffe, enthält.. Unser Kugelgen rüftet sich zu einer Reise nach Rußland. Sie sollten seine neuesten Kunstschöpfungen, Diana als Gegenstück zum Apollo und Hyacinth, seine zweymal verschieden gemalte Cybele mit der Urne der im heiligen Kriege Gefallenen sehn! u. s. w.

XXXII.

Vermischte Nachrichten

literarischen und artistischen Inhalts.

16.

Richter's Reise durch Aegypten und Syrien.

In der ersten Hälfte dieses Jahrgangs der Dörpt. Beytr. S. 286 f. hatte der Herausgeber das Vergnügen, einige Specialnachrichten in Betreff einer für die physikalische Erdbeschreibung sehr wichtigen, von Dörpat aus unternommenen, Reise zu erteilen, deren lehrreiche Beschreibung nunmehr schon in den Händen der Naturforscher ist. Gegenwärtig ist er im Stande, gleichfalls authentische Nachrichten von zwey andern merkwürdigen Livländischen Reisenden zu geben. Zuerst erfolgt hier, was auf sein Ersuchen sein Colleague, Hr. Hofr. und Prof. C w e r s, über Richter's Reise ihm gefällig mitgetheilt hat. Reise in die Krym und den Kaukasus von Moritz v. Engelhardt und Fr. Parron. Mit Kupfern und Charten, Zwey Theile, Berl. 1815. 9t. 8.

„Jede Reise eines wissenschaftlich gebildeten Europäers nach selten besuchten Gegenden erregt die öffentliche Aufmerksamkeit, und als Herr Otto von Richter von Konstantinopel nach Aegypten segelte, hatte er keinen Grund, sich ihr zu entziehen; aber noch viel weniger die Absicht, sie mit seinen Plänen zu beschäftigen. Diese schienen ihm gleichgültig für die Welt. Darum erfuhr er ungern, wie einige Tagesblätter, obgleich wohlwollend, seines Ausfluges so gedanken, daß, wer ihn nicht kennt, Verdacht schöpfen möchte, er glaube auf gefährliche und wichtige Entdeckungen auszugehen. Nicht also!

Mein Freund ist zu vertraut mit den Forschungen, die Andere, besser Ausgerüstete (vorzüglich französische Gelehrte, während Bonaparte's Kriegszuges) angestellt haben, um uns jenes Land des Wunderbaren und Geheimnißvollen aufzuschließen, als daß er wähen könnte, auf seinen Wanderungen durch dasselbe etwas Unerhörtes zu sehen. Er reißt zu eigener Belehrung, und miß auch jedes Lob ablehnen, welches seinem wissenschaftlichen Eifer, in Hinsicht der Gefahren, die er bestand, gesendet wird. Der Reisende erfährt in Aegypten weniger Verdruß, und genießt mehr Annehmlichkeiten, als in manchem europäischen Reiche, wo fern von der Hauptstadt die Vorurtheile der Regierung nicht immer so geachtet und vollzogen werden, als gegenwärtig die Firmans Erhöheit des Großherrn von den türkischen Befehlshabern am Nil. Bey allen fand Richter, welchem freilich auch besondere Empfehlungen nicht mangelten, mit seinem schwedischen Reisegefährten, Herrn Lidmann, gastfreundliche Aufnahme, obgleich beyde überall in europäischer Kleidung erschienen. Ali Bey, Statt-

halter von Damanhur, der eben in einem Lustlager stand, achtete nicht unter seiner Würde, die Fremdlinge an einem schönen Morgen durch kunstreiche Uebungen der Reiter-schaaren zu unterhalten. Ja, selbst in Gegenden, wo die Pforte des Gehorsams der höchsten Beamten nicht gewiß ist, versagten diese doch keinesweges den Reisenden ihren Schutz. So Hussein, Statthalter von Assuan (Syene), der sie persönlich durch die Wüste nach El Heiff (Philae) begleitete. Nahe bei Assuan fanden sie den östlichen, breiteren Arm des Nils so leicht, daß Richter ihn durchwatete, um nach Elephantine zu kommen. [30. Mai.]

Die Fahrt auf demselben Flusse ist bequem, und völlig sicher durch strenge Vorforge des Statthalters von Ober-Aegypten, Ibrahim's (Sohn Muhammed Aly's, des Pascha von ganz Aegypten), der unserm Landsmann schnell behülfflich war, sie bis nach Sibir, der alten Hauptstadt des türkischen Nubien's fortzusetzen, wohin er ohne alle Abenteuer, unter fröhlichem Gesange nubischen Ruderer gelangte.

Aber wie sehr das Land und seine schön gestalteten Einwohner (bey den Reichen bemerkte er mit Verwunderung Tische und Betten, fast von europäischer Form, wie sie der Orient sonst gar nicht kennt), ihn anzogen, hier entschloß sich Hr. v. Richter den Rückweg anzutreten [9. Junius, 1815]. Zu seinem Glück. Denn er erfuhr bald, daß unter den drey Brüdern, welche, dem Namen nach abhängig von dem Pascha Aegyptens, Nubien bis jenseit der großen Fälle des Nils und bis Dongola beherrschen, eine blutige Fehde sich entsponnen habe. Am Ende des Julius kamen die Reisenden wieder

nach Kairo, und dachten mit Muße das Delta zu durchstreifen, als plötzlich (den 4. August, n. St.) ein Aufstand gegen die Regierung ausbrach, von welchem uns die Zeitungen unbefriedigende oder unwahre Gerüchte verkündeten. Mir scheint der Vorfall wegen seines eigenthümlichen Charakters so merkwürdig, daß ich seine Erzählung, wie sie Hr. v. Richter in einem Briefe aus Damiette (vom 14. August) mittheilt, dieser Nachricht einverleiben mag. Sie lautet:

„Die Arnauten, welche die Infanterie des Pascha ausmachen, bewiesen ihm ihre Unzufriedenheit mit seinem Plane, europäische Waffenübung und Kriegszucht unter ihnen einzuführen, dadurch, daß sie sein Haus angriffen. Er hatte sich aber klüglich in's Schloß zurückgezogen, und die Rebellen wurden geschlagen. Nun zerstreuten sie sich in der Stadt, deren Magazine, Kaufhöfe und Buden sie methodisch und ungestört ausplünderten, da sie von Seiten der erbärmlichen Bewohner keinen Widerstand fanden, und die Truppen des Pascha endlich ihre Häupter im Stich ließen, um gleichfalls an der Plünderung Theil zu nehmen.“

„Dieses Unwesen dauerte etwa zwey Tage. Wie mehrere Stadtheile hatte auch das Quartier der Franken, wo wir uns befanden, seine Thore geschlossen, und sich bestmöglichst in Vertheidigungsstand gesetzt, welches nicht schwer war, da die Räuber ohne Anführer, also ohne Plan und Einheit handelten. Doch ermüdeten sie nicht, acht Nächte nach einander ihre Angriffe gegen das Franken Quartier zu wiederholen. Man bat den Pascha um Hülfe; er konnte aber nichts geben, als Schießpulver, und machte einen Aga für die Sicherheit des Quartiers verantwortlich, wiewohl

es eben dieser Aga war, dessen Soldaten alle Nächte die Franken mit Leitern und Flintenschüssen anfielen.“

„Ich weiß nicht, was am Ende aus den armen Europäern geworden wäre ohne die Thätigkeit des schwedischen Consuls Bokty, der über sechzig Flinten austheilte, und persönlich alle Wachen und Runden anordnete. Diese Wachsamkeit hielt die Räuber ab, die doch um ungewissen Gewinn gewissen Flintenschüssen nicht entgegen gehen mochten.“

„Indessen unterhandelte der Pascha, bot ihnen Verzeihung, wenn sie das geraubte wieder austiefen wollten, und versprach der Stadt, das etwa Fehlende zu ersetzen. Zugleich aber umgab er Kairo mit seiner treuen Reiterey, auf daß niemand den Raub in Sicherheit bringen könne. Da die Rebellen fast all ihr Pulver verbraucht hatten, mußten sie wohl nachgeben. Nun wurden die Quartiere zu gewissen Tageszeiten geöffnet, obgleich die Menge der Unzufriedenen noch immer große Vorsicht nöthig machte.“

Aus gegründeter Furcht vor dem losen Gesindel, welches in den Umgebungen der Stadt aufgerührt war, entsagten die Reisenden der genaueren Untersuchung Unter-Aegyptens, da ihre ferneren Plane nicht zu weilen erlaubten, bis die Sicherheit ganz hergestellt seyn konnte. Mit schwerem Herzen verließen sie das segnenreiche Nilthal, und seine räthselhaften Ueberbleibsel einer Zeit, „aus welcher kein Laut herüber tönt, von welcher kein Buchstabe redet.“ Sie gingen über Damiette zu Schiffe nach Jaffa. Aus Akre, wo sein Begleiter, nach Konstantinopel zurückkehrend, von ihm schied, wendete sich Hr. v. Richter, indem er einen flüchtigen Blick auf die verödete Stätte von Tyrus und Sidon geworfen hatte, nach Baal-

bet (Heliopolis), jetzt dem Emir der berühmtesten Motualis, Tschahschah, gehdrig. An denselben hatte der Pascha von Akre, welchem jener unterworfen ist, den Reisenden Empfehlungs- Befehle gegeben, welche zu gebrauchen sich keine Gelegenheit fand. Nichts destoweniger kam er zum Anschauen der unvergleichlichen Reste griechisch; orientalischer Herrlichkeiten, die zwar keinen größeren, aber lieblichen Eindruck auf ihn machten, als die ungeheuren Gebilde der ägyptischen Tempelwelt bey Luxor. Darauf durchwanderte er ungefährdet die Gegenden bis zu den Höhen des Libanon, und bereitete sich vor, dessen vorzüglichste Klöster und die Felsenstraße Antonin's zu besuchen, dann aber nach Haleb, Damaskus und Admor (Palmyra) zu pilgern.

Dieses meldete er in seinem letzten Briefe, aus Beirut, vom 13. September 1815. Ein schükender Engel geleite ihn aus den Gefilden seiner Jugendträume in die Heimath zurück!"

Gustav Ewers.

17.

Stackelberg's Reise durch Griechenland und einen Theil Kleinasien. Zeichnungen desselben. Eine Gemäldegallerie zu Reval.

Schon mehrmals ist in öffentlichen Blättern von der gelehrten Reise die Rede gewesen, welche von dem Engländer Cockerell, den Dänen Brøndsted und Koes, und den Deutschen, Freiherrn v. Haller aus Nürnberg, Baron Stackelberg aus Ehstland u. A. durch das Europäische und Asiatische Griechenland gemacht worden, auf welcher die Entdeckung des unschät-

baren Frieses eines Tempels zu Phigalia, und der herrlichen Statuen vom Giebel eines Tempels zu Regina geschah. Da einer dieser Reisenden, der Baron Otto Magnus v. Stackelberg, sich gegenwärtig bey seiner Familie in Reval aufhält (von wo er jedoch in kurzem nach Rom zurück zu gehen gedenkt); so erhielt der Herausgeber der Dörpt. Beytr., der im letzten Sommer die persönliche Bekanntschaft dieses trefflichen, ganz der Kunst lebenden jungen Mannes zu machen das Vergnügen hatte, von ihm selbst folgende handschriftliche Notiz für diese Blätter, die den Lesern um so willkommener seyn wird, je mehr sie, bey aller ihrer bescheidenen Kürze, mit völliger Zuverlässigkeit die Fülle dessen, was die Freunde des schönen Alterthums zu erwarten haben, andeutet.

„Zeichnungen die ich besitze sind:

1) eine vollständige Reihe malerischer Gegenden des ganzen eigentlichen Griechenlands, des Peloponnes, Konstantinopels und eines Theils von Kleinasien. Die Standpuncte habe ich immer so gewählt, daß sie mit dem malerischen das geographische und hohe historische Interesse verbinden; daher einige dieser Ausichten ganze Provinzen begreifen. Die schönen Formen der Gebirge Griechenlands, und die Mannigfaltigkeit und Größe seines Charakters leiten zu panoramischen Darstellungen.

2) Der neuentdeckte Fries des Apollotempels in Arkadien, die Amazonen; und die Centauren; Schlacht darstellend, nebst den Fragmenten der colossalen Statue des Apollo und der Metopen.

3) Eine Sammlung Atheniensischer Vasen und ihrer Gemälde.

4) Eine Sammlung kleiner Statuen und Köpfe von gebrannter Erde, meistens bemalt.

5) Trachten und Sittengemälde.

Außerdem liefert die Gesellschaft wichtige Aufklärungen über die Griechische Architektur, die Construction und Verzierung der Tempel,

Darstellungen der im Jupitertempel zu Aegina ausgegrabenen Statuen,

Eine Sammlung noch unbekannter Inschriften und Münzen,

Aufschlüsse über das Griechische Musiksystem.

Durch die glücklichen Findungen vorzüglicher Kunstwerke, durch Entdeckungen mancher Ruinen und Situationen Alt-Griechischer Städte und Monumente bewogen, die Früchte vierjähriger Reisen, deren einziger Zweck Untersuchungen über das alte und neue Griechenland waren, hat sich diese Gesellschaft verbunden, Beyträge zur Kenntniß von Griechenland zu liefern.

Der Herausgeber dieser Blätter darf hinzufügen, daß das angeedeutete Reisewerk dieser Gesellschaft über Griechenland, das, nach allen Datis zu urtheilen, leicht eines der vorzüglichsten in diesem Fache werden möchte, theilweise von Rom aus erscheinen wird. Unvergeßlich bleiben ihm die genussvollen Stunden, in welchen Hr. v. Stackelberg mit ihm die vorher erwähnten sehr zahlreichen Sammlungen seiner Zeichnungen mit unermüdlicher Gefälligkeit durchzugehen die Güte hatte. Es verdient bemerkt zu werden, daß dieselbe Meisterhand, welche die reinen, hohen Formen des erhabenen Bildwerks am Fries des Arkadischen Apollotempels mit vollendender Ausführlichkeit darzustellen vermochte, die unendlich mannigfaltigen, landschaft-

lichen Ansichten Griechenlands und Kleinasiens mit spielender Leichtigkeit eben so frey als charakteristisch wieder zu geben verstand. Auch unter den drey übrigen Abtheilungen findet sich sehr viel Interessantes; darunter nicht Weniges, das zugleich durch Neuheit und Schönheit der Vorstellungen anzieht. Vom Einzelnen hier wenigstens einiges näher zu bezeichnen, daran hindert nur billige Scheu auch vor leiserm Tadel jeder vortheiligen Bekanntmachung.

Nichts hindert indeß den Referenten, noch zu erwähnen, daß Hr. v. Stackelberg, während seines gegenwärtigen Aufenthalts zu Neval, zwey große Zeichnungen in schwarzer Kreide, beyde nach seiner eignen Erfindung, ausgeführt hat: 1. Die Erziehung Amors. Venus, (eine großartige, schöne Gestalt) umgeben von den bekleideten drey Grazien, gibt diesen den Befehl, den losen geflügelten Knaben in einen Radsich einzusperrn. Ein paar Faunen lauschen hinter dem Gebüsch hervor. Eine reizende Composition. 2. Eine Ruhe auf der Flucht. Joseph, ein würdiger Alter, schläft tief, in der Landschaft, deren Horizont Berge umschließen. Die sitzende Mutter schaut, ernst und sanft, heilig und mild zugleich, herab auf den schlummernden, an der Erde ruhenden Sohn. Er öfnet die Arme im Traume. Denn über ihm schwebt in der Höhe als Traumerscheinung ein Kreuz in einer Glorie, in welche Engelgestalten sich verlieren. Ref. kennt wohl Guido Reni's auf dem Kreuze entschlummerten Jesuknaben: aber die Idee des vom Kreuze träumenden, und dem Traumgesicht desselben die Arme entgegen streckenden Jesukindes ist, so viel Ref. weiß, ganz neu. Es herrscht übrigens edle Einfachheit in der Anordnung der edeln Formen; Strenge und

Reinheit des Stils der Römischen Schule im Ganzen. Diese Zeichnung ist auf braunem Grunde weiß gehöht; die Ausführung sehr fleißig und zart; die schwarze Kreide auf dem braunen Grunde nimmt sich fast wie Sepia aus. Von beyden Zeichnungen, zumal von Nr. 2, wäre ein würdiger Kupferstich von gleicher Größe zu wünschen. 18. die Abbildung des Kupferstichs
 Beyläufig berührt Ref. noch, daß im gastfreyen Hause der Mutter des Künstlers, der verw. Frau Obristin, Baronin von Stackelberg zu Reval, wo er diese Zeichnungen mehrmals sah, sich aus dem Nachlaß ihres früh verstorbenen Bruders, weil. Hn. von Düker, eine Gemäldegallerie, die für eine Privatsammlung unsrer Gegenden nicht unbeträchtlich ist, reich an schätzbaren Stücken der Niederländischen Schule, befindet. Dasselbst fand Ref. unerwartet auch eine Anbetung der Könige auf Holz, welche Manategnà's Werk zu seyn scheint; die beyden dazu gehörigen Flügel haben mehr gelitten, als das Hauptbild. Ferner ein kleines Bildniß Holbein's, von ihm selbst, in seinem 45sten Jahre, gemalt. Auch ein Cabinetsstück mäßiger Größe, Pan und Syrinx, von Rubens; die Landschaft aber, in der sich beyde Figuren befinden, mit reicher Vegetazion und mit Wassergebügel, schien dem Ref. von anderer Hand. *)

18. die Abbildung des Kupferstichs
 Olenin's Ergänzungsversuch einer antiken Statue des Cupido.

Vor einigen Monaten wurde der Herausgeber durch

*) In einem der folgenden Theile der D. Beytr. wird der Herausgeber Nachrichten von einigen, gelegentlich von ihm besesehenen Gemäldesammlungen Niga's und einiger Landliche Livlands geben.

einen Freund in St. Petersburg mit einer interessanten kleinen Schrift überrascht, von der, zumal da sie nicht in den Buchhandel gekommen ist, eine anspruchlose kurze Anzeige unsern Lesern nicht unwillkommen seyn wird. Dem Russischen Originale ist eine Französische Uebersetzung beygefügt, welche vom (wie wir hören, erst fünfzehnjährigen) Sohne des Herrn Verfassers herührt. Letzterer hat unter der im May 1815 geschriebenen Zueignung an den berühmten Orientalisten, Ritter Gore Ouseley, damals Großbritannischen Ambassador am Persischen Hofe, sich genannt. Es ist Ge. Exc. der Russ. K. Geh. Rath, Staatssecretär u. s. w., mehrerer hohen Orden Ritter, Hr. Alexis Olenin. Der Titel ist (Referent begnügt sich hier mit Anführung des Französischen): Essai sur les restaurations de la Statue antique de Cupidon, ajustant une corde à son arc. (Mit einem Motto aus Italsky's Erklärung der Hamiltonschen Vasensammlung über die Mißgriffe bey dem Ergänzen antiker Statuen). St. Petersbourg, de l'imprimerie du Théâtre Imp. 60 Seiten, gr. 8., nebst 2 Kupfertafeln in Crayon; Manier von Ivanow. Die reizende Statue, von der die Rede ist, war bekanntlich sonst auf dem Campidoglio, und befand sich neuerlich im Pariser Museum, wo auch Ref. sie öfters zu betrachten Gelegenheit hatte. Bisconti vermuthete, diese Bildsäule aus carrarischem Marmor sey vielleicht antike Copie des Cupido in Bronze, den Lysippos für die Thespier ausführte. s. Notice des Statues etc. du Musée Napoléon. Ausg. von 1808, p. 46. Der rechte Arm, ein großer Theil der rechten Hüfte und die Beine sind modern. Dem Ref. schien (beyläufig gesagt) bey dem Besehen des Originals auch Köcher und Baumstamm

nebst der Plinthe von moderner Hand: welches er, im Gegensatz mit dem in der Note p. 33 als wahrscheinlich Befundenen, übrigens, wie sich von selbst versteht, bloß als seine unmaßgebliche Meinung, anzumerken sich die Freyheit nimmt. Die Ergänzungen mögen, wie es schon nach der Inschrift der Platte wahrscheinlich ist, um das Jahr 1752 in Italien gemacht seyn. (Vgl. auch die p. 33 angeführte, bisher nicht öffentlich bekannt gewordene Sage vom Grafen Jwan Gregor Eschernitschew). Der Ergänzter aber hat, wie Hr. v. O. p. 33 si. mit Recht bemerkt, die wahre Art, den Bogen zu spannen, nicht gekannt, wofern jener (erlaubt Ref. sich hinzu zu setzen) wirklich das Spannen eines Bogens, und nicht bloß (freylich unbedeutendes) Halten desselben hat vorstellen wollen. Derselbe hat, nach Hn. v. Olenin's Ansicht, das eine Ende des Bogens, statt es am linken Bein anzubringen, anrichtig am rechten angebracht, auch seinem neuen rechten Arme eine unrichtige Bewegung gegeben (p. 34, 29, 30). Auch die Bemerkung in der Note p. 34, 37, über die wahre Stellung des linken Beins, verdient von Kennern beachtet zu werden, welche die alte Bildsäule selbst, nicht bloß ihren Abguß, mit den Vermuthungen des Hn. Verf. zu vergleichen Gelegenheit haben, da weder Abgüsse noch Zeichnungen hier auszureichen vermögen; wovon auch hier schon nicht wenig gewonnen wäre, wenn in den bekannten Kupferwerken, worin diese Statue abgebildet ist, das Antike vom Modernen, so etwa wie in Becker's Auguſt eum gesehen ist, gehörig unterschieden wäre. — Der Hr. Verf. längst aufmerksam auf die Art, wie die kriegerischen Bewohner des Kaukasus und andere Asiat. Völker (p. 38, 41, 42) noch heut zu Tage den Bogen spannen, gab diese

dem Hn. Malinowsky Demuth, Professor der Sculptur bey der Kaiserl. Akademie der Schönen Künste, genau an, der nun, zufolge dieser Angabe, eine neue Ergänzung der nach Hn. v. O's. Uebersetzung unrichtig ergänzten Theile der Bildsäule zu dem antiken Reste der Figur versuchte, wie letztere im Gypsabguß nach der über dem Original gemachten Form erscheint, welche sich in der ansehnlichen Sammlung von Formen, die über den antiken Originalen genommen sind, im Palast der K. Akademie der Künste zu St. Petersburg befindet. Zur Verdentlichung ist auf einer Kupfertafel vorgestellt: Fig. 1. die Statue mit der vom Hn. Malinowsky Demuth nach Hn. von Olenin's Idee versuchten Ergänzung. Fig. 2. dieselbe mit der bekannten Ergänzung des Ital. Künstlers, wie sie im Mus. Capitol. und dann im Mus. Napol. stand. Fig. 3. ein Escherkes, nach seiner gewöhnlichen Weise *ajustant une corde à son arc*. Außerdem ist Fig. 1. aus einem andern Standpunct betrachtet, auf dem Titelfusse noch einmal vorgestellt. Allerdings stimmt jetzt Fig. 1. mit Fig. 3. in der Stellung und Bewegung des Körpers vollkommen überein. Auch scheint die Bewegung des rechten Arms nach Hn. v. O's. sehr sinnreich vorgeschlagener Ergänzung, mit der Bewegung der Hand des antiken Körpers übereinzustimmen, so weit sich davon aus bloßen Kupfern urtheilen läßt. Problematisch bleibt übrigens dem Referenten, 1) ob nach dem Reste der antiken Statue die einzige denkbar Intenzion des alten Künstlers war, den Cupido als „ajustant une corde à son arc“ darzustellen; 2) ob man ohne Unterstützung anderer alten Denkmäler dem Griechischen Amor gerade dieselbe Anstrengung in Spannung eines schwer zu biegenden Bogens

beylegen dürfte, deren sich heut zu Tage ein Tscherkes
 oder anderer Orientale bedient. Wie viel leichter spannt
 dagegen — *ἥρα μάλ' ὤρετο θεός* — jener Liebesgott
 den ungleich leichter beweglichen Bogen auf dem ge-
 schnittenen Steine, den Milin (Monum. antiq.
 inéd. T. II. p. 1 seq.) aus dem Cabinet des Hn. van
 Hooft bekannt gemacht hat! Mit dieser Bemertung
 soll aber keinesweges gesagt seyn, daß die Handlung
 und Bewegung der Figur auf jenem Stein eine Anwen-
 dung auf unsere Statue zulasse. Der Referent macht sie
 nur, um einen geringen Beweis der Aufmerksamkeit zu
 geben, mit welcher er die, auch manche interessante
 Nebenbemerkungen, die hier nicht ausgezogen werden
 konnten, enthaltende Abhandlung gelesen hat. Nur
 dahin gehet auch, daß er, außer den auf dem letzten
 Blatte derselben bereits angezeigten Druckfehlern, sich
 noch zwey, die vom Corrector bey der Revision der
 Druckbogen zufällig übersehen sind, in seinem Exem-
 plar verbessert hat: p. 54 *facsimilum* statt *fac-*
simile, und p. 41, 3. 4 v. u., in der Homerischen
 Stelle *Ω*, statt *Os* — Wie Ref. vernimmt, wird eine
 deutsche Uebersetzung dieser schätzbaren, auch mit Elee-
 ganz gedruckten, kleinen Schrift in St. Petersburg
 herauskommen, welche als willkommenen Anhang eine,
 p. 54 vom Hn. Verf. schon angekündigte, Untersuchung
 über die antike Statue des Cupido enthalten wird, die
 sich im Pallast S. K. M. der Kaiserin Mutter zu Paw-
 lowsky befindet.

19

Ueber die Lesart einer Stelle in Scipio's
 Traum, auf Veranlassung eines Werks
 von Duwaroff. In der ausgezeichnet gelehrten und geistreichen,

ihrem Werthe nach noch viel zu wenig verbreiteten,
 Schrift Sr. Exc. des Hn. wirklichen Staatsraths u. s.
 w. Duwaroff: *Essai sur les Mystères d'Eleusis,*
seconde Edit. *) findet sich unter andern eine sehr
 glückliche und scharfsinnige Benutzung der Entdeckung
 Wilford's, daß jene dunkle Formel, mit welcher bey
 der Feier der Eleusinischen Mytherien die Versammlung
 aufgehoben wurde: *κοῦζ' ὄρατα*, aus dem Sanscrit
 herrühre. s. p. 26 — 30. Vergl. Préface p. IX —
 XII, und die Noten p. 110 — 114, in welchen letztern
 besonders das in das tägliche Leben der Griechen und
 Römer übergegangene, ihren Sprachen in diesem Sinne
 fremde, *καζ*, in manchen Stellen der Griechen und
 Römer nachgewiesen wird. Indem der Referent diese
 Noten las, fiel ihm eine, von Hn. v. Duwaroff nicht
 berührte, Stelle aus Cicero's *Somn. Scipio-*
nis c. 2. extr. ein. Dort heißt es im Texte nach Er-
 nesti's Recension (Cic. Opp. Vol. IV. p. 1086):
Hic cum exclamasset Laelius, ingemissentque
ceteri vehementius: leniter arridens Scipio, Quae-
so, inquit, ne me e somno excitetis, et parum
rebus: audite cetera. Obgleich Ernesti dieser Stelle
 keine kritische Note beygefügt hat, so haben doch schon
 die meisten Ausleger den Text in den Worten *parum*
rebus mit Recht für verdorben erklärt. Schon Aldus

*) Die erste, nur in hundert Exemplaren gedruckte, gar

nicht in den Buchhandel gekommene Ausgabe dieser der Kö-
 niglichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Gottingen, die
 den Verfasser zu ihrem corresp. Mitgliede ernannt hatte, ge-
 widmeten Abhandlung erschien St. Petersburg. 1812. XII und
 85 S. gr. 8.; die zweite, *révue et augmentée*, daselbst 1815,
 XX und 138 S. gr. 8., beyde mit drey sinnreich gewählten
 Vignetten.

Ne pos bezeugte, in zwey Handschriften stehe: pax sit rebus (was auch in einigen Ausgaben in den Text aufgenommen ist); in einer aber fehle sit. Hiernach vermuthete Gravius, Cicero habe geschrieben: Quaesio, inquit, ne me e somno excitetis. pax! verum audite cetera. Referent gesteht, daß nach der von Hn. v. O. gegebenen gelehrten Erläuterung des *καὶ ἄρα*, und des *καὶ* besonders, für ihn auch in der Ciceronischen Stelle, wenigstens die Lesart pax! (d. i. Still!) viel größere Wahrscheinlichkeit gewonnen hat, als er ihr vor vielen Jahren beylegte, wo er sich (bloß zu seinem Privatgebrauch) mit einer Recognition des Textes von Cic. Somn. Scip. beschäftigte. Uebrigens möchte er statt des von Gravius vermutheten verum im Cicero lieber, was schon Bonhier vermuthete, parumper (ein Weilschen) gesetzt haben; aus dessen Verderbung sich die falsche Lesart parum rebus leichter erklären ließe. Dabey würde nämlich Referent sich vorstellen, daß das, manchem Abschreiber unverständlich gebliebene, pax! von der ersten Sylbe in parum verdrängt, das per aber durch Umkehrung der Buchstaben in rep verwandelt sey, woraus hernach reb, reb., rebus geworden. Die wahrscheinliche Lesart der Stelle ginge dann auch hier, wie zuweilen, aus nicht unpassender Verbindung von Varianten hervor, die dem nicht lange genug verweilenden Blicke unvereinbar geschehen.

I n h a l t der zweyten Hälfte.

XXV. Etwas zur Beantwortung der Frage: Gab es bey den Alten Belohnungen des Verdienstes um den Staat, welche den Ritterorden neuer Zeit ähnlich waren?

Drittes Buch.

- Dritter Abschnitt. Gemälde und Bildnisse. S. 299—356.
- XXVI. Schreiben von A. C. Lehrberg an Friedrich Adlung. S. 357—364.
- XXVII. Herodot und Aesias über Indien. Von A. H. von S. 365—415.
- XXVIII. Saffo's Hymnos an Askrodit. Vom Herausgeber. S. 416—419.
- XXIX. Bruchstück einer am 22. December 1812 öffentlich gehaltenen Rede. Vom Herausgeber. S. 420—428.
- XXX. Allgemeiner Bericht von der Kaiserlichen Universität zu Dorpat. S. 429—434.
- XXXI. Briefe und Brieffragmente. Geschrieben an den Herausgeber.
15. Von Aubin Louis Millin. (Von seiner archäol. und artist. Reise durch Italien etc.). S. 435—437.
16. Von Gottfr. Ernst Groddeck. (Kritische Verbesserung einer Stelle in Demosthenes' Rede für die Krone. Anecdota von Carbienski etc.). S. 438—441.
17. Von Joh. Jak. Heint. Eßbann. (Russ. Manuscript, an die Univerf. Bibliothek zu Dorpat geschenkt. Gedicht des Fehn. v. Hormann etc.). S. 441—444.
18. Von Wilh. Fr. Hezel. (Alphabetisch der Griechen etc.). S. 444—446.
19. Von A. B. (Auctores classici bey Laugnis. Philologica von der Ostermesse 1815. Valpy's angekündigter Thesaur. Stephan. etc.). S. 446—448.
- XXXII. Vermischte Nachrichten, litterarischer und artistischer Inhalts. Vom Herausgeber. — 16. Richter's Reise durch Agypten und Syrien. S. 449—454. — 17. Staekelberg's Reise durch Griechenland und einen Theil Kleinasien. Zeichnungen desselben. Eine Gemäldegallerie zu Neval. S. 454—458. — 18. Olenin's Ergänzungsversuch einer antiken Statue des Cupido. S. 458—462. — 19. Ueber die Lesart einer Stelle in Scipio's Traum, auf Veranlassung eines Werks von Duwartoff. S. 462—464.

Verbesserungen und Druckfehler.

— C. 299, 3. 15, l. ist es gewiß, — C. 302, 3. 2, l. 1). — C. 308, 3. 5 v. u., l. diese wesentlichen Stücke — mangelten — Daf., 3. 1 v. u., l. Pausan. Att. c. I. — C. 311, 3. 12, l. Lakedämoniern und 3. 13 Lakedämonier — C. 313, 3. 7, l. 3). — C. 317, 3. 2 v. u., l. 3). — C. 318, 3. 2, l. 1). — C. 321, 3. 14, l. 3) — C. 323, 3. 15, l. Tempelbezirke. — C. 329, 3. 11, l. Vermuthung. — C. 330, 3. 16, statt regierten l. verwalteten — C. 331, 3. 18, l. Stadt ablehnte, — C. 336, 3. 6, l. Vortrag. — C. 338, 3. 4 v. u., l. geschmückt, — Daf., 3. 3. 2 v. u., l. Amtszeit, — C. 340, 3. 12, l. λογος εινοτι. — C. 440, 3. 2 v. u. l. 333. — C. 455, 3. 7, l. Herausgeber.

In der ersten Hälfte des Jahrg. 1814 ist noch zu verbessern:

— C. 7, 3. 19, l. ganz — C. 14, 3. 11, l. Blüte st. Blüthe — C. 15, 3. 10 v. u., l. ol. st. ol — C. 27, 3. 12, l. Theaus st. Theaenus. — Daf., 3. 24, Eudathenäus st. Eudathenaus. — C. 29, 3. 13, l. der theatischen — C. 36, 3. 12, l. Panathenäen — C. 36, 3. 2 v. u., l. von Spanheim abgehandelt, — C. 37, 3. 2 v. u., l. dieser Ehre — C. 43, 3. 7, l. Feste des — C. 46, 3. 5 v. u., l. Afrika, desgleichen einige Städte, — C. 47, 3. 13. 14, l. Laeoe, Pnytanis der — C. 54, 3. 4, l. Van Dafen. — C. 62, 3. 15, l. ΦΙΛΟΚΑΗΝ — C. 72, 3. 5, l. Homer, neu — C. 82, 3. 6, l. Götter und Kaiser an — C. 83, 3. 11, l. verachtet 1) — C. 86, 3. 13, l. Auf die vorherbemerckte — C. 92, 3. 6, l. Kränze oder Geldgeschenke — Daf., 3. 19, l. wohlwollender dankbarer — C. 95, 3. 24, l. Diadem annahmen, — C. 130, 3. 11, höchsten — Daf., 3. 12, l. Spinozismus genannt werden kann. — C. 138, 3. 18, l. ununterscheidbar (NB.) — C. 149, 3. 5 v. u., l. die Materie und die Form (NB.) — C. 159, 3. 1 v. u., l. öfflicher (NB.) — C. 163, 3. 9, l. der empirischen (NB.) — C. 165, 3. 4 v. u., l. absolut Eine. — C. 180, 3. 2 v. u., l. toto genere — C. 181, 3. 4 v. u., l. und bestimmte (NB.) — C. 253, 3. 7, l. d'Anterne

Tabegang 1813, C. 182, 3. 8 v. u., ist der Druckfehler du prince zu verbessern: de Pierre

Verzeichniß sämmtlicher Subscribenten auf den Jahrgang 1814, oder den zweiten, 1815 herausgekommenen, Band der Dörptischen Beiträge.

Die Bibliothek der Kaiserlichen Universität zu Kasan.
— Bibliothek der Kaiserlichen Universität zu Wilna.
— Bibliothek des Kaiserl. pädagogischen Instituts in St. Petersburg.
— Bibliothek des Kaiserlichen Gymnasii ill. zu Mitau.
— Bibliothek des Kaiserlichen Gymnasii zu Wörsberg.
— Bibliothek der Kreisschule zu Fellin.
— Bibliothek der Kreisschule zu Pernau.
— akademische Musse zu Dorpat.
Der Stadtb. zu Mitau.
Das Museum zu Riga.
Die Musse zu Wenden.

Herr Joh. Fr. Alstedt, Prof. der Mathem. zu Ubo.
— Gouv. Schulendirector und Ritter Dr. Albanus in Riga.
— Joh. Heint. Abellan, Prof. der Gesch. in Ubo.
— Synodus und Secretair Barendt in Pernau.
— Pastor Becker zu Gaudau in Livland.
— Probst Berg zu Hallist in Livland.
— Ober-Pastor u. Ober-Const. Ass. Dr. v. Bergmann in Riga.
— Pastor Benj. v. Bergmann zu Rujen in Livland.
— Pastor Berkholtz in Riga.
— H. A. v. Bock auf Kersel in Livland.
— Collegienrath Dr. Böhlendorff, Prof. der Theol. zu Dorpat.
— Hofrath Böhme in Riga.
— Oberlehrer Braunschweig in Riga.
— Secretär v. Bröder in Riga.
— Landrath und Ritter v. Suddenbrock in St. Petersburg.
— Casansty, Kaufmann in Pernau.
— Schulsinspector u. Pastor Cornelius zu Arrasch bey Wenden.
— Studiosus v. Dittmar (damals) in Dorpat.
— Hofrath Dr. Erdmann, Prof. der Medicin zu Kasan.
— Collegienrath Dr. L. Ewers, Prof. der Theol. zu Dorpat.
— Hofrath Dr. G. Ewers, Prof. der Reichsgeschichte das.
— Hans Heint. Falkenberg, Prof. d. orient. Litt. in Ubo.
— Ritter Joh. Gadin, Prof. der Chemie in Riga.
— Candidat F. v. Freymann in Dorpat.
— Kreislehrer Geldner in Ust.
— Hofrath Dr. Giese, Prof. d. Chemie in Dorpat.
— Götze, Candidat der Philof. in Dorpat.
— Oberpastor Dr. Grabe in Riga.
— Postmeister Gruner in Fellin, 2 Gr.
— Ritter Gust. Fabr. Hällström, Prof. d. Phys. zu Ubo.
— Buchhändler Hartmann in Riga, 2 Gr.
— Dr. Haus in Mitau.
— Apotheker Hermann in Arensburg.
— Notar Heyer in Pernau.
— Secretär v. Hollander in Riga.
— Schulsinspector v. Holst in Wolmar, 2 Gr.
— Jordan, erster Lehrer der Kreisschule zu Arensburg.
— Assessor v. Kahlen auf Kalkenau in Livland.
— Oberlehrer Keusler in Riga.
— v. Knorring auf Krottil in Estst.
— Pastor Fr. Koch zu Jense in Estland.
— Herm. Köhler, Doctor der Medicin, aus Riga.
— Studiosus Kraundling aus Kurland, (damals) in Dorpat.
— Andr. Joh. Lagus, Prof. d. prakt. Philof. in Ubo.

- Herr Garderichtmeister v. Pambdorf auf Landsen in Kurl.
 — Hofrath Dr. Ledebour, Prof. der Naturgesch. zu Dorpat.
 — Hr. Venarzen, Kaufmann zu Pernau.
 — Oberpastor Lenz in Dorpat.
 — Pastor Lönig zu Kottenhusen in Livland.
 — Landrath v. Liphart auf Rathshof ben Dorpat.
 — A. v. Löwis, Secretär der livl. ökon. Gesellsch. zu Dorpat.
 — Schulinspector Dr. v. Luce in Arensburg.
 Weil. Frau v. Mannkuffel auf Zierau in Kurl.
 Herr C. S. Baron v. Mappell auf Kuro in Estland.
 — Superintendent Mayer in Reval.
 — Govv. Schulendirector Melartin, Prof. zu Abo, 3 Cr.
 — Lector und Univers. Buchhändler Meyer in Abo.
 — Hofrath Dr. Moier, Professor der Chirurgie in Dorpat.
 — Pastor Moris zu Angen in Livland.
 — Dan. Myreen, Prof. d. Staats- u. Handl. Wiss. in Abo.
 — Pastor Napierko zu Pebalg-Neubaus in Livl.
 — Pastor Neumeister zu Linden in Livl.
 — Kreisshullehrer Nicolai in Pernau.
 Ce. Exc. Hr. Geh. Rath und Ritter Baron L. H. v. Nicolay aus
 Monrepos bey Woborg.
 Ce. Exc. Hr. Geh. Rath, Landhofmeister und Ritter v. Offenbergh
 in Mitau.
 Herr Job. Pabst, Inspector der Uprawa in Tobolsk.
 — Oberpastor Dr. Päßler in Reval.
 — Gabr. Pasander, Prof. d. theoret. Philos. in Abo.
 — Kreis- und Oekonomie-Riscal G. Petersen in Dorpat.
 — Postmeister Philippäus in Dorpat.
 — Pastor Rapp zu Gauken in Kurl.
 — Hofrath Recke, Rath beyd. Kameralhöfe in Mitau.
 — Conslt. Rath, Dr. Richter, Pastor zu Doblen.
 — Pastor und Conslt. Assessor Rosenplänter in Pernau.
 — Hr. Rosenplänter, Studios. d. Rechte in Dorpat.
 — Probst Sähmen zu Drekala in Livl.
 — Pastor Schilling zu Pebalg in Livland.
 — Landrath u. Ritter, Baron v. Schlittenbach in Hasenpoh.
 — Pastor Schönberg zu Pennewaden in Livland.
 — Secretär von Schumann in Dorpat.
 — Pastor Schweder in Livl.
 — Heint. Snelmann, Prof. d. Theol. zu Abo.
 — Generalsuperintendent Dr. Sonntag in Riga.
 — Peters. Steffenhagen, Govv. Buchdrucker in Mitau.
 — Kreisshullehrer Stender in Pernau.
 — Rath Dr. Strupe, Director des Gymnas. in Königsberg.
 Ce. Exc. der Hochw. Bischof zu Abo, Dr. J. F. Tengström, Pro-
 fessor, Ritter des St. Annenordens erster Classe und
 des Nordsterns.
 — Govv. Schulendir. Tiedebühl in Reval, 3 Cr.
 — Stadtbibliothekar und Kreisshullehrer Tiedemann in Riga.
 — Hofrath Voigt in Riga.
 — Ritter Job. Fr. Wallenius, Prof. d. Bereds. in Abo.
 — Pastor Weirich zu Estaa in Livland.
 — Collegienassessor v. Wiedau auf Diefhof in Livl.
 — v. Wilpert, Doctor der Medicin, in Riga.
 — Oberlehrer Wöhrmann in Reval.
 — Kaufmann Wolff in St. Petersburg.

Anzeige von der Fortsetzung der Dörpt.
 Beyträge.

Der Herausgeber versprach den Subscribenten auf den zweyten Jahrgang „wenigstens ein Alphabet.“ Er hat ihnen 307 Bogen geliefert. Da die Zahl jener, unter welchen noch Verschiedene als Sammler ihr Exemplar unentgeltlich empfangen, wenig über hundert beträgt, und folglich noch geringer ist, als die auf dem ersten, 29 Bogen starken, Jahrgang, obwohl das Urtheil von Sachkundigen dahin ausfallen möchte, daß der zweyte Jahrgang den ersten an Reichhaltigkeit übertriffe: so kann jeder, der die in der letzten Zeit bekanntlich immer gestiegenen Preise des Papiers und Drucks in unsern Gegenden kennt, leicht selbst den Ueberschlag machen, daß die Druckkosten dieses Unternehmens kaum nothdürftig gedeckt sind. Dennoch hat sich der Herausgeber, der den Hauptzweck dieser Blätter, welcher in der Zueignung des ersten Theils an den verewigten Funk deutlich genug ausgesprochen ist, nicht gern aufgeben möchte, zu einem dritten Jahrgang entschlossen, der im Laufe des Jahres 1816 erscheinen soll. In demselben, und zwar schon in der ersten Hälfte, wird auch die, von mehrern Seiten gewünschte, Fortsetzung der Chronik der K. Universität Dorpat erfolgen. Mit dem dritten Jahrgange aber werden die Dörpt. Beyträge geschlossen, so daß die Theilnehmer dann eine aus sechs Abtheilungen in drey Bänden bestehende Sammlung haben, die ein für sich bestehendes, auch im Verkauf dann nicht mehr zu vereinzelndes, Ganzes ausmachen wird. (Wiel leicht jedoch vergönner günstigere Umstände dem Herausgeber, der ersten Sammlung weiterhin eine von ihr unabhängige zweyte folgen zu lassen.)

Der Subscriptionspreis für den nächstfolgenden Jahrgang 1816 (denn die Zahl 1815 mag übergangen werden, da diese zweyte Hälfte des Jahrganges 1814 erst ganz am Schlusse des J. 1815 die Presse verlassen konnte: doch behält sich der Herausgeber die Lie-

ferung der Univers. (Chronik auch von 1815 vor) ist unverändert, wie bey dem bisherigen: 10 Rubel B. N. oder 2 Rubel 50 Kop. S. M. Die Bedingungen bleiben dieselben. Beym Empfange der ersten Hälfte wird also auch fernerhin der Preis des ganzen Jahrgangs entrichtet. Die Interessenten unsrer Gegenden erhalten einen gedruckten, vom Herausgeber unterschriebenen Schein, gegen dessen Zurücklieferung sie die zweyte Hälfte unentgeltlich erhalten, sobald dieselbe wird gedruckt seyn. Letzteres wird in der Dörptischen Zeitung zu seiner Zeit unverzüglich bekannt gemacht. In Dorpat subscribirt man sowohl bey dem Herausgeber, als bey dem Herrn Rath Petersen, Censur- und Bibliothek-Secretär. In Riga nimmt gefällig Subscripzion nebst Zahlung an Herr Oberpastor D. Grave u. der Univers.-Buchhändler Hr. Meinshausen; in Mitau Hr. Gouv.-Buchdrucker Steffenshagen; in Reval Herr Oberpastor D. Päßler u. Hr. Buchhändler Bornwasser; in St. Petersburg Hr. Mayer, Verwalter der Buchhandlung der Kais. Akademie der Wiss.; in Abo Herr Lector und Universitäts-Buchhändler Meyer. Die Hauptcommission für Deutschland hat Herr Buchhändler Kummer in Leipzig, welchem die Exemplare *frachtfrey* geliefert werden. — Vom ersten Jahrgange sind für den anfänglichen Subscripziionspreis gegen baare Zahlung noch Exemplare bey dem Herausgeber zu haben.

fassung der Kaiserl. Charte aus dem Jahr 1785) ist
 unverändert, wie bey dem bisherigen 10 Bunde N. 2.
 oder 1 Bunde 10 B. N. 2. Die Bedingungen des
 des sind die. Es ist zu wünschen das diese Charte nicht
 alle auch fernhin der Form des jetzigen Jahrgangs
 entwidet. Die Jurisdictionen welche bey uns erhalten
 zu werden bedürfen, von denen die in der Charte
 von 1785, nicht mehr vorhanden sind, die welche
 durch die Charte erhalten, welche nicht mehr
 zu sein. Folgendes wird in der Charte, die
 Stellung in seiner Zeit unverändert bekannt gemacht
 In Dorsat befindet man sowohl bey dem Herrn
 gebt, als bey dem Herrn Rath Detarjen, Schul-
 und Schulmeister. In Riga übernimmt gewisse
 Schulungen auch Stellung an Herr Oberstar D.
 Gröze, der Unterl. Buchhändler Hr. Heltz, der
 Herr in Wilna der Oberl. Buchhändler Hr. Steffens
 Dorsat; in Riga der Herr Oberstar D. Heltz u.
 der Buchhändler Hr. Gröze; in St. Peter der
 Herr Hr. Gröze, Buchhändler der Buchhändler der
 Herr, Heltz, der Herr; in Riga der Herr Detarjen
 Unterstar D. Heltz, der Herr. Die Namen
 müssen für die Charte, das Herr Buchhändler Hr.
 Herr in Riga, welchem die Charte frey gegeben
 gegeben werden. Demnach den Jahrgang des
 den vollständig und vollständig gegen diese Zeit
 lang nach demselben durch den Herrn Hr.

